Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .
Das PDF wurde erstellt am: 28.05.2025, 18:56 Uhr.

Eduard Kück Heinrich Sohnrey

Feste und Spiele des deutschen Landvolks

Berlin: Deutsche Landbuchhandlung, 1909

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1897049676

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin
Institut für Wissenschaftskunde
Wossidlo-Forschungsstelle
Rostock, Thomas-Mann-Str. 6

Feste und Spiele des deutschen Landvolks

Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege

herausgegeben von

Dr. Eduard Kück
Gymnasialoberlehrer
und
Prof. Heinrich Sohnrey

Fischer

Berlin SW. 11
Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.
1909

606 / LB 62015 K95

Universitätsbibliothek Rostock
Fachbibliothek Volkskunde
Sigel 28/606

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, ausdrücklich vorbehalten

Bb 15

Druck von Wilhelm Baensch in Dresden

Vorwort.

Seit 16 Jahren bereits plante ich die Herausgabe dieses Buches, von dessen Notwendigkeit ich so tief durchdrungen war, daß der Gedanke an das Werk auch in all der Zeit nicht verblaßte, sondern immer wieder aufs neue sich regte und zur Ausführung drängte. Mit einem Aufsatze „Grüne Ostern und fröhliche Leute", erst im „Land", dann in meinem Buche „Die hinter den Bergen" erschienen, hatte ich angefangen, auf die Verwahrlosung der althergebrachten Feste und Spiele unseres Landvolks aufmerksam zu machen und zur Sammlung der Überreste aufzufordern. Die Anregung fiel auf guten Boden. In verschiedenen Gegenden Deutschlands wurde von Freunden unseres Volkstums den Festen und Spielen des Landvolks nachgeforscht, und ich erhielt aus Nord und Süd, Ost und West mancherlei wertvolle Einsendungen, aus denen ich wieder durch Veröffentlichung in meinen Blättern, der Halbmonatsschrift „Das Land" und dem volkstümlichen Wochenblatte „Deutsche Dorfzeitung", neue Anregungen geben konnte. Immer mehr häufte sich das aus allen Himmelsgegenden einlaufende Material, so daß nun endlich auch mit der einheitlichen Verarbeitung begonnen werden konnte. Das Zustandekommen dieser mühseligen und besondere Umsicht verlangenden Arbeit würde aber, zumal zur Abrundung des Ganzen auch die Heranziehung der einschlägigen volkskundlichen Literatur im hohen Grade wünschenswert war, bei meiner ohnehin schon sehr in Anspruch genommenen Zeit wohl noch länger haben auf sich warten lassen müssen, wenn ich nicht in der Person des Gymnasialoberlehrers Dr. Kück in Friedenau, der schon durch sein Werk „Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide" eine glänzende Probe seines

volkskundlichen Wissens und Könnens abgelegt hatte, einen überaus gewissenhaften und umsichtigen Mitarbeiter gewonnen hätte. Er übernahm den Löwenanteil der Sichtung, Gliederung und Verarbeitung des großen Materials und hat das Werk auch durch unermüdliches Nachforschen in den volkskundlichen Quellenschriften so wacker gefördert, daß ich mich seiner Mitarbeit nur dankbar freuen kann.

Einen wertvollen Zuwachs erhielt unser Material noch im Sommer vorigen Jahres durch einen von uns veröffentlichten Aufruf, den zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften in dankenswerter Weise zum Abdruck brachten. Herr Landrat Büchting in Limburg stellte uns eine auf sein Betreiben von den Lehrern und Lehrerinnen des nassauischen Kreises Limburg zusammengebrachte handschriftliche Sammlung der dortigen Kinderspiele zur Verfügung (im Buch als „Büchtingsche Sammlung" bezeichnet), und Herr Landrat Dr. Burchard in Alfeld ließ sogar seine sämtlichen Gendarmen im Kreise ausschwärmen, um mit ihrer Hilfe Nachforschungen über das Vorhandensein und die Bezeichnungen des Dorfangers anzustellen. So originell uns dies Vorgehen erscheint, so erfreulich war für uns die Einsicht in die von den Gendarmen erstatteten sorgfältigen und sauberen Berichte. Auch von dem Material, das Dr. Kück bei seinen Landsleuten in Nordhannover für sein im Entstehen begriffenes „Lüneburger Wörterbuch" gesammelt hat, ist manches verwertet worden („Kückssche Sammlung").

Im Anfang dieses Jahres war die Arbeit soweit fortgeschritten, daß Dr. Kück auf der zwölften Hauptversammlung unseres Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 20. Februar in einem Vortrage über die Reform der ländlichen Feste und Spiele[1]) das Erscheinen des Buches im Laufe des Jahres in Aussicht stellen konnte.

Wenn der zweite Teil, der über ländliche Spiele handelt, kürzer ausgefallen ist, so sind hierbei Rücksichten auf den Umfang

---

[1]) Abgedruckt im Land XVI Nr. 13, auch zusammen mit den anderen Vorträgen derselben Tagung in der „Ländlichen Wohlfahrtsarbeit", Heft 12 (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11), S. 96—107.

des Buches maßgebend gewesen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß dieser Teil, wenn das Buch Anklang findet, weiter ausgebaut wird und nötigenfalls später als ein besonderes Buch erscheint. Daß übrigens auch der erste Teil, der den Festen gewidmet ist, bereits eine große Anzahl von Spielen enthält, wird dem Leser nicht entgehen.

Das Buch ist auf Veranlassung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege entstanden. Daraus erklärt sich in erster Linie die Beschränkung auf das flache Land. Es fehlt aber auch in unserer Literatur bis heute an einem Buch, das den Schwerpunkt auf die ländlichen Feste und Spiele legt. Wir dürfen uns ferner auf das höhere Alter, die größere Zähigkeit und den damit zusammenhängenden größeren Reichtum der ländlichen Überlieferung berufen. Auch haben wir, wo es angebracht schien, kein Bedenken getragen, die Stadt, insbesondere die Kleinstadt, mit in den Kreis der Darstellung zu ziehen.

Die Anmerkungen sind zunächst für den Forscher berechnet. Dem entspricht die kurze Fassung der Quellennachweise[1]). Bei kleineren Notizen, die weniger von Belang sind, ist, um die Zahl der Anmerkungen nicht über Gebühr anwachsen zu lassen, ein Nachweis auch wohl ganz unterblieben. Der Kundige wird sich, wo er einmal eine Angabe vermissen sollte, vermutlich unschwer zurechtfinden.

Bei allem Streben nach Kürze schien es uns aber eine unabweisbare Pflicht der Dankbarkeit, die Namen derjenigen Einsender und Einsenderinnen, deren Beiträge Verwertung gefunden haben, im Rahmen der Anmerkungen aufzuführen. Wir knüpfen daran die Bitte um weitere Beiträge[2]) über ländliche Feste und Spiele, mit dem Versprechen, daß die Einsendungen bei etwaigen späteren Auflagen Verwendung finden oder sonst für die Erkenntnis des

---

[1]) Um Wiederholungen zu vermeiden, sei bemerkt, daß Wuttkes bekanntes Buch in der 3. Bearbeitung, Andrees Braunschweiger Volkskunde und Handelmanns Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein in der 2. Auflage benutzt worden sind.

[2]) Man sende an einen der Herausgeber oder an den „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" (Berlin SW 11, Bernburgerstraße 13).

deutschen Volkstums nutzbringend verwandt werden sollen. Auch inhaltliche Berichtigungen (z. B. über neuere Abweichungen in der Art einer Feier) sind uns willkommen, ebenso Berichtigungen hinsichtlich der Quellennachweise. Gerade Artikeln volkskundlichen Inhalts gegenüber ist bekanntlich bei der kaum übersehbaren Fülle der hierher gehörigen Veröffentlichungen ein Werturteil nicht immer leicht. Es ist uns selbst wiederholt begegnet, daß ein derartiger Artikel aus dem Volksleben geschöpft zu sein schien und doch, wie sich hinterher zeigte, ohne eigenen Wert war. Auch für den Nachweis des ursprünglichen Abdrucks, wo etwa ein Artikel in einem Nachdruck benutzt worden ist, werden wir dankbar sein.

Mit dem Dank an diejenigen, die uns Beiträge oder bereits veröffentlichte Artikel zugesandt haben, verbinden wir schließlich noch den Dank an mehrere, die in anderer Weise ihr Interesse für das Buch bekundeten. Wir nennen folgende Herren: Pfarrer Clarenbach in Borgeln bei Soest, Leonhard Duwe in Bremen, M. Ehring in Münster, Landrat Dr. Hagen in Schmalkalden, Max Hofmann in Weißensee-Berlin, Rechnungsrat G. Janke in Pankow-Berlin, Pfarrer Kipp in Weißenbrunn, A. Marquardt in Stuttgart, O. Rahnfeldt in Frankfurt a. O. Besonderen Dank schulden wir Herrn Buchdruckereibesitzer und Verlagsbuchhändler Brücker in Friedenau, der uns seine reichhaltige volkskundliche Sammlung in uneigennütziger Weise zur Verfügung gestellt hat.

Möge das Werk, das für uns Herausgeber selbst eine festliche Erhebung ist, auf seinem Gange durch das deutsche Volk kräftig dazu beitragen, daß die vielfach ganz zertretenen Auen unseres Volkstums in unseren Dörfern wieder grünen und das Alltagsleben auf dem Lande immerdar abwechselt mit jauchzender Fröhlichkeit!

Steglitz bei Berlin, am Sedantage 1908.

Sohnrey.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung: Über den Dorfanger und zur Reform der ländlichen Feste und Spiele 9

Erster Teil.

Feste des deutschen Landvolks.

Die Weihnachts- und die Neujahrszeit 25

Fastnacht 44

Winters Abzug und Frühlings Heimkehr 57

Die Osterzeit 70

Palmsonntag 70—75. Einsegnung 73. Osterbräuche: Osterwasser 76, Schmackostern 77, Ostereier 78, Eierpicken und Eierlesen 79, Brautball 82, Osterfeuer 85, Nätschen 90, Passionsspiel 91. In den April schicken 92.

Austrieb der Herde und Grenzbegehung 93

Georgstag 94. Kuhschwanz und Hüttanz 97. Bullenstoßen 98. Alpfahrt und Abfahrt 100.

Maifeier und Pfingstzeit 105

Flurumgänge 105. Hagelfeier 107. Maifeier und Maibaum 110 f. Mailehen 115. Maibraut 116 f. Pfingstknabe, Maikönig 120 f. Schützenfest 126. Wettaustrieb am Pfingstmorgen 128. Kranzreiten 132. Fahnenjagen, Tonnenfest, Rolandreiten 133. Ringreiten 134. Hammelreiten, Hahnenschlagen, Tuchlaufen 135. Stollen- und Hahnenreiten 136. Kegelspiele 137. Fahnenschwenken 138. Brunnen- und Blumenfeste 139.

Johannisfest 142

Erntezeit 149

Festbräuche der Getreideernte 150 f. Dreschbräuche 171. Heuernte 173. Flachsriffeln und Flachsbrechfest 174. Kartoffelernte 176. Beeren- und Weinlese 177 f. Obst- und Nußernte 179.

Seite

Kirmeß 179
Martinstag 189
Die Spinnstube 193
Schlachtfest 199
Familienfeiern und andere Feste 203

Schäferfeste 203. Feste geschichtlichen Ursprungs 205. Schulfeste 207. Waldfeste 208. Nachbarschafts- und Versöhnungsfeste 209. Richtefest 210. Frauenfeste 212. Spendefeste 213. Taufe und Begräbnis 216 und 218. Hochzeit 221.

Zweiter Teil.

Spiele des deutschen Landvolks.

Dorf- und Stadtkind 236
Reigen und Volkstänze 240

Kindliche Reigenformen 240 f. Lügenmärchen 247. Schwerttanz. Hochzeitstänze 250. Schuster-, Schornsteinfeger-, Webertanz 252. Kiekbusch 254. Huttanz 255. Hahnen- und Hammeltanz 256. Siebensprung 257.

Wurf-, Fang- und Schlagspiele 259

Klotschießen und Eisbosseln 259. Kugelschlagen 262. Geißhüten (Bock, Bockchenwerfen) 262. Kapptöfter (Kochspäl) 265. Pickpahl 265. Ballspiele 266. Raball 271. Knudelspiel 272. Messerspiele 273. Die Wurf- oder Schlagscheibe 274. Klickerspiele 275. Hans, putz weg! 276. Knopfspiele 277. Kaaksschmeißen 278. Schinkenwerfen 279. Kugelfangspiel 279.

Hasch- und Laufspiele 282

Gfellefangis 283. Zauberstab 283. Olle, von wo kümmst du? 283. De old Waderher (Wetterhexe) 284. Der Teufelsschwanz 286. Weinbeerenbrocken 286. Vogelhändler 287. Anschlagversteck 288. Henne und Küchlein 288. Ritter und Knecht 288. Strunkenstehlen 289.

Gesellschaftsspiele 289

Ratespiele 289. Rätsel 292. Pfänderspiel 295. Kartenspiel 296. Katzenstrebel 296. Vexierspiele 297.

Einleitung.

Jahrhunderte lang ist während der schönen Jahreszeit der **Anger** ein Mittelpunkt der dörflichen Feste und Spiele gewesen.

Uf dem anger hebent sich die tenze

singt schon Neidhart von Reuenthal, der sich gern unter die bäuerlichen Tänzer und Tänzerinnen mischende adlige Minnesänger, und der fahrende Kleriker Tannhäuser ruft etwa in derselben Zeit, seine Fiedel streichend, der Dorfjugend zu:

Mit mir
sult ir
komen uf den anger, da man die jungen mit scharen siht zuo sigen[1] . .
Bi der linden
sol man vinden
uns bi schoenen kinden,
da suln wir singen
unde springen,
da sol uns gelingen.

Jahrhunderte lang hat der grüne, schattige Festplatz in oder bei dem Dorfe unter landschaftlich recht verschiedenen Bezeichnungen im ganzen überall den gleichen Zwecken gedient, bis er im 19. Jahrhundert in den meisten Dörfern bei der Verkoppelung mit aufgeteilt worden ist.

Das Wort Anger (ahd. angar, mhd. und mnd. anger), seiner eigentlichen Bedeutung nach unbekannt, aber mit dem altnordischen engi, dem schwedischen Äng = Wiese verwandt, ist

[1] sigen = sich senken, hinabströmen.

das bevorzugte Wort unserer Schriftsprache geworden. Wir erinnern uns der klassischen Stelle in „Hermann und Dorothea“:

> Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
> Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
> War, mit Rasen bedeckt, ein weiter, grünender Anger
> Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.

Sachlich entspricht dem Anger in niederdeutschen Gegenden der Brink. Bei „Brink“ ist mit Ten Doornkaat Koolman von der dem englischen brink noch heute eigenen Bedeutung „Rand“ auszugehen; das Wort wurde auf den Rand eines Ackers, eines Dorfes[1]) übertragen und gelangte so zur Bedeutung ein unbebautes Stück Land, ein grasbewachsener Platz; im besonderen bezeichnete man mit Brink nach dem Bremischen Wörterbuch (1767) den „grünen Platz, wo die Bauern ihre Zusammenkunft halten“. In demselben Sinne gebraucht man im Hoyaischen (Provinz Hannover) Bauernbrink[2]). Der in Frage stehende Platz diente also auch als Versammlungsplatz.

In schlesischen Dörfern heißt der mit Gras bewachsene Dorfplatz die Aue (Adelung I S. 305). Auf dem Eichsfeld, wo der Anger sich noch erhalten hat, führt er — vgl. Kolbe: Land 1905 — den Namen Spell-hop, d. h. Platz, wo zum Tanz aufgespielt wird. „Der Anger ist ein schön geebneter Platz in der Nähe der Kirche. Oft recht stattliche Linden spenden dem Platze Schatten, eine niedrige Mauer, die ihn rings umgibt, gewährt den Zuschauern und besonders den Tänzerinnen Sitzgelegenheit, und ein steinerner Tisch nebst einer Bank dient den „Spell-lüden“ (Musikanten) zum Aufenthalt.“

Ähnlich muß in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Gemeindeanger des gotaischen Dorfes Wolfsbehringen ausgesehen haben[3]): auch er lag mitten im Dorf, auf einem kleinen Hügel am Kirchhof, auch hier finden wir eine steinerne Einfassung und in

---

[1]) Auch auf den Rand eines Flusses, woraus sich die Bedeutung Anhöhe, Hügel, vorspringende Anhöhe entwickelt hat (so im Schwedischen, Dänischen, Göttingen-Grubenhagenschen, Westfälischen).

[2]) Vgl. Soltmann, Gesch. des Kirchspiels Eitzendorf S. 44.

[3]) Vgl. Böhme, Gesch. des Tanzes I S. 174.

der Mitte einen die Hauptlinde umgebenden steinernen Tisch, der auf vier kleineren Steinen als Füßen ruhte. Hier wurde bei der Hochzeit und der Kirmeß getanzt, hier gelangten die behördlichen Verordnungen zur Verlesung, hier fanden auch die Gemeindeberatungen statt. Die gewöhnliche thüringische Bezeichnung des Platzes ist neben „der Anger" das Mal. Aufrecht stehende hohe Steine pflegten dieses einzuhegen. Viele dieser Plätze dürften alte Gerichtsstätten sein.

Im Braunschweigischen war der Anger, hier wie anderwärts gern auch „Pinkst-anger" genannt, weitverbreitet. Stellenweise diente aber auch der (oder das) Ti[1]), der mit einem heiligen Baum, gewöhnlich einer Eiche oder einer Linde, bepflanzte Platz der Gemeindeversammlungen, als Vergnügungs- und Tanzplatz. So heißt es bei Andree vom Ti des Dorfes Gr.-Twülpstedt: „Der Platz war mit einer Einfriedigung aus Sandsteinplatten noch im 18. Jahrhundert umgeben, und jedes neuvermählte Paar hielt dort den Hochzeitstanz".

Die gleiche Verwendung des Ti finden wir vereinzelt in Südhannover. So hielten in Bischhausen (Landkreis Göttingen)[2]) die Bauern bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem zwischen Kirche und Schule liegenden, von drei uralten Linden beschatteten Ti nicht nur die durch das Trommeln des „Bauermeisters" angekündigten Gemeindeversammlungen ab, sondern feierten dort auch das Pfingstbier und andere Sommerfeste. Daneben besaß die Gemeinde bis zur Verkoppelung einen „Penkestanger" (Pfingstanger), der aber, wie es scheint, zuletzt nicht mehr benutzt wurde. In Ellershausen (Kreis Münden)[3]) soll der Bauermeister noch heute die Gemeindeversammlung auf dem „Ti" abhalten; auch ist der Platz ein beliebter Spielplatz der Schuljugend und dient noch gelegentlich zu Tanzvergnügungen. Im südhannoverschen Kreise Alfeld dagegen haben derartige Versammlungsplätze, z. B. der bei der Kirche gelegene Ti in Gr.-Freden

[1]) Nach Woeste kommt das Wort von tihan, also der Platz zum Zeihen, Anzeigen, Beschuldigen. Näheres über solche alten Stätten der Bauernsprachen bei Grimm, Rechtsaltert. S. 795 f. Dem „Ti" entspricht ein obd. „Zieh".

[2]) Nach Mitteilungen von Fr. Diedrich, Bremke.

[3]) Mitgeteilt von Lehrer G. Knüppel, Hildesheim.

und der Tiberg in Sehlem, nur ihrem eigentlichen Zweck gedient, soweit die uns vorliegenden amtlichen Berichte erkennen lassen.

Auch die Gemeindeversammlungen des mittelhannoverschen Städtchens Münder (a. Deister)[1] haben an besonderer Stelle, auf dem Ti, stattgefunden, während Festlichkeiten offenbar auf dem der Reihebürgerschaft gehörigen Plan, der noch heute ein beliebter Spielplatz ist, abgehalten wurden. Im übrigen besitzt die Bezeichnung „der Plan" eine große Verbreitung: so wird im Fränkischen und in der Oberpfalz[2] der Anger „Plan" — daneben auch „Platz" — genannt, und der „Plantanz" bedeutet vielerwärts dasselbe wie der Tanz auf dem Pfingstanger, der „Pfingsttanz".

In oberelsässischen Städten[3] hat man als öffentlichen Tanz- und Spielplatz noch heute einen „Bungert" oder „Bummert" (Baumgarten). Im württembergischen Hüttlingen wird bei der Kirmeß an der „Jungferneiche" getanzt, im württembergischen Goldburghausen auf einer benachbarten Anhöhe, dem „Bühl", wie denn der „Tanzbühl" — neben „Tanzlaube", „Tanzlinde", „Tanzhof", „Spielhof" — eine bereits im Mittelalter übliche Tanzplatzbezeichnung ist[4]. Dagegen tanzen die Einwohner von Großbodungen (in der Grafschaft Hohenstein) im „Kirchgrund", einer von hohen Schwarz- und Silberpappeln umsäumten Wiese in der Nähe des Fleckens[5].

Nach diesen Zusammenstellungen, die nur andeuten und keineswegs erschöpfend sein sollen, wenden wir uns zu dem schon berührten Ereignis, das verhängnisvoll in das fest- und spielfrohe Treiben des Angers eingreifen sollte, der **Verkoppelung.** Aus den uns vorliegenden Äußerungen greifen wir eine Stimme aus Mitteldeutschland heraus. In der „Lehrerzeitung für Thüringen und Mitteldeutschland" (XIX, S. 70) schreibt ein Mitarbeiter (E. Wagner): „Bis ans Ende der sechziger Jahre beteiligten sich in Kersplebeu nicht nur Burschen und Mädchen, sondern auch die

---

[1]) Mitgeteilt von Pastor G. Mühle daselbst.

[2]) Pfannenschmid, Erntef. S. 271.

[3]) Mitgeteilt von Vikar L. A. Ritter, Türkheim.

[4]) Kapff in der später anzuführenden Schrift S. 20, Böhme, Gesch. des Tanzes I S. 37.

[5]) Mitgeteilt vom Regierungs- und Baurat E. Blau, Halensee.

Männer an den Spielen im Freien. Da tanzte und sang die Jugend im Frühling an jedem Sonntag auf einer Wiese am Ostrande des Dorfes im Ringelreihen „Bunt, bunt, Kleiderbunt“ und „O, wie schön ist's im Freien . . . .“. Burschen und Männer tobten sich aus im Ball- und Kriegsspiel . . . . Als dann die Separation der Flur den Spielplatz nahm, schwanden auch die herkömmlichen Spiele.“ Auch die schon oben benutzten amtlichen Berichte aus dem südhannoverschen Kreise Alfeld lassen den verwüstenden Einfluß der Verkoppelung auf die Feste und Spiele des deutschen Landvolks ahnen. Da schreibt ein Gendarm: „Die Alten in der Gemeinde Kl. Freden hielten einst ihre Feste und Versammlungen auf dem sogenannten Pfingstanger ab. Durch die Verkoppelung ist der Platz vollständig verschwunden und in Ackerland umgewandelt.“ Ein anderer berichtet, daß die Spiel- und Tanzplätze in den Ortschaften seines Dienstbezirks mit Ausnahme des in der Gemeinde Wrisbergholzen gelegenen Freischießenplatzes an der Leonhardsburg sämtlich der Verkoppelung im Jahre 1853 anheimgefallen seien. Ein anderer schreibt: „In Sack war bis zur Verkoppelung ein etwa zwei Morgen großer Spielplatz, der sogenannte Salzbrink, vorhanden“, und: „In der Gemeinde Wettensen war bis zur Verkoppelung ein Anger vorhanden“, ferner: „Die Gemeinde Everde besaß bis zur Verkoppelung einen etwa zwei Morgen großen Pfingstanger, auf welchem gespielt und getanzt wurde.“ Gewiß eine große Ausnahme ist es, was derselbe Berichterstatter von einer Gemeinde (Eimsen) mitteilt, daß diese seit der Verkoppelung einen etwa ½ Morgen großen Spielplatz besitze, den besonders der Turnverein gegen jährlichen Entgelt an die Gemeinde benutze.

Leider sahen die maßgebenden Kreise mit verschränkten Armen zu, als durch die Feldmarksteilungen der Dorfgemeinden die schönen Stätten, auf denen ehemals sich jung und alt vergnügte, in den meisten Dörfern ausgerottet wurden. Niemand dachte daran, daß durch diese rücksichtslose Aufteilung die Jugend aus der frischen, freien Gottesnatur unmittelbar in die dumpfe Wirtshausstube hineingetrieben werde und daß infolge der Umwandlung des Dorfangers in Kohl- und Kartoffelland an die Stelle des gesunden, frohsinnigen Spiels auf dem Anger das

Kartenspiel um Geld, an die Stelle des Frohsinns die Leidenschaft und der Reiz zum Trinken trete. „Unsere Dörfer", sagt treffend Superintendent Rotermund zu Bockenem (Regierungsbezirk Hildesheim) in einem Ephoralbericht, „mögen mehrere tausend Morgen Ländereien haben, ich glaube, bei keinem ist ein Platz vorhanden, der die Jugend locken könnte, sich im fröhlichen Spiel zu tummeln. Und es mögen in ihnen die prächtigsten Häuser und — fast hätte ich gesagt — wahrhaft fürstliche Ställe für die Schafe, Schweine und Ochsen stehen, für die Jugend ist kein anderer Raum vorhanden als die Wirtsstube".

Wenn die alten ländlichen Feste und Spiele seit einem oder zwei Menschenaltern in bedenklicher Abnahme begriffen und stellenweise geradezu verschwunden sind, so trägt natürlich die Aufteilung des Dorfangers daran nur einen Teil der Schuld. Sie ist mehr eine Folgeerscheinung. Der eigentliche Grund liegt tiefer. Das abgeschlossene, beschauliche Dahinleben in der guten, alten Zeit war der rechte Boden für die dörfliche Fröhlichkeit. Dagegen haben der moderne Verkehr, die Überschätzung der neueren, oft recht fragwürdigen oder nur oberflächlich angeeigneten Stadtkultur und Hand in Hand damit eine kurzsichtige, unwürdige und rückgratlose Unterschätzung der eigenen urwüchsigen Dorfkultur vielerwärts die altüberlieferten Feste und Spiele verringert oder die Feste doch ihres gemütvollen Inhalts entkleidet. Statt sich auf dem Anger oder einem andern freien Platz zu tummeln, sitzt die Jugend im Wirtshaus beim Skatspiel. Die Volkslieder, die früher die Burschen und Mädchen auf der Dorfstraße oder in der Spinnstube bewegten Herzens sangen, sind mehr und mehr verstummt: heute läßt man sich von Musikautomaten Kouplets, Gassenhauer und Opernmelodien vorspielen. Die Industrie, die dem Landvolk alle Arbeit abnimmt, hat ihm auch das eigene Singen abgenommen. Statt des Spinnrades kann man auf dem Aussteuerwagen oft schon das Fahrrad erblicken. Das flache Land hat an äußeren Gütern in den letzten Jahrzehnten viel gewonnen, wie denn auch der materielle Aufschwung die Voraussetzung für die hier gekennzeichnete Nachahmungssucht zu sein pflegt, es hat ohne Zweifel auch an Wissen und Weltkenntnis gewonnen: aber ebenso gewiß hat es an Gütern des Gemüts viel eingebüßt.

Die Schuld trägt, wie gesagt, in der Hauptsache die verkehrte Einschätzung der Dorfkultur. Das festfrohe Dorfleben von ehemals blühte auf dem Grunde eines traulichen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Gesinde. Dieses Vertrauensverhältnis ist nicht mehr das alte, der feste Gesindebestand ist geschwunden, die Landflucht, der Zug in die Stadt, das Streben nach Vornehmheit, das Mitmachen der städtischen Mode greift bedenklich um sich. Die Unzufriedenheit ist vielfach von gewisser Seite absichtlich geschürt worden, aber der Bauer selbst wird nicht von Schuld freizusprechen sein: Warum mußten so viele Bauernschaften den Dorfanger vernichten, um einige Morgen Land mehr zu haben? Auch für die Bedeutung des kindlichen Spiels fehlt dem Bauer der Sinn. Unter dem Druck des nervösen, hastenden Arbeitens, wie es heute auch auf dem Lande üblich ist, werden die Kinder immer mehr zur Arbeit herangezogen; da heißt es: „De oll grot Jung, kummt all ut de Schol un spält noch!" Und das sagt vielleicht derselbe Mann und dieselbe Frau, deren Vater oder Großvater noch als Jüngling und Mann auf dem Anger den Ball schlug. Ferner — hat der Bauer dem Jungvolk gegenüber immer seine Pflicht getan? Hat er darauf gehalten, daß dieses die hergebrachten Feste in alter Weise weiterfeierte, oder hat er die Sache gehen lassen, wie sie wollte, zumal allerlei Verpflichtungen, vor allem Geschenke in Form von Geld und Lebensmitteln, mit den Festen verknüpft waren? In manchen Dörfern Nordhannovers war bis vor mehreren Jahrzehnten das Erntefest ein Unternehmen der erwachsenen Dorfjugend, die alle Anschaffungen machte, und wurde abwechselnd in den verschiedenen Bauernhäusern gefeiert, in dem einen Jahr im Hause Nr. 1, im nächsten im Hause Nr. 2 usw. Heute ist das Erntefest ein Unternehmen des Gastwirts und nur noch ein Tanzvergnügen. Das ist für die Jugend und die Bauern gewiß bequemer, aber der Bequemlichkeit ist ein schönes Dorffest zum Opfer gefallen. Wie in diesem einzelnen Falle, haben die Bauern vielerwärts die Bedeutung der Feste für das Volksleben und insbesondere für die Gesindefrage und somit für ihren eigenen Nutzen, für den sie sonst einen so guten Blick besitzen, übersehen! Auch die Mißachtung der Mundart macht sich nicht selten in unerfreulicher Weise fühlbar. So singt man statt der prächtigen

mundartlichen Lieder, mit denen früher der Pfingstknabe herumgefahren oder herumgeführt wurde, jetzt in verschiedenen Teilen Deutschlands „Der Mai ist gekommen". Hier trifft neben den Eltern vermutlich den betreffenden Lehrer die Schuld, daß ein wenn auch schönes neues Lied ein altes unnötig verdrängt hat. Daneben haben gutgemeinte, aber oft der Eigenart des dörflichen Organismus nicht gerecht werdende und das Kind mit dem Bade ausschüttende Verfügungen sehr vielen Schaden angerichtet. Auch die Kirche hat den Festen des Volkes nicht immer ein genügendes Verständnis entgegengebracht. In andern Fällen haben verschiedene Gründe gleichzeitig eingewirkt: beispielsweise ist das alte poesievolle Hirtenleben mit seinen mancherlei Festen sowohl durch die Aufteilung der Gemeindeweide wie durch die strenger durchgeführte Forderung des regelmäßigen Schulbesuchs wie durch die neueren Genossenschaftsmeiereien geschädigt worden. Mancher Mißbrauch ist auch dadurch verschwunden, daß man ihn nicht mehr verstand und so das Interesse für ihn abstumpfte. Vielfach sind auch die alten bäuerlichen Feste durch das moderne Vereinsleben, das allerdings zum Teil mit der neueren Entwicklung des Dorflebens eng zusammenhängt, beeinträchtigt worden.

Dem dunklen Bilde fehlen nun aber auch hellere Farbentöne nicht. In manchen Gegenden, insbesondere den vom modernen Verkehr unberührten, hat sich bis heute ein ziemlich ungebrochenes Volkstum, auch in Fest und Spiel, erhalten. Anderseits mehren sich die Anzeichen, daß man auf dem flachen Lande selbst sich wieder nach der alten Dorffröhlichkeit zurücksehnt. In mehreren sächsischen Mittelstädten (Großenhain, Frankenberg u. a.) werden seit einigen Jahren **Heimatsfeste** mit Umzügen, Fest- und Wettspielen der Jugend gefeiert; die Teilnahme der in der Ferne zerstreuten früheren Mitbürger gibt dem Fest einen edlen Gehalt: Familien- und Heimatsgefühl werden angeregt. Der einzelne nimmt nicht nur äußerlich an dem Feste teil, sondern ist mit seinem ganzen inneren Menschen dabei. Von ähnlichen Heimatsfesten in andern sächsischen Städten (Colditz, Rochlitz, Waldenburg, Lichtenstein) erzählt Chr. Schlag im „Land" (XIV S. 157f.) und spricht die Ansicht aus, diese Feste und die mit ihnen verbundenen Heimatsvereine seien leicht mit entsprechenden Änderungen

auf das Land zu übertragen[1]). Auch in der Provinz Hannover werden ähnliche Feste gefeiert. Anderwärts hat man an schon Vorhandenes oder noch Bekanntes angeknüpft. So hat man es hier und dort wieder mit einem **Frühlingsfest** versucht, bei dem, wie z. B. in Obergrunstedt (Sachsen-Weimar), die Verbrennung des Winters und der Einzug des Mai dargestellt werden; wir erinnern auch an Heidelberg, wo man das „Sommertagsfest" seit einigen Jahren wieder in alter Schönheit feiert[2]). Der Domänenpächter Schäfer in Günzerode machte den Versuch eines ländlichen **Sedanfestes** mit Scheibenwettschießen, Reigentänzen, Wettlaufen der Dorfmädchen und einem allgemeinen Festzug. Diese und ähnliche Bestrebungen sind gewiß geeignet, zur Neubelebung der ländlichen Volksfeste beizutragen. Denn das einförmige und übertriebene Tanzen, bei dem die alten Volkstänze immer weiter zurückgedrängt werden, Trinkgelage und Festreden, Karussels und sonstiger Festrummel ergeben noch längst kein Volksfest. Beim Volksfest ist das innere Miterleben der Feiernden die Hauptsache. Und gerade dieses innere Miterleben hat früher überall die bäuerlichen Feste begleitet: Die Teilnahme an dem Wiedererwachen der Natur, wenn der böse Winter wich, der Jubel über die farbenfrische Pracht des Lenzes, die Freude der Erntezeit, das alles klang aus den Festen wieder. Und neben dieser gemütvollen Naturbetrachtung spüren wir in den Feiern den ernsten, frommen Sinn des Landvolks, seine sinnige Fröhlichkeit, der nach den sauren Wochen ehrenvoller Arbeit frohe Feste ein Bedürfnis waren, jenen gesunden Dorfsinn, der die natürliche Grundlage der Heimats- und

[1]) Er schlägt für dörfliche Heimatsfeste die folgende Festordnung vor: Am Sonntag nach gemeinsamem Besuch des Friedhofs und der Kirche Zug der Gäste und Einheimischen zum schattigen Festplatz; dort Volksfest, Festrede, Turn- und Reigenspiele der Jugend, Scheibenschießen des Kriegervereins, Musik- und Gesangsvorträge, die Ortseingesessenen tragen die alte Volkstracht. Am Abend: Aufführung eines heimatlichen Stückes mit nachfolgendem Tanz. Am Montag Besichtigung des Dorfmuseums und ein Ausflug in sehenswerte Orte der Umgegend.

[2]) Treffliche Winke für derartige Kinderfeste — hinsichtlich der Kostüme des Winterkönigs und des Maigrafen, der Kampfreigen und Lieder — gab der thüringische Rektor Paul Blauert in den „Berner Seminarblättern" 1907 (Verlag von Dr. Grunau in Bern, als Sonderabdruck erschienen, 54 S.).

Vaterlandsliebe bildet. Alle Bestrebungen zur Hebung der ländlichen Volksfeste müssen in erster Linie versuchen, das noch Vorhandene zu erhalten, zu erneuern, zu veredeln und zeitgemäß fortzubilden. Der Reichtum unserer Überlieferungen auf diesem Gebiete ist weit reicher, als es manchem scheinen mag.

Dasselbe gilt aber auch von den volkstümlichen Spielen. Müssen wir noch von dem Nutzen und der Notwendigkeit des Spieles sprechen? Es ist ein Bedürfnis der menschlichen und besonders der kindlichen Natur und eine unversiegbare Quelle körperlicher und geistiger Erfrischung und damit der reinsten Lustgefühle. Es lenkt von Versuchungen und bedenklichen Erholungen ab. Der Eigensinn wird zur Unterordnung genötigt, der Gemeingeist geweckt, die Einbildungskraft in Bewegung gesetzt, der Sinn für Humor und das künstlerisch Schöne angeregt, die Kräfte für den Kampf des Lebens, dessen Abbild oft das Spiel ist, geübt. Im Spiel spiegelt sich auch die Kraft und Gesundheit des Volkes wider. Um so mehr muß der Rückgang der ländlichen Spiele als ein bedenkliches Zeichen erscheinen und müssen alle Bestrebungen, auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen, besonders freudig begrüßt werden.

Eine erfreuliche Anregung ist von dem „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland" ausgegangen, den der für alle diese Bestrebungen mit Feuereifer wirkende Landtagsabgeordnete Emil v. Schenckendorff am 21. Mai 1891 in Berlin begründete und neben dem 1895 noch ein besonderer Ausschuß für Volks- und Jugendspiele eingesetzt worden ist. Allerdings hat sich die Wirkung dieser Bestrebungen bisher fast nur auf die Städte erstreckt. Die Freunde der ländlichen Wohlfahrtspflege werden unentwegt das Ziel im Auge behalten müssen, daß die neuere Spielbewegung endlich auch dem Lande mehr zugute kommt. Ein bedeutsames Beispiel für die Förderung des ländlichen Jugendspiels hat der „Gemeinnützige Verein" des Kreises Steinburg gegeben, der den verschiedenen hilfsbedürftigen Orten Beihilfen zur Beschaffung von Spielplätzen und Spielgeräten gewährte. In einem andern Kreise Schleswig-Holsteins, in Hadersleben, werden seit 1894 zwischen den Dorfschulen Dreikämpfe in volkstümlichen Wettübungen veranstaltet. Auch an anderen Stellen

regen sich verwandte Bestrebungen: so fördert der Kreis Schmalkalden seit mehreren Jahren das Jugendspiel.

Eine wichtige Frage ist: wo soll heute die Dorfjugend spielen? Die Dorfstraße, auf der das Spielen heutzutage mit Lebensgefahr verbunden ist, kommt kaum in Betracht. Es bleibt nichts übrig, als der Jugend wiederzugeben, was man ihr genommen hat. Schafft der Jugend ihren Spielplatz wieder! Die meisten Gemeinden werden für geringe Kosten einen derartigen Platz zur Verfügung stellen können. Er muß vor allem genügend groß sein und in der Nähe des Dorfes liegen. Schattenspendende Bäume sollen ihn umgeben. Am besten eignet sich Rasenboden. Das sind einige wichtige Gesichtspunkte, die ähnlich schon mehrfach geltend gemacht worden sind. — Wer soll spielen? Selbstverständlich alle Dorfkinder. Wünschenswert ist, daß auch die Erwachsenen ihre Steifheit und Ungelenkigkeit abstreifen und sich nach der guten Sitte der alten Zeit wieder am Spiel beteiligen. Das Spiel muß wieder eine Volkssache werden, es darf keine Schulsache sein. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Lehrer auch hier seinen Einfluß auf das Volksleben geltend macht. — Schließlich: was soll gespielt werden? Vor allem müssen die alten Dorfspiele wieder zu Ehren gebracht werden. Hier sei ein treffliches Wort des ostfriesischen Superintendenten W. Lüpkes (Ostfr. Volksk. S. 202) angeführt: „Wir müssen wohl unterscheiden zwischen den im Kinder- und Volksleben geworbenen und den von wohlmeinenden Jugend- und Volksfreunden erfundenen und gemachten Spielen." Jene vergleicht er mit den wildwachsenden Blumen des Dorfangers und dem Busch im wilden Hag, diese, die Spiele der landläufigen Spielbücher, mit Treibhausgewächsen. „Das Kind merkt die Absicht, daß es spielend lernen und erzogen werden soll, und wird verstimmt. Es kehrt, sich selbst überlassen, dieser Art von Spielen den Rücken."

Die wenigen volkstümlichen Spiele, an denen sich die Jugend beim Turnunterricht belustigt, werden unsern Reichtum auf diesem Gebiete längst nicht gerecht. Die Turnerei ist eine edle Kunst und hat als solche ihre besonderen Aufgaben: bei einer Reform der ländlichen Spiele und ebenso der ländlichen Feste kommt ihr keine größere Rolle zu. In ähnlichem Sinne äußert sich auch

ein mitteldeutscher Schulmann, Rektor Blauert zu Allstedt (Sachsen-Weimar). In der angeführten Abhandlung sagt er u. a: „Meine eigenen Erinnerungen, sowie die herkömmliche Verwendung des Turnens bei Jugendfesten hatten mir gezeigt, daß Kopfdrehen und Bein- und Armheben und -stoßen und andere ähnlich geistvolle Bewegungen, sowie einige zusammenhangslose, meist auch noch inhaltlose, rein formal aufgebaute Reigen denn doch nicht den Anspruch erheben konnten, die rechte Würze für das Kinderfest zu sein."[1]) Selbstverständlich fehlt es auch unter den deutschen Turnern nicht an treffenden Beurteilern der dörflichen Spiele und ihres hohen Wertes; als ein solcher zeigt sich z. B. G. H. Weber, der Direktor der Königlich Bayrischen Zentralturnlehrerbildungsanstalt zu München, in seinem „Münchner Spielbuch". Ein besonders erfreuliches Zeichen der Zeit aber ist es, daß sich auf dem Lande selbst wieder allmählich die Sehnsucht nach der alten Dorffröhlichkeit regt. An den „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" kommen gar nicht so selten Anfragen, wie z. B. die folgende: „Da wir hiesigen Burschen, wohl an die zwanzig, auch einmal so ein Spiel, und zwar ein Reiterspiel, uns vornehmen wollen und nur noch nicht recht wissen, was für eins, so möchte ich bitten, ob Sie uns nicht einige solche Spiele klarlegen könnten."

In erster Linie kommt es überall darauf an, die Spiele und ebenso die Feste der betreffenden Gegend, also des Kreises, des Regierungsbezirks, zu schützen. Zu diesem Zwecke muß man sie natürlich erst einmal kennen lernen, sich erkundigen, vor allem

[1]) Die „Neue Züricher Zeitung" brachte eine Zuschrift aus dem Aargau, die von dem polizeilichen Verbot eines schönen Volksbrauches, des Klausklöpfens, ausgeht und daran ähnliche Betrachtungen knüpft: „Am selben Ort wird vielleicht für viel Geld eine Turnhalle gebaut. Darin werden sich Lehrer und Schüler je einige Stunden in der Woche gegenseitig anöden mit langweiligen Stabübungen, Rumpf- und Kniebeuge. Was in einer großen Stadt Notbehelf ist, da die Kinder keine Gelegenheit haben, sich anderweitig auszutoben, das wird bei uns auf dem Lande nachgeäfft, und die seit undenklichen Zeiten geübten Knabenspiele und uralten Gebräuche werden aus der Welt geschafft, als gelte es, einen bösen Feind zu bekämpfen." Das ist scharf ausgedrückt und vielleicht etwas übertrieben, aber gegen den Kernpunkt dieser Ausführungen wird sich kaum etwas einwenden lassen.

die alten Leute fragen, wie es in ihrer Jugend zugegangen ist. Diese Erneuerung des Alten ist wichtiger als die Einführung neuer Feste und neuer Spiele (wie etwa der neueren Wettkampfspiele), obgleich gegen diese an sich nichts einzuwenden ist, auch wichtiger als die Übertragung von Spielen und Festen aus andern Gegenden, die in vielen Fällen ja von vornherein unsinnig sein würde. Der Bauer wird seiner ganzen Natur nach für solche Erneuerungsversuche zu gewinnen sein. Daß manches Überlieferte abgestorben und nicht mehr lebensfähig ist, kann ohne weiteres zugegeben werden. Aber anderseits muß den Versuchen, unsere Volksüberlieferungen auf diesem Gebiet als kümmerliche Reste hinzustellen, mit denen nichts mehr anzufangen sei, scharf entgegengetreten werden. Man bemühe sich nur ernstlich, die vielen Funken zu neuem Feuer anzufachen! Was steht z. B. einer Erneuerung des von den Mädchen gespielten Kugelfangspiels in den Dörfern Deutschlands im Wege? Das Spiel ist noch ebenso anziehend, wie es vor Jahrhunderten war. Steht ferner, um auch auf die Feste noch einmal zurückzukommen, wirklich ein unüberwindliches Hindernis im Wege, um die Erntefeste wieder überall im alten Glanz zu feiern? Daß hier selbst neue Sitten sich einführen und einbürgern lassen, zeigt das Beispiel des kirchlichen Erntefestes im badischen Gutach, das auf Anregung des Dekans Nuzinger seit einigen Jahren mit einem Festzug in alter Tracht verbunden ist. Warum haben die Maskenscherze in Hunderten von Dörfern aufgehört, in der Fastnacht, beim Schlachtfest und bei andern Anlässen? Ist das heutige Dorf über Maskenscherze erhaben, oder liegt dieser Rückgang nicht vielmehr an der Verödung und Verflachung des ländlichen Volkslebens? Warum sollte nicht der Maibaum wieder in seiner duftigen Schönheit überall in den deutschen Dörfern errichtet und umtanzt werden können? Sind die Herzen etwa schon zu sehr vertrocknet gegen die Schönheit des wiederbeginnenden Lenzes?! Freilich werden die eigentlichen bäuerlichen Kreise ihr Bestes tun müssen, um die ländlichen Feste gegenüber den immer mehr überhandnehmenden neueren Vereinsfestlichkeiten wieder zu Ehren zu bringen.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so läuft es darauf hinaus: Die Reform der ländlichen Feste nnd Spiele muß vor

allem an die eigene Vergangenheit anknüpfen. Was zielbewußtes Vorgehen hier vermag, zeigt z. B. das heute wieder in Blüte stehende Klotschießen und Eisbosseln der Nordseeanwohner, das in den 'achtziger Jahren der Vergessenheit anheimzufallen drohte. Auf den Landmann muß eingewirkt werden, daß er den Kindern die Spiele und den erwachsenen Söhnen und Töchtern und dem Gesinde ihre Feste gönnt; man muß ihn darüber aufklären, daß die kleinen Aufwendungen für derartige Zwecke gar nicht ins Gewicht fallen und sich reichlich verzinsen, daß die alten Dorfüberlieferungen mehr geschätzt und geschützt werden müssen und daß sein eigener Nutzen und die Gesundung der ländlichen Verhältnisse mit der Erhaltung oder Erneuerung der dörflichen Feste und Spiele eng verknüpft ist.

Eine solche aufklärende Tätigkeit hat nun nicht nur durch die Presse und das gedruckte Wort zu erfolgen, sondern — und damit kommen wir zu einem andern Punkt — ebenso wichtig und vielleicht noch viel wichtiger ist die lebendige, unmittelbare Einwirkung der Männer und Frauen, die die ländliche Intelligenz darstellen. Führer, die unter dem Landvolk selbst leben, ein Herz für sein Wohlergehen haben, einen praktischen Blick für seine Bedürfnisse und ein tieferes Verständnis für die Kultur des Dorfes und ihre Geschichte — darauf kommt es an! Auch hier heißt es: Wissen ist Macht. Wenn ein Bauer krank ist, so geht er zu einem Doktor, der, wie der Ausdruck lautet, „seine Natur kennt". Wer dem Bauer und dem Volksleben des Landes mit aufhelfen will, muß zunächst den feinen Organismus des deutschen Dorfes genügend kennen. Solcher Kenner kann es gar nicht genug geben, und hier müßte vor allem den angehenden Lehrern (schon mit Rücksicht auf ihre große Anzahl) der Weg mehr geebnet werden. Das Seminar gibt dem jungen Lehrer ein umfangreiches Wissen mit: gibt es ihm auch einen tieferen Einblick mit in die dörflichen Verhältnisse, die ihn bald umgeben werden? Er kennt die Seele des Kindes: hat er sich auch mit dem so charakteristischen Seelenleben des deutschen Bauern beschäftigt? Ist es nicht ohne weiteres einleuchtend, daß er seine schöne Aufgabe, ein Volkserzieher zu sein, erst dann recht lösen kann, wenn er sich auch auf die Seele des Volkes versteht? Die Mundart ist vielen jungen Lehrern

bekannt, aber hat man sie auch hingewiesen auf ihre Geschichte, auf die hohe Bedeutung dieses Jungbrunnens unsrer Schriftsprache, auf die unzähligen, in der Schule sich bietenden Möglichkeiten, an die Mundart anzuknüpfen und diese selbst mehr schätzen zu lehren? Sind Belehrungen geboten worden aus dem Gebiet der Haus- und Kirchenaltertümer, der ländlichen Volksdichtung, der Volkssitte, über Markgenossenschaften, die alten Bauerngerichte, die Flurnamen, über die wichtigeren literarischen Hilfsmittel auf all diesen Gebieten, überhaupt über die Büchereien, die archivalischen Verhältnisse, die geistigen Vereinsbestrebungen der Provinz, die neueren Bestrebungen zur Reform des Landlebens? Im großen und ganzen sind die meisten jungen Lehrer in diesen Dingen auf sich selbst angewiesen. Gerade die tüchtigsten fühlen und beklagen diese Lücke selbst am meisten. Für die Reform des deutschen Dorflebens würde es einen gar nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn bedeuten, wenn durch entsprechende Maßnahmen erreicht würde — und erreichbar ist es auf jeden Fall —, daß der junge Landlehrer einen tieferen Einblick in das Kulturleben des deutschen Dorfes und besonders in die heimischen Dorfverhältnisse in sein Amt mitbrächte. In der guten alten Zeit, wo ein wärmeres Interesse für die ländliche Kultur in den weitesten Kreisen fehlte, hatte das Seminar keinen Anlaß, dem angehenden Lehrer nach dieser Seite Belehrungen mitzugeben. Heute aber befinden wir uns seit Jahren in einer großen Heimatbewegung. Die Lehrerkreise selbst laufen Sturm und wünschen im Unterricht der Schule und des Seminars eine größere Betonung der heimatkundlichen Stoffe, im geschichtlichen, deutschen, erdkundlichen, naturwissenschaftlichen Unterricht.

Bei der ländlichen Reformarbeit müssen alle intelligenten Landbewohner und Landbewohnerinnen mitwirken. Das meiste freilich werden die Pfarrer und, zumal auf dem uns hier beschäftigenden Gebiet, die Lehrer tun müssen, neben denen selbstverständlich auch die Mitwirkung der Lehrerinnen besonders ins Gewicht fällt. Wer hätte wohl besser Gelegenheit, dem Volk den Sinn seiner alten Festbräuche zu deuten, als der Prediger oder der Lehrer, was der Maibaum bedeutet, der Pfingstknabe, das Johannisfeuer, der Alte beim Erntefest und so fort! Und nun

ein Lehrer, der durch literarische und örtliche Studien in das Gebiet der Feste und Spiele eingedrungen ist! Er kann auf die spielende Jugend einwirken, in den Schulpausen, in der Turnstunde, beim Fortbildungsunterricht und sonst das Interesse für die alten Spiele der Gegend betätigen und dafür sorgen, daß diese Spiellust auch außerhalb der Schule und vielleicht auch nach der Konfirmation wach bleibt. Leitet er einen Gesangverein, so kann der Dirigentenstab in seiner Hand zum Zauberstab werden, um die ersterbenden Volkslieder der Gegend neu zu beleben. Als gewesener Soldat und Mitglied des Kriegervereins wird er auf die Feste der erwachsenen Dorfjugend, einschließlich der so überaus wichtigen Theaterveranstaltungen, leicht Einfluß gewinnen können. Mit Hilfe der Schulvorsteher und anderer angesehener Dorfbewohner (z. B. durch Vorträge an Volksunterhaltungsabenden) wird sich vieles erreichen lassen, zumal die Landbevölkerung einem Lehrer und ebenso einem Prediger, der für die bäuerlichen Überlieferungen etwas übrig hat, in der Regel besondere Neigung und besonderes Vertrauen entgegenbringen wird.

Doch nun wollen wir vom Pfade der Theorie abbiegen und uns von dem Buche **zu den Auen unseres Volkstums selbst** führen lassen. Möge das Buch unter den Forschern sich Freunde erwerben, in weiten Kreisen — insbesondere auch bei der reiferen deutschen Jugend, für die es ebenfalls bestimmt ist — die Freude an der Heimat und das Verständnis für deutsche Art mehren helfen und, indem es den Reichtum unserer ureigenen, leider immer mehr in Vergessenheit geratenden Feste und Spiele im ländlichen Volkstum aufdeckt, den papierenen Spielen und schablonenhaften Festen auf dem Lande kräftig entgegenwirken, die Lust zu reformerischer Mitarbeit wecken und an seinem Teile dazu beitragen, daß wieder eine sinnige Fröhlichkeit in die verödeten Dörfer einkehrt!

Friedenau und Steglitz, im August 1908.

Die Herausgeber.

Erſter Teil.

Feſte des deutſchen Landvolks.

Die Weihnachts- und die Neujahrszeit.

Die Tage werden immer kürzer, der Dezember beginnt, der „heilige Monat“ (heilagmanoth), wie ihn Karl der Große nannte, und die Weihnachtszeit, unter der wir den ganzen Zeitraum vom Nikolaustage (6. Dezember) bis zum Dreikönigstage (6. Januar) verſtehen wollen, kommt ins Land, die fröhliche, ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit, die uns in buntem und eigenartigem Gemiſch chriſtliche und an die altgermaniſchen Zwölfnächte erinnernde Feſtbräuche zeigt.

Das Feſt der Winterſonnenwende war ein überaus heiliges. Alle Arbeit ruhte. Im heulenden Sturm zog Wodan auf ſeinem Schimmel durch die Luft, gefolgt vom Heer der abgeſchiedenen Seelen. Das Sonnenwendfeuer flammte, oder im Ofen glühte der heilige Holzblock, mancherlei Opfer wurden dargebracht, alles Gerät war unter Dach geſchafft. Das Wetter der nächſten zwölf Monate und ebenſo die nächſtjährigen Menſchenſchickſale wurden in dieſen wichtigen Nächten beſtimmt. Wehe dem Hauſe, wo in dieſen Tagen des ſtillſtehenden Sonnenrades ſich Wagen- oder Spinnrad drehte

und Arbeit das heilige Fest entweihte! Wo aber dieses recht begangen wurde, da walteten Wodan, Donar und Frau Holle als gnädige Gottheiten, und Menschen und Vieh, Getreide und Bäume wurden ihres Segens teilhaftig.

In allerlei Festbräuchen lebt noch die Erinnerung an Wodans Schimmel fort. In Steiermark[1]) führen die Knaben am **Nikolaustage**, nachdem ihnen der Hausherr die Erlaubnis erteilt hat, ein „Nikolospiel" auf, bei dem außer St. Nikolaus und anderen Gestalten ein Schmied und ein als Schimmel verkleideter Knabe mitwirken. Der Schimmel soll beschlagen werden, zeigt sich aber recht ungebärdig, was den zuschauenden Kindern natürlich viel Spaß macht. In manchen Teilen Deutschlands, z. B. in Ostfriesland, den Niederlanden, der Schweiz und süddeutschen Gegenden, pflegt man sich an diesem Tage zu beschenken, doch scheint wenigstens in Deutschland die Nikolausbescherung, die früher vielerwärts die allein übliche war, überall von der Weihnachtsbescherung mehr zurückgedrängt zu werden. In Ostfriesland[2]) setzen die Kinder noch heute gern am Nikolaustage vor das Fenster einen Teller und legen daneben etwas grünen Kohl: „Sünder Klas" (heiliger Nikolaus, von sunte = heilig), der auf seinem Schimmel kommen wird, soll sein Pferd füttern und den Teller füllen. In Mähren[3]) werden von den Knaben in der gleichen Hoffnung die schön geputzten Stiefeln vor das Fenster gestellt. Im Osnabrückschen[4]) geht an demselben Tage das „Klausmännken", ein langbärtiger Greis, mit einem Sack voll Nüsse

---

[1]) Nach Mitteilungen Karl Reiterers über steiermärkische Kinderspiele, die noch an einigen anderen Stellen verwertet worden sind. [2]) Niedersachsen VIII S. 94. [3]) Nach einer noch an einigen anderen Stellen des Buches benutzten handschriftlichen Aufzeichnung Dominik Stratils in Fulnek über deutsche Bauernbräuche in der Olmützer Gegend. [4]) Niedersachsen IX S. 96.

umher; hier wie an vielen anderen Stellen Deutschlands ist Knecht Ruprecht, unter dem sich der zu einem Diener des Heiligen erniedrigte Wodan (hruodberaht = ruhmglänzend) bergen soll, sein Begleiter; im Osnabrückschen pflegt der Diener am Abend vorher auf seinem Schimmel an den Fenstern vorbeizuhuschen, um die Ankunft seines Herrn anzukündigen. Im osnabrückischen Bassum[1]) heißt sein Schimmel der „spanische Hengst"; das erinnert an den Wunsch eines niederländischen Nikolausliedes[2]), Sankt Nikolaus möge das beste Staatskleid anlegen und damit nach Spanien („naer Spanje") reiten. Oft fehlt auch der Schimmel: so tritt in schwäbischen Gegenden[3]) der Klos oder St. Niklos bald als Bischof mit klingenden Schellen, bald als Schreckensgestalt mit Pferdefüßen, Hörnern, Kuhhaut und rasselnden Ketten auf.

Das Erscheinen des Schimmelreiters beschränkt sich aber nicht auf den Nikolaustag. Im uckermärkischen Dorf Hammelstall[4]) ziehen am Weihnachtstage zwei Burschen mit einem Schimmel, der als Bringer des Glücks gilt, und einem Bären von Haus zu Haus und bringen den Kindern das von einer „Stutenfrau" getragene Weihnachtsgebäck; den Schluß bilden drei weißverhüllte Gestalten, die „Witten", die schon vor Weihnachten als „Vorspuker" die Kleinen ermahnt und gewarnt haben. Den hinterlassenen Schmutz und Schnee fegen einige „Schwarze" aus, aber die Leute müssen ihre Füße in acht nehmen: wenn die Bösen diese abfegen, wird das Glück mit ausgefegt. Im brandenburgischen Kreis Belzig tritt der Schimmelreiter kurz vor Weihnachten auf. Im Ruppiner Kreis[5]) be-

---

[1]) Gartenlaube 1891, Nr. 50. [2]) Veröffentlicht von W. Doenges: Leipziger Tageblatt 1893, Nr. 655. [3]) Birlinger II S. 1f. [4]) Nach Sohnreys Dorfzeitung 1906, Nr. 48. [5]) Sonntagsbeil. z. Berliner Intelligenzblatt vom 1. Januar 1893.

gleitet den in den Zwölften umherziehenden Schimmelreiter und sein vermummtes Gefolge der „Christmann". In Mecklenburg[1]) erbittet sich stellenweise der Schimmelreiter am Weihnachtsabend Gaben zum Festtrunk, oder der Reiter, „Rugklas" (rauher Nikolaus) genannt, besucht, mit Aschenbeutel und Rute versehen, die Kinder und straft die unartigen. In einigen westfälischen Dörfern an der Weser[2]) jagt in der Silvesternacht der „Wüder" (Wüter, d. h. Wodan, der wilde Jäger), ein Kuhhorn blasend, mit seinem Troß auf einem „Schimmel" durchs Dorf, worauf die „wilde Schar" sich auf einem Hofe bewirten läßt. Diesem Hof bleibt im folgenden Jahr alles Unglück fern.

Neben Wodans Schimmel tritt der dem Donar heilige Bock. So zieht auf der Insel Usedom der „Klapperbock"[3]) herum: eine Person trägt eine mit einer Bockshaut behängte Stange, an der ein Widderkopf aus Holz befestigt ist; die Kinnladen schlagen beim Anziehen einer Schnur zusammen. Der Bock stößt die Kinder, die kein Gebet aufsagen können. Ein jüngerer südlicher Genosse ist der „Anklöpfelesel" am Pillersee in Tirol[4]). Zwei Burschen stellen den Esel dar. Der Eigentümer und allerlei verkleidete Gestalten, z. B. ein Quacksalber, folgen. In der Stube fällt der Esel ohnmächtig auf die Knie. Wasser und Heu will er nicht. Kein Mittel hilft. Erst eine Wurst und Branntwein bringen ihn wieder in die Höhe. Die Bezeichnung „Anklöpfelesel" erklärt sich aus der weitverbreiteten Sitte, daß die Kinder in den Wochen vor

[1]) Bartsch II S. 224. [2]) H. Franke: Niedersachsen VIII S. 111. [3]) Gartenlaube 1891, Nr. 50. [4]) Gartenlaube 1890, Nr. 48. Der Esel ist ursprünglich der Esel des Nikolaus, für den die württembergischen Kinder noch heute Heu und Rüben vor Tür und Fenster als Opfer hinlegen.

Weihnachten klopfen gehen, d. h. mit einem kleinen Holzhammer und den Worten „Hola, hola, Klopferstag“ [1]) oder ähnlichen Ausrufen an die Laden klopfen, worauf dem „Klopfer“ ein Geschenk herausgereicht wird; auch arme Frauen beteiligen sich daran. Besonders beliebt für diesen Zweck sind die drei oder vier Donnerstage der Adventszeit, die „Klöpflinstage“, „Klöpferlesnächte“ oder „Anklopfete“ genannt. In Südtirol [2]) ziehen in den Nächten von Donnerstag auf Freitag, den „Klöckelsnächten“, vermummte Gestalten, die Klöckler, mit Schellengeklingel umher und heischen Gaben. In Steiermark gehen die Kinder mit Säcken, Körben und Handschlitten „glöckeln“, vom Ende des Christmonats bis zum Dreikönigsabend, der dort auch „Glöcklerabend“ genannt wird; schon am Tage vorher backen die Bäuerinnen für sie die „Glöcklkrapfen“. Im Aargau [3]) ziehen die jungen Burschen vor dem Nikolaustag aufs freie Feld oder eine Anhöhe und schwingen in taktmäßigen, anmutigen Bewegungen ihre mächtige Geißel, daß es „wie Böllerschüsse knallt“; das heißt das „Klausklöpfen“. Das Klopfen, Schellen und Knallen dient zur Vertreibung der feindlichen Geister.

Doch kehren wir von den Klopfnächten noch einmal zum Nikolaustag zurück!

Zu Craula in Koburg-Gotha [4]) finden wir mehrere Nikolaus oder, wie man dort sagt, Nikoläuser. Mit Schellen und Peitschen schrecken die in schauerlicher Verkleidung erscheinenden Gestalten die Mädchen, die sich bei einer Genossin, der „Nikolausjungfer“, zusammengefunden haben; bald aber macht sich die ganze Ge-

---

[1]) In dieser Form lebt der Brauch z. B. in Obergessertshausen, Regierungsbez. Schwaben (Mitteilung von Conradin Kleinhans daselbst). [2]) Bozener Zeitung 1895. [3]) Land XVI, Nr. 8 [4]) Mitteilung von Karl Ortleb daselbst.

ſellſchaft lachend und ſcherzend über den Nikolauskaffee und Nikolauskuchen her. In der Bremer Gegend[1]) ſingen die Kinder am Nikolausabend vor den Türen:

Sonder Klaus, der große Mann,
Klopft an alle Türen an.
Kleinen Kindern bringt er was,
Große Kinder ſteckt er in 'n Sack.

Die Nikolausbräuche und die große Verehrung des heiligen Nikolaus pflegt man aus der Kinderliebe und dem wohltätigen Sinn des einſtigen Biſchofs herzuleiten. In Wirklichkeit iſt St. Niklas nur die Perſonifikation des Nikolaustages[2]) und eine Verſchmelzung der ſo geſchaffenen Geſtalt mit dem perſönlich gedachten Winter.

Auf den Winter deuten auch die der kalten Jahreszeit entſprechenden Vermummungen. Hierher gehört[3]) der in Bärenfelle gehüllte „Hans Trapp", der im Elſaß dem wie ein Engel geſchmückten und durch eine Glocke ſein Kommen verkündigenden Chriſtkind folgt, der „Pelzmärtel" oder „Butzegrale", der dieſes ſtellenweiſe in Schwaben begleitet, und der mit Nikolaus (dem „Buſſeklas") in einigen braunſchweigiſchen Dörfern auftretende, in rauhes Erbſenſtroh gehüllte „Erbsbär". Auch der Knecht Ruprecht erinnert in ſeinem Äußeren oft ſtark an dieſe winterlichen Geſtalten.

Als Vorboten des Weihnachtsfeſtes tritt in einigen Gegenden, z. B. einem Teile der Lüneburger Heide, der heilige Thomas an die Stelle von Nikolaus.

Dree Abend vör Chriſt
Kummt Thoms gewiß

---

[1]) Mitteilung von Fr. Krönig, Bremen. [2]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte II S. 184, Anm. 2. [3]) Gartenlaube 1891, Nr. 50.

sagen die Kinder in der Umgegend von Ülzen[1]). Und richtig! Am 21. Dezember, dem Thomastage, stellt er sich mit Pudelmütze, langem Bart und Heidebesen ein.

Nur einige Bemerkungen über das Festgebäck und die Festgerichte! Da gibt es in Nordschleswig und Nordfriesland[2]) die kleinen viereckigen, aus braunem oder weißem Kuchenteig hergestellten Pfeffernüsse (nordfr. Puntje, wohl = ostfr. Pünte, der länglich-viereckige Kahn), um die nicht nur die Kinder, sondern stellenweise sogar die Bauern vor Weihnachten Karten spielen, die Kneppelkoken, die Halligknecker und die vom Bäcker bereiteten und rot bemalten, auch in Mecklenburg bekannten Kindjeespoppen (Kindjesuspuppen), die Menschen und Tiere darstellen und durch Nachbildung bestimmter Tiere (des Ebers, des Pferdes) noch an alte Opfertiere erinnern. In der Lüneburger Heide heißen sie Kannjeeskoken. Das Christkind oder die Engel heizen hier selbst den Ofen, um diese Kuchen zu backen: daher leuchtet denn auch gegen Abend der Himmel vor der Weihnachtszeit so schön. Die osnabrückischen „Klauskerls", die etwa vom Nikolaustage an bei den Bäckern ausliegen, das in westfälischen Bauernhäusern[3]) aus Kuchenteig gebackene Schweinchen, „Spekulatius" genannt, die rundgewickelten thüringischen „Striezeln", das schwäbische „Hutzel-" und das bayrische „Klötzen-" oder „Kletzenbrot" (von den Hutzeln und Klötzen, gedörrten Apfel- oder Birnenstücken, benannt) — wer wollte hier erschöpfend aufzählen! In der Uckermark und Pommern bildet noch heute ein an den Juleber erinnernder Schweinskopf mit Grünkohl, in Schleswig-Holstein dieselben Speisen mit vorangehendem Reisbrei, in Thüringen

[1]) So im Kirchspiel Wriedel. Mitteilung von Frau Lehrer Steincke, Brackel (Kückesche Sammlung). [2]) Christiansen: Niedersachsen XI S. 104 f. [3]) v. Wadenstjerna: Globus 1897.

ein gebratenes Ferkel das Festgericht. Auch eigenartige Getränke sollen das Fest verschönern helfen, so die in der südlichen Lüneburger Heide und am Solling, gewiß aber auch anderwärts, bekannte Kaltschale, die in einem weitbauchigen Napf aus Branntwein, Zucker und Honigkuchenbrocken zusammengerührt und gemeinsam ausgelöffelt wird.

Mancherlei Bräuche, die zum Teil schon Erwähnung gefunden haben, gelten der Verscheuchung der feindlichen Geister. Im Braunschweigischen[1]) durchzogen die Hirten abends das Dorf, auf ihren Instrumenten blasend, und im Emsland[2]), z. B. bei Meppen, hört man noch heute abends in der Adventszeit aus allen Richtungen das Blasen der Middewinterhärrns (Mittwinterhörner). In den Fischerdörfern Tiefwerder und Pichelsdorf bei Spandau[3]) findet abends in den neun Tagen vor Weihnachten das „Antuten" durch die Konfirmandenknaben statt, die dann am Weihnachtsfest von den alten Fischerfamilien beschenkt werden. In Baden zogen die Villinger Hirten[4]) noch Jahrzehnte lang nach dem Aufhören des Weidganges in der Christnacht hornblasend umher. Auch der „Rummelpott", jener mit einer Schweinsblase überzogene Topf, mit dem die Kinder besonders in den nordwestdeutschen Küstenstrichen in der Weihnachtszeit beim Gabenheischen lärmend umhergehen, gehört hierher. Ebenso das in süddeutschen und österreichischen Gegenden in den „Rauchnächten" (Thomastag, Weihnachtsabend, Silvester und Dreikönigstag) übliche Ausräuchern aller Räume mit Weihrauch[5]) und das Besprengen des Viehs mit Weihwasser, ein Brauch, der ähnlich aus dem Münsterland berichtet wird, wo am Weihnachtsabend,

[1]) Andree S. 325. [2]) Hannoverland I S. 20, Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 49. [3]) Berl. Lokalanz. 1895, Nr. 601, Staatsbürgerztg. 1898, Nr. 602. [4]) E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 67. [5]) Wuttke S. 65.

gewiß nach uraltem Opferbrauch, der Bauer und seine Familie mit brennenden selbstgegossenen Lichtern und einem Gebet feierlich durch alle Räume schreiten, indem der Vater[1]) jeden Raum durch dreimaliges Besprengen mit Weihwasser „einsegnet" und die Magd jedem Stück Vieh einen grünen Kohlstrunk vorwirft.

Am **Weihnachtsabend** werden die Landkinder, die in dieser Hinsicht gewöhnlich hinter ihren Altersgenossen in der Stadt zurückstehen, höchstens mit dieser oder jener Kleinigkeit beschenkt, etwa in der Weise, daß sie ihre Schuhe oder einen Teller abends oder vor dem Zubettgehen hinstellen und nun das Christkind den Gegenstand füllt oder daß das Christkind, wie uns eine Oberschlesierin erzählt, auf dem Eckbrettel, wo das Kreuzel mit den Papierrosen und dem Lämpchen steht, eine Semmel oder ein paar Äpfel für die fleißigen Kinder hinlegt. Das Beschenken Erwachsener war und ist sicher noch heute vielerwärts auf dem Lande überhaupt kein Gebrauch. So fehlt den Wochen vor Weihnachten viel von dem Reiz jenes geheimnisvollen, auf allerlei Überraschungen bedachten Treibens. Der Weihnachtsabend war dagegen ein Schlemmerabend (daher der niederdeutsche Name Bullbuksabend), eine Nachwirkung der heidnischen Opfermähler, bei denen zu Ehren der Götter besonders Tüchtiges im Essen und Trinken geleistet wurde.

Auch der Tannenbaum beginnt erst seit einigen Jahrzehnten von den Städten her in größerem Umfang das Land zu erobern. Um 1600 erst kennt man in Straßburg und Schlettstadt einen mit Äpfeln, Oblaten und anderen Dingen, aber noch

---

[1]) Volksrundschau 1894, 25. Dezember. Anderwärts, z. B. im Kreis Minden, besorgt der vom Küster und Meßdiener begleitete Priester das Besprengen (Z. f. rhein. und westf. Volksk. IV 8).

nicht mit Lichtern, geschmückten Christtannenbaum. Dagegen scheint das Schmücken des Hauses oder Zimmers mit Tannenzweigen, das noch jetzt stellenweise in Westfalen üblich ist und gegen das 1508 Geiler von Kaisersberg eiferte („das dannreiß in die Stuben legen"), eine alte deutsche Sitte, vielleicht eben so alt wie das Aufhängen der Mispelzweige in England. Auf die Geschichte des Tannenbaumes, in der die Nachahmung des geschmückten Maibaumes wohl eine Rolle gespielt hat, können wir hier nicht näher eingehen: es genügt hervorzuheben, daß der Tannenbaum und seine Lichter mit der altgermanischen Feier der Wintersonnenwende nichts zu tun haben. Eine Erinnerung an diese ist dagegen der am Christabend oder am ersten Festtag zum Ankohlen ins Feuer gelegte und in Nieder-, Mittel- und Süddeutschland unter verschiedenen Namen vorkommende Holzblock[1]), der beim Gewitter schützt und dessen Asche das Feld fruchtbar macht; auch das Reisigfeuer, das man in der Christnacht auf dem Antoniusberg bei Schweina anzündet, und vermutlich auch das Silvesterfeuer auf dem Marktplatz zu Jena[2]), das heute als Begrüßung des neuen Jahres und als Huldigung für den Hanfrid, den Stifter der Universität, betrachtet wird, sind Reste alter winterlicher Sonnenwendfeuer.

Stellenweise finden sich noch Erinnerungen an die Lichter der alten Christmette, die ihrerseits wieder Erinnerungen an die heidnische Zeit in sich bergen dürften: so in der im Südlüneburgischen nachgewiesenen[3]) Sitte, daß die Kirchgänger zum

---

[1]) Jahn, Opfergebr. S. 258 leitet die Sitte dieses Blockes aus einem älteren gemeinsamen Opferfeuer ab, von dem sich jeder einen Block zum Anzünden seines vorher ausgelöschten Herdfeuers mitgenommen habe. [2]) Mitteilung des cand. hist. H. Koch, Jena. [3]) Kück, Bauernleben der Lüneb. Heide S. 43.

Frühgottesdienst am ersten Feiertag ein Gestell mit sieben Leuchtern, einen „Siebenstern", mitbrachten. In Schleswig [1]) brennt man am Weihnachtsabend ein dreiarmiges Licht; in Holstein wurde den Haustieren ein Licht vor die Krippe gesetzt. Auch an den oben erwähnten Umzug der münsterländischen Bauernfamilie mit brennenden Lichtern sei erinnert.

Übrigens hat sich auch des lichtergeschmückten Tannenbaumes trotz seines späten Auftretens bald strichweise die Volkssitte bemächtigt. So bringen auf der Rauhen Alb [2]) die Kinder eines Schäfers dem bei den Hürden weilenden Vater am Weihnachtsabend ein brennendes Weihnachtsbäumchen. Dieselbe Sitte bestand früher in dem mittelfränkischen Neustadt an der Aisch und ist hier 1897 erneuert worden [3]). Gewiß ein schöner Brauch, die Hirten auf dem Felde nach biblischem Vorbild an der Weihnachtsfreude teilnehmen zu lassen! Verbreiteter und älter ist die „Krippe". Im Erzgebirge [4]) erbt der „Weihnachtsberg", der in der Adventszeit aufgebaut wird und außer dem Stall und der Geburtsszene etwa noch Bethlehem, Jerusalem, die Verkündigung der Geburt an die Hirten und den Zug der heiligen drei Könige darstellt, von Geschlecht zu Geschlecht fort und wird nach Möglichkeit noch immer vergrößert. In Mank (Niederösterreich) [5]) ziehen abends der Kirchendiener und zwei singende Kirchenbuben mit einem die Anbetungsszene enthaltenden Kasten in den Häusern zur „Christschau" umher: mit Wort und Gesang wird die Szene erläutert. In den deutschen Gegenden Steiermarks gehen die Kinder, mit einem Stab sich durch den Schnee arbeitend, „Krippensingen" und „Scherzlschneiden". Der Gast darf nämlich in dieser Zeit einen Brot-

[1]) Christiansen, a. a. O. [2]) Gartenlaube 1896, Nr. 49. [3]) Tägl. Rundschau 1897, Nr. 304. [4]) Leipziger Tageblatt 1892, Nr. 650. [5]) Vernaleken, Mythen, S. 289.

laib anschneiden und bekommt dann ein Stückchen („Scherzl") davon; diese Sitte nutzen die Kinder aus. Auch ohne Krippe und Gesang holen sie sich in dem bekannten Treuenbrietzen (Regierungsbezirk Potsdam)[1]) am ersten Weihnachtstag vom Paten neben andern eßbaren Dingen zwei aus Mehl, Wasser, Hefe und Salz gebackene „Patenstollen"; jedes Kind hat dort aber wenigstens zehn, einzelne sogar dreißig Paten!

In einer Anzahl Gemeinden der Provinzen Brandenburg (hier z. B. in Sandau bei Havelberg), Pommern, Sachsen und Schlesien ertönen noch heute beim Frühgottesdienst des **ersten Weihnachtstages** die sogenannten Quempaslieder (nach den Worten „Quem pastores laudavere" so genannt), alte auf die Weihnachtsgeschichte bezügliche Wechselgesänge in lateinischer und deutscher Form, die von mehreren Sängerchören nach selbstgeschriebenen und mit bildlichen Darstellungen geschmückten Texten gesungen werden. Mitgebrachte Lichter erhellen die dunkle Kirche. Bei den Siebenbürger Sachsen spielen vier mit Kronen geschmückte Paare von Schulkindern, die sich vor dem Altar aufstellen, beim Quempas die Hauptrolle. In der Gegend des thüringischen Freiburg[2]) herrschte der Brauch, daß zwei weißgekleidete und mit Papierkronen geschmückte Knaben vor dem Altar im Wechselgespräch die Weihnachtsgeschichte zu Gehör brachten.

Mehrere Bräuche der zwölf Nächte sind mit dem **zweiten Weihnachtstage**, dem Tage des heiligen Stephan, zusammengefallen. Wir stoßen auf Reste alter Umritte, die den Pferden Schutz vor Krankheiten und Hexereien, aber wohl auch der Wintersaat Segen bringen sollten. In Schleswig, in der

---

[1]) Brandenburgia 1906, S. 405. [2]) Mitteilung von Kantor R. Klötzscher, Gutenswegen.

Kremper Marsch, war es Brauch, daß die Burschen in der Stephansnacht sich in die Bauernhäuser begaben, die Pferde putzten, lärmend auf dem Hausflur umherritten und sich hernach bewirten ließen[1]). Im württembergischen Oberamt Backnang reiten die ledigen Burschen die Pferde morgens nüchtern über drei Markungen[2]). Am zweiten Weihnachtstag haftet auch weithin in Mittel- und Süddeutschland der Brauch des verjüngenden und Glück bringenden Pfefferns. Die Knaben armer Familien pfeffern die Mädchen und Frauen, die Mädchen am Neujahrstage die erwachsenen männlichen Personen und erhalten dafür „Pfefferkuchen" und andere schöne Dinge. So ist es in Weißenbrunn vor dem Walde (im Koburgischen[3]), so im oberfränkischen Schney bei Lichtenfels[4]). Dort berührt man die Betreffenden mit Rosmarinsträußchen, hier mit einem grünen Zweig. In Süddeutschland und Österreich werden gern Barbarazweige, d. h. am Barbaratage (4. Dezember) ins Wasser gesetzte und nun grünende Zweige, benutzt. In der Nähe von Ebern in Unterfranken[5]) schlagen die Knaben am „Tage der unschuldigen Kindlein" (28. Dezember) die erwachsenen Mädchen und Frauen mit Ruten an die Fußknöchel und fragen: „Schmeckt der Pfeffer, schmeckt der Pfeffer gut?" Der Pfeffertag der Mädchen ist hier der Dreikönigstag. Auch in Württemberg, wo man Tannen- oder Wacholderzweige benutzt, und stellenweise in Thüringen[6]) übt man das Pfeffern am Tage der unschuldigen Kindlein aus, woher auch der Ausdruck „kindeln" oder „kingeln" stammt. In Steiermark gehen die Kleinen an demselben Tage mit Birkenruten „streichen".

---

[1]) Schützes Idiotikon III 200 (unter „Peerdesteffen"). [2]) Kapff, Württemb. Volksüberl. Heft 2, S. 6. [3]) Mitteilung von R. Fertsch, daselbst. [4]) Mitteilung von M. Hirsch, daselbst. [5]) Berliner Intelligenzblatt 1893, Nr. 16. [6]) Böhme, Kinderl. S. 346.

Frisch und g'sund, frisch und g'sund!
Lang leben und g'sund bleiben!

rufen sie. Aber hier, wie in vielen anderen Gegenden, müssen sie am Vormittag kommen. Später gibt es keine Geschenke, ein Nachklang der alten Sitte, die zu Pfeffernden im Bett zu überraschen.

Am 27. Dezember, dem **Tage des Evangelisten Johannes**, dem „Winterjohanne", wie man in Württemberg sagt, wird in katholischen Gegenden der vor Blitzschlag schützende, die Gesundheit und das Gedeihen des Viehes und des Weines fördernde Johannissegen, die Umbildung eines heidnischen Trankopfers, getrunken.

Nur andeuten lassen sich die sonstigen festlichen Bräuche der **zwölf Nächte**, besonders die der Neujahrsnacht, des Neujahrs- und Dreikönigstages. Mit Peitschengeknall ziehen in den Dörfern östlich von Braunschweig am **Neujahrsabend** die Knaben, einen niederdeutschen Glückwunsch aufsagend, umher. In Schleswig wirft man den Bekannten altes Geschirr klirrend gegen Tür und Fensterladen. Im Württembergischen[1]) „schießen" die Burschen um Mitternacht ihren Bekannten und Schätzen „das Neujahr an". Glückwünschend zieht am Neujahrsmorgen die Jugend im rheinländischen Dörrenbach (bei St. Wendel[2]) umher:

Ich wünsch eich ein glückselges neues Jahr,
Gesundheit, Friede, langes Leben
Und alles, was eich lieb ist,
E Bretzel wie e Scheiertor,
E Kuche wie e Mühlenrad,
Do werner (werdet ihr) allegare satt.

---

[1]) Mitteilung von Christian Baumgärtner, Kl. Sachsenheim.
[2]) Mitteilung von Julie Müller, daselbst.

Auf dem oberen Eichsfeld sammelt am Neujahrstag[1]) die erwachsene ärmere Bevölkerung, geistliche Lieder singend, Gaben ein. In Gr. Lengden (Kr. Göttingen[2]) sangen die Konfirmandenknaben am Silvestertage und holten sich ihren Lohn für das Läuten der Kirchenglocke. Am braunschweigischen Drömling begleiteten beim Neujahrssingen den Lehrer und die Schuljugend, auf den Fingern pfeifend oder blasend, die Schäfer und die mancherlei Hirten. Bekannt ist das eine ganze Woche währende Neujahrsumsingen in den Dörfern Thüringens, wobei der Kirchenchor und die ältesten Jahrgänge der Schulkinder sangen und die Dorfmusikanten bliesen. Im hessischen Abterode[3]), am Fuß des Meißners, sangen nach der letzten Stunde des alten Jahres Männer und Burschen vom Kirchturm herab ein geistliches Lied, und dann zogen die Hirten, ein frommes Neujahrslied mit einer schönen, schwermütigen Weise singend, zwischen dessen zwei Strophen der Kuhhirt tutete und einen Glückwunsch sprach, von Haus zu Haus. In Berssel (Kr. Halberstadt) versammeln sich in der Frühe des Neujahrstages die zwölf ersten Knaben der Volksschule, die „Apostel" genannt; mit Bändern und Sträußen geschmückt, singend und glückwünschend ziehen sie mit einer alten kupfernen Opferbüchse von Haus zu Haus[4]).

Auch den Tieren und Bäumen soll das neue Jahr Segen bringen. Zu dem Zweck werden die Obstbäume in der Neujahrsnacht mit Strohseilen umwunden, der Rest eines alten Baumopfers, durch das eine gute Obsternte erzielt werden sollte. Im pommerschen Lantow (Kr. Schlawe)[5]) geschieht dieses

[1]) W. Kolbe: Niedersachsen IX S. 113. [2]) Mitteilung von Lehrer Christmann, Gillersheim. [3]) Helene Brehm: Hessenland XX. [4]) Mitgeteilt von Pfarrer Rungwerth (Berssel), der die Apostel als die sich verabschiedenden zwölf Monate zu deuten versucht. [5]) Mitteilung von Albert Reimer, daselbst.

zum Christfest; man nimmt das Stroh, auf dem der Weihnachtskuchen gestanden hat, und steckt auch ein Geldstück als Gabe bei. In Schlesien verkündet das jüngste Kind beim Einläuten des Weihnachtsfestes den Bäumen im Garten und den Kühen im Stalle, daß der Herr Christus geboren ist. Im Kreise Neisse[1]) schüttet man am Christabend barfüßig die Krümel der Abendmahlzeit unter die schlecht tragenden Obstbäume; im nördlichen Teil von Niederösterreich[2]) tut man dasselbe um Mitternacht, beim Aufbruch zur Christmette: dieses „Bäumeschatzen" hat im nächsten Jahr eine reiche Obsternte zur Folge.

Und nun die vielen Weissagespiele, die sich besonders an die Neujahrsnacht, aber auch an den Dreikönigstag, die Christnacht und bereits an die Thomasnacht (21. Dezember) und die Andreasnacht (30. November) knüpfen und zum großen Teil ja selbst noch in der Stadt fortleben. Da gibt es uralte Orakel, aus denen man Näheres über die Ernte und den Viehbestand des nächsten Jahres erfährt. Und was tut vor allem das Mädchen nicht alles, um ihre Zukunft zu erfahren, insbesondere ob ihr das neue Jahr den ersehnten Herzallerliebsten beschert! Sie wirft mit der Hand den Pantoffel über die Schulter nach der Haustür: Weist die Spitze nach der Tür, so verläßt sie im folgenden Jahr den Dienst, andernfalls bleibt sie noch. Die Obersteiermärkerin befragt dies Pantoffelorakel schon am Weihnachtsabend: mit hochgeschwungenem Bein wirft sie den auf der Fußspitze hängenden Schlappschuh (Schlapfen) über den Kopf. Vielerwärts wird am Andreasabend ein Erbzaun, d. h. ein ererbter Zaun, oder auch ein Baum geschüttelt: aus der Richtung, in der dann irgend welche Laute hörbar

---

[1]) Mitteilung von M. Seydel, Brieg. [2]) Vernaleken, Mythen S. 290.

werden, etwa ein Hundegebell, kommt der Zukünftige! In Gastein gehen die Mädchen in einer der „Löslnächte", in Schlesien in der Andreasnacht zum Schafstall und greifen in die Herde: wer einen Widder faßt, bekommt im folgenden Jahr einen Mann. Vielerwärts klopfen sie an den Hühnerstall: eine Antwort des Hahnes bedeutet Verlobung, der Ruf der Henne das Gegenteil. Auf dem Eichsfeld klopft auch der Bursche: dann bedeutet das Gackern der Henne Verlobung, beim Mädchen das Krähen des Hahns. In Württemberg aber schlagen die Trossinger Mädchen[1]) am „Obersten", d. h. am letzten Tage der Zwölften, dem 6. Januar, das Gesangbuch auf, wenn der Pfarrer das Textwort liest: „Und sie taten ihre Schätze auf". Der aufgeschlagene Vers verkündet, ob sie bald glücklich heiraten werden. In Ostpreußen[2]) dienen gebackene Figuren zum „Glückgreifen" am Silvesterabend. Die Figuren, Mann und Frau, der Ring, das Kind, das Brot, der Himmelsschlüssel u. a., im ganzen neun, werden unter neun umgedrehte Teller gelegt, dann greift man (3 × 3) und deutet. Auch ausgelassene Belustigungen kommen hier und da während dieser Nächte vor. So schleppen in Nordfriesland[3]) die jungen Leute in der Thomasnacht alle drehbaren Gegenstände, die sie draußen finden, vor das Dorf: das nennen sie thamsen.

Das wiederholt hervorgehobene Nebeneinander altgermanischer Erinnerungen und christlicher Bräuche tritt auch am **Dreikönigstage** hervor. Im Österreichischen heißt dieser der „Perchttag". Tobend laufen — so besonders in Salzburg und Tirol — an diesem Tage, stellenweise auch schon in der vorhergehenden Zeit die in den sonderbarsten Masken steckenden

---

[1]) Kapff, a. a. O. S. 6. [2]) E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen, I. Neujahrsgebräuche. [3]) D. N. Christiansen: Niedersachsen XI S. 104.

Burschen über die Straße und in die Wohnungen, die Peitschen und die Kuhglocken machen ohrenbetäubenden Lärm zu Ehren der Frau Berchta oder der Berchtel, die anderwärts auch selber vermummt umherzieht, jener huldreichen Göttin, die den Verscheuchern der bösen, Feld und Flur bedrohenden Geister ein gutes Erntejahr bescheren wird. Neben der heidnischen Göttin stehen die heiligen drei Könige, deren Anfangsbuchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) mit der Jahreszahl und drei Kreuzeszeichen der Landlehrer im deutschen Böhmen[1]) beim Ausräuchern der Wohnungen in Kreide an die Tür malt. Aber die „heilige drei Chünig", wie der Schweizer sagt, ziehen auch in eigener Person im Lande umher; in Niederdeutschland heißen sie die „Sternkieker", in Mitteldeutschland, wo sie besonders im Harz, z. B. im Brockendorf Schierke, zu Hause sind und bis nach Thüringen wandern, die Herodessänger. In der Gegend der alten Bischofsstadt Hildesheim[2]) sind die drei Könige mit einem weißen Hemd und einer Krone aus Goldpapier bekleidet; ein Stern mit dem Bildnis Marias und des Christkindes wird vorangetragen. Zwei Spielleute begleiten die Gesänge jener. Zwischendurch hält der sein frevelhaftes Vorhaben bereuende König Herodes eine Ansprache und schildert die Geburt des Herrn. In den Pausen hat der in spanischer Tracht und mit geschwärztem Gesicht auftretende König mit den Kindern zu spaßen: er hat in dieser Beziehung im Hildesheimischen die Aufgabe des einen fremden Königs, des Mohrenkönigs, übernommen.

Beim hildesheimischen Dreikönigssingen treten uns Ansätze zu dramatischer Gestaltung entgegen. Weitergebildet sind sie

---

[1]) v. Reinsberg-Düringsfeld S. 26. [2]) Pinkepank: Sohnreys Dorfzeitung 1901.

in den **Weihnachtsspielen**[1]), die von Weihnachten bis Lichtmeß in Schlesien, der Vorderrhön, Oberbayern und einer Reihe der deutsch-österreichischen Länder von Burschen, Handwerkern, auch wohl Mädchen, aufgeführt wurden oder noch aufgeführt werden. Stellenweise haben arme Kinder sich der alten Sitte bemächtigt. Die Aufführungen finden mit Vorliebe im Dorfwirtshause statt. Unter den Stücken gibt es Perlen echter Volkskunst, die uns zeigen können, wie das Volk mit seiner Frömmigkeit, seiner naiven Auffassung, seinem gesunden, derben Wirklichkeitssinn sich den fremden Stoff anzueignen verstanden hat, indem es ihn in den Kreis seines eigenen Daseins und Denkens zog. Da sind einmal die Adventsspiele, auch „Christfahrten" oder „Bescherungsspiele" genannt. Der Engel Gabriel führt das Christkind, eine mit einem Schleier geschmückte Frauengestalt, in eine Familie ein. St. Peter oder die Eltern klagen die Kinder an, da tritt „Rupprich, der böse Mann", ein. Der alte Graubart mit einem derben Knüppel in der Hand und einem Strohseil um Hüften und Stiefel fährt die Kleinen in der urwüchsigen Mundart ungnädig an, aber Gabriel spricht für sie. Ein schönes Weihnachtslied bringt die Versöhnung, und nun folgt das Beschenken und der Abschied des Christkindes und des Engels. In den „Christkindel-" oder „Hirtenspielen" will der hochmütige, etwa in einer grünen Hose, roten Bortenweste und einem Hut mit Goldborten auftretende Wirt den armen, alten Zimmermann und seine Frau nicht aufnehmen; nur „Fürsten, Herren, Kavaliere" verkehren bei ihm; schließlich geleitet der Engel Gabriel sie zum Stall.

[1]) Weinhold, Weihnachtsspiele; Fr. Vogt, Die schles. Weihnachtsspiele; K. Gusinde, Eine Aufführung schlesischer Weihnachtsspiele (durch die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Breslau): Ill. Zeitung 1900; Arete Gogarten, Volkstümliche Umzüge und Spiele während der Weihnachtszeit: Tägl. Rundschau 1901.

In einer anderen Szene treten die Hirten auf, rechte Vertreter der Schäferzunft mit ihren Pelzen oder weiten Mänteln, breitrandigen Hüten und Hirtentaschen. Um allerlei irdische Dinge dreht sich ihr in der Mundart geführtes Gespräch vor dem Einschlafen. Da weckt sie der Gesang zweier Engel. Ein herbeieilender Hirt erzählt von den Wunderdingen, die er geschaut. Nun werden die Schafe zusammengetrieben, und es geht nach dem Stalle von Bethlehem, wo die Hirten niederknien und ihre Gaben darbringen, so der erste mit den Worten:

Du kleines Kendla du,
Leist (liegst) of dam beßla Struh.
Hät ech ehnder a dech gedocht,
Da hät ech der wos besserich metgebrocht.
Also ha ech noch a Lammla
Vo men ala (alten) Stammla:
Das well ech dir tun schenka,
Daß du meiner weder tust gedenka.

Das „Herodes-" oder „Dreikönigsspiel" zeigt uns Herodes in der Unterhaltung mit den Weisen und dann mit zwei schachernden Schriftgelehrten, die Anbetung der Weisen in Bethlehem und die Bestrafung des Kindermörders Herodes, dem der Tod den Pfeil ins Herz stößt.

Fastnacht.

Unter der Fastnacht versteht man eigentlich den Tag oder Abend vor Aschermittwoch, vielerwärts auch die „echte" Fastnacht genannt, aber auch die ganze Woche vom Donnerstag vorher bis zum Dienstag einschließlich. Die Kirche hat uns Deutschen die Fastenzeit gebracht, die zu ernster Selbsteinkehr

mahnende Zeit des vierzigtägigen Fastens. Im Gegensatz zu ihr steht das Streben, in der vorangehenden Zeit noch einmal aus sich herauszugehen und freudigem Lebensgenuß zu huldigen, und an manchen Orten beginnt, zumal in den Kreisen der Wohlhabenderen, diese Festfreude sich schon bald nach dem Dreikönigstag in allerlei Maskenscherzen zu äußern. Fremde, insbesondere italienische, Einwirkung hat sich zweifellos in dieser oder jener Hinsicht geltend gemacht; wir erinnern beispielsweise an die Fastnachtsspiele, die einer besonders durch einige süddeutsche Handelsstädte vermittelten Übertragung der italienischen Volkskomödie ihr Dasein verdanken. Vieles aber und wohl das meiste wird auf eigener Überlieferung beruhen. Allerlei Volksregeln, die sich auf das Essen, die Behandlung der Hühner und des Flachses und das Verhalten der Menschen in der Fastnacht beziehen, deuten darauf, daß unsere Fastnacht die Fortsetzung einer einheimischen heidnischen Vorfrühlingsfeier ist, deren Reste teils in diesem, teils aber und noch deutlicher im folgenden Kapitel uns vor Augen treten werden.

Der Volkshumor hat stellenweise, besonders in Süddeutschland, den einzelnen Tagen ihre besondere Namen gegeben. So finden wir im Württembergischen[1]) den gumpigen Donnerstag (gumpen = lustig springen), den pfraumigen (= rußigen) Freitag (vom Bestreichen des Gesichts mit Ruß), den schmalzigen Samstag (angeblich vom Kuchenbacken der Hexen und anderer bösen Frauen so genannt), die Herren-, die Bauren- und die Narrenfasnet am Sonntag, Montag und Dienstag.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß unter der Fülle der Fastnachtsscherze die alten Beziehungen zur Jahreszeit zum großen Teil vergessen sind. Das gilt insbesondere von den

---

[1]) Kapff a. a. O. S. 9.

mannigfachen Mummereien, denen uralte Festumzüge am Ende des Winters zu Grunde zu liegen scheinen, bei denen aber Beziehungen dieser Art nur noch vereinzelt hervortreten. Um so bemerkenswerter ist ein anderer Brauch: Im Januar hat der Saft begonnen, in die Bäume zu steigen, „Fabian und Sebastian (20. Januar) soll der Saft in die Bäume gahn". Mit diesem neuerwachenden Leben der Natur hängt eine Sitte zusammen, die man später mit der Fastnacht zusammengelegt hat, die Berührung mit den vom aufsteigenden Saft wiederbelebten Zweigen, die Glück und Segen, besonders im Eheleben, bringen soll. Aber nur in den niederdeutschen Landesteilen, in denen im übrigen die Fastnachtsfeier seit mehreren Jahrzehnten stark im Rückgang begriffen ist, stoßen wir auf diesen alten Hirten- und Bauernbrauch. In der Belziger Gegend (Provinz Brandenburg)[1]) gehen die Kinder in der Frühe des Aschermittwochs mit Birkenruten zu ihrem Paten, geben ihm einige leichte Schläge und bekommen Brezeln dafür, die sie auf einen schon vorher im Knopfloch befestigten Bindfaden streifen. Die Mädchen wurden dort früher von den Burschen mit Ruten aus dem Bette gepeitscht; heute werden sie auf der Straße, etwa beim Gang in die Spinnstube, geschlagen oder, wie man sagt, „geäschert". Der Ausdruck stammt aus dem kirchlichen Leben, denn am Aschermittwoch „äschert" der Priester die Gläubigen, indem er ihnen mit geweihter Asche das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn macht und sie so erinnert, daß sie Staub sind und zum Staube zurückkehren werden; auch das graubündische gegenseitige Bewerfen mit Asche auf der Straße[2]) und das früher in Nassau übliche ebenso neckische „Aschen-

[1]) Mitteilung von A. Franz, Lütte bei Belzig. [2]) v. Reinsberg-Düringsfeld, S. 66.

töpfenwerfen“ [1]) zeigt die Übertragung des kirchlichen Brauches. In Hannover und Braunschweig nennt man das Schlagen mit den Zweigen füen[2]) und den hierbei benutzten Busch aus Fichten- oder Wacholderzweigen den Füe-busch. In der Dahlenburger Gegend (Nordhannover)[3]) macht das Schlagen mit der Rute die Geschlagenen größer, und von dem Wachstum des Menschen hängt wieder das des Flachses ab. Man peitscht dort den Langschläfern am Fastnachtsmorgen die Füße und singt:

Fastlam, Fastlam, Fastlam (= Fastelabend, Fastnacht)!
Je beter dat wi wascht (wachsen), je beter wascht dat Flaß. So hoch!

Wie in der erwähnten brandenburgischen Gegend, ist an vielen Orten das „Füen“ mit dem Heischen von Gaben verbunden: den Betreffenden wird tüchtig zugesetzt, bis sie sich loskaufen. Im Braunschweigischen bitten die Kinder um Obst oder Geld („Appel oder Beren [Birnen], Geld nem ik geren“), oder die Geschlagenen lösen sich mit „Prilleken“ (Pfannkuchen). Hier und da in der Lüneburger Heide[4]) schenkt die Hausfrau den jungen Leuten bei diesem Anlaß Wurst, Schinken, Brot oder Bier[5]). Selbst in der Stadt Hannover lebt der Brauch noch: die Bäckerlehrlinge besuchen, einen Zweig der Stechpalme (Ilex aquifolium) in der Hand, die Kundschaft ihres Meisters, um sich ein Trinkgeld zu holen. In den Dörfern

---

[1]) Sohnreys Dfztg. 1906. Diese Bräuche des Aschermittwochs berühren sich übrigens eng mit den im folgenden Kapitel darzustellenden des Petrestages. [2]) Der Ausdruck füen, früher fudeln, hängt mit mnd. fut, futte, westf. füet = Gefäß zusammen, denn ursprünglich galten die Schläge diesem Körperteil. Vgl. Andree S. 331. [3]) Mitteilung von Johanne Soltau, Lüneburg (Kückesche Samml.). [4]) Niedersachsen XI S. 231. [5]) Ein besonderes Fastnachtsgebäck, wie z. B. die weithin in Norddeutschland bekannten „Hedwige“ (= heiße Wecken), ist vielfach in den bäuerlichen Kreisen nicht anzutreffen.

Hinterpommerns[1]) ziehen die ärmeren Kinder mit einem geschälten Weidenast umher und singen:

Hippel de Pippel,
Die Wurst hat zwei Zippel,
Der Speck hat vier Ecken,
Muß der uns gut schmecken!

Die Gaben, Kuchen, Speckstücke und Heringe, werden auf die Ruten gesteckt.

Außerhalb Niederdeutschlands beschränkt man sich auf das Gabenheischen. So singen in der Niederlausitz[2]) die Schulkinder am Donnerstag vor Fastnacht:

Zemper, zemper[3]) Donnerstag,
Morgen ist der Freitag;
Oben in der Firste
Hängen frische Würste!
Die dünnen laßt dort hängen —
Die dicken gebet mir!
Ich steh auf Eurem Steinchen (Türschwelle),
Mich frieren meine Beinchen;
Laßt mich nicht so lange stehn,
Ich muß noch ein Häuschen weiter gehn!
Macht ein bischen fix,
Ich bin der kleine Fix!
Gebt mir nicht zu wenig,
Ich bin der kleine König.
Eier in den Kober, Bier in die Flasche,
Blanke Pfennigstücke in die Tasche!
Frau Wirtin, bitte, teilen Sie aus!
Gebt mir ein Stückchen Speck —
Dann spring ich von Eurer Türschwell weg.

---

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906. [2]) Mitteilung der Freiin Mathilde v. Platow, Zinnitz. [3]) Vermutlich Entstellung aus „Schembart" (Schönbart) = Maske, so daß Zemper-donnerstag als Masken-donnerstag zu verstehen ist: daß die Burschen sich verkleideten, zeigt das Folgende.

In der Niederlausitz scheinen die Ruten nicht bekannt zu sein. Auch nicht bei den dortigen Burschen, die gewöhnlich in Verkleidung Fastnachtsgaben einsammeln; neben der Muhme und dem Clown tritt uns aber dort der vermutlich aus der Zeit der zwölf Nächte übernommene **Schimmelreiter** entgegen[1]). Der Schimmel wird in folgender Weise hergestellt: Man bringt zwei Siebe mit den Rändern zusammen; vorn wird ein Pferdekopf, hinten ein Schweif befestigt, über die Siebe eine weiße Decke gehängt. Ein Reiter besteigt den Schimmel und schlägt jeden, der nicht rechtzeitig ausweicht. Auch in einigen Dörfern des schlesischen Kreises Neisse[2]) findet am Faschingsdienstag das „Schimmelreiten" statt. Der Schimmelreiter hat sich eine einen aufgezäumten Schimmel darstellende Atrappe übergezogen, voran traben einige „Pojazze". In Ehringen, Regierungsbezirk Kassel[3]), ziehen vierzig Schulknaben, zum Teil mit einem Säbel bewaffnet, am Montag vor Aschermittwoch von Haus zu Haus und tragen zweistimmige, von den beiden ältesten Knaben ihnen eingeübte Lieder vor, wofür sie mit Geld, Eiern, Würsten und Speck beschenkt werden.

Auch die Fastnachtsumzüge der Gilden laufen durchweg auf das Einfordern eines Geschenkes hinaus. Möglich, daß auch bei ihnen einst der „Füebusch" eine Rolle spielte und die Bitte um ein Geschenk aus dem „Füen" abgeleitet wurde. Beliebt ist beim Umzug ein Abzeichen des Standes oder Handwerks, das oft zugleich dazu dient, die Geschenke aufzunehmen. Als Beispiel dieser Art von Festen diene der Umzug der Schmiedegesellen in den Dörfern der goldenen Aue[4]). Mit

---

[1]) Mitteilung von G. Lehmann in Skuhlen bei Trebratsch. [2]) Mitteilung von M. Seydel, Brieg. [3]) Mitteilung des Lehrers Volkwein daselbst. [4]) Niederf. VIII S. 159 f.

Schurzfell und Schmiedehammer zogen jene von Haus zu Haus und sagten ihren Spruch auf:

Jetzt kommt der Schmied geschritten,
Hätt' er ein Pferd, so käm' er geritten,
Hätt' er ein Wagen, so käm' er gefahren:
Doch da wir das nicht haben,
Müssen wir auf eignen Füßen hertraben.
Unsere lieben Alten
Haben es so gehalten,
Haben es so befohlen,
Die Fastnachtswurst zu holen;
Keine von den kleinsten,
Keine von den größten,
Aber eine von den allerbesten.

Die erhaltene Wurst steckte der Sprecher zu den anderen auf den Hammerstiel und schloß eine andere Bitte daran:

So will ich mich bedanken,
Der liebe Gott erhalt Sie[1]) in Ihren Schranken,
In der Stube, an (vor?) der Tür,
Der Hufschmied trinkt auch ein Glas Bier.

Auch im Braunschweigischen erhalten oder erhielten — nach Andree — die Schmiedegesellen von den Pferdebesitzern eine Mettwurst als Fastengabe. Wie die Schmiedegesellen, holen sich vielerwärts auch die Böttcher- und die Stellmachergesellen von den Kunden des Meisters die Fastnachtswurst.

In der Gegend von Freiburg a. d. Unstrut[2]) zog der Dorfschäfer in Begleitung seiner Frau, die die Gänse des Dorfes hütete, am Fastnachtsdienstag, auf dem Horn blasend, von Hof zu Hof und sammelte Gaben ein.

---

[1]) „Sie" für ein überliefertes „es" eingesetzt. [2]) Mitteilung des Kantors R. Klötzscher, Gutenswege.

Auch bei der bäuerlichen Fastnachtsfeier spielte das Einsammeln von Gaben eine wichtige Rolle. So feierte man auf der Geest des Kreises Winsen im Lüneburgischen „Fastlam" folgendermaßen[1]): Am Sonntag nachmittag wurde der bei der letzten Fastnachtsfeier auf einem Hofe im Mist oder Heidehaufen versteckte „Koembuddel" (Branntweinflasche) gesucht und der Stock des Finders mit Bändern geschmückt; dann ging es mit Musik zum Festhause, wo der Tanz begann. Der Montag wurde mit Tanzen ausgefüllt. Am Dienstag sammelten die Burschen, die sich maskiert hatten, Würste und Eier; einer trug die zweizinkige „Speckgeffel" (Speckgabel), auf die die Würste gehängt wurden, ein anderer, als Eierfrau verkleidet, einen Eierkorb. Den Zug begleitete die Musik, und in den Häusern wurde getanzt. Im Festhause bereiteten die Mädchen, die schon vorher gebacken und dazu von ihren Herrinnen Butter und Brot geschenkt erhalten hatten, das Essen, an dem sie sich ebenfalls beteiligten.

Die Speckgeffel, die hier in Nordhannover als bäuerliches Attribut auftritt, erscheint in derselben Verwendung im Braunschweigischen. Ebenso ziehen in der Kolonie Christiansholm im südlichen Schleswig[2]) die Mitglieder der Kuhgilde, die zur gegenseitigen Unterstützung bei Krankheit und Sterben des Viehs gegründet worden ist, am Fastnachtsmontag mit der „Gaffel" zum „Wurstfechten" umher. Im oldenburgischen Saterland hatte — nach Broering — der Geffelträger den Namen „Wursteberend" (Wurstträger); die Eier sammelte der „Eierülk" (Iltis) in einen Bienenkorb; ein dritter Sammler war der „Judas", der die einkommenden Geldgaben in seinen

[1]) Nach der Schulchronik von Brackel (Kr. Winsen) und mündlichen Mitteilungen einer Altenteilerin. [2]) Sohnreys Dfztg. 1907 S. 85.

Beutel ſteckte. Zwei andere beſchützten die Gaben mit einer Stange und einem Aſchenbeutel. Für das Saterland ſind uns auch die Bittverſe der Umherziehenden erhalten. Da hieß es unter anderem:

Hier kamt wi Faßlamswente (Faſtnachtsknaben),
Wi bören (erheben) inkamne (einkommende) Rente;
Wi heben vertert
Sadel un Perd,
Tom un Bitt (Zaum und Gebiß),
Deelt us en Ei af (oder) Mettwurſt mit.
Lat us nich ſo lange ſtan,
Wi moet noch 'n Hüsken fürder gan.

Die ausgelaſſene Fröhlichkeit der Faſtnacht lockert auch etwas die Scheidewand, die die Sitte ſonſt zwiſchen dem männlichen und weiblichen jungen Volke aufgerichtet hat. Schon beim „Füen" trat uns dieſer freiere Ton entgegen, man denke an das Herauspeitſchen der Mädchen aus dem Bette. Im Braunſchweigiſchen[1]) wuſchen die Burſchen früher den Mädchen die Füße. Möglicherweiſe ſpielt hier neben bibliſchen Stellen, die als Vorbild gedient haben könnten, die ſegenbringende Berührung mit Waſſer mit hinein, denn die Mädchen mußten ſtellenweiſe beſtimmte Gaben für die Waſchung entrichten. Eine Verzerrung dieſer Sitte iſt vielleicht ein Brauch der Mark[2]), wo die Knechte die Mägde und am Tage darauf die Mägde die Knechte in die Zehen beißen.

Das „Füen" ſoll, wie wir ſahen, auch der Ehe Segen bringen: zur Ehe fehlt es aber oft an Männern. Dem hilft man nun zu Trillfingen im Haigerlochſchen (Hohenzollern-

[1]) Andree, S. 334. [2]) E. H. Meyer, Volksk. S. 255.

Sigmaringen) auf eine lustige Art ab[1]). Wenn in der Zeit vom Dreikönigstag bis zum Aschermittwoch keine Hochzeit zu stande gekommen ist, werden am Fastnachtsdienstag alle ledigen Mädchen — so im Jahre 1906 nach achtjähriger Pause etwa vierzig — vor eine mit dickem Dorngestrüpp umflochtene Egge gespannt. Dem „Jungferngespann" voran schreitet in alter Tracht ein Sämann, der jüngste Ehemann des Dorfes, auf dem Kopf den Dreispitz, um die Schulter den Säsack, und streut Samen (in Wirklichkeit Spreu) aus; der Same wird von dem eigenartigen Gespann eingeeggt: aus ihm sollen Männer für die ledigen Mädchen erwachsen. Die ledigen Burschen, die maskiert an der Belustigung teilnehmen, treiben das Gespann an, und unter ohrenbetäubendem Peitschenknallen geht der Zug durchs Dorf.

Auch gewisse Vorrechte für das weibliche Geschlecht bringt die Fastenzeit mit sich, allerdings in erster Linie nur für die verheirateten Frauen. Weithin in Süddeutschland kennt man die „Weiberfastnacht"[2]), während deren die Frauen das Regiment führen und stellenweise die Wirtshäuser besuchen. Ja, in den Dörfern des elsässischen Sundgaus, z. B. in Zimmersheim, dürfen am Fastnachtsmontag nur Frauen und Jungfrauen die Wirtschaften besuchen. Wehe dem Mann, der sich dort zeigt! Die Frauen und Mädchen fallen über den Armen her und nehmen ihm seine Kopfbedeckung weg, die er nur für einige Flaschen Wein zurückbekommt.

---

[1]) Hohenzollerische Blätter, Amtsbl. f. d. Oberamt Hechingen, 1906. Der eigentliche Sinn des im folgenden geschilderten Brauches war wohl der Glaube, daß das Vorspannen der Jungfrauen die Fruchtbarkeit des Feldes bei der Frühjahrsbestellung erhöhte, vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I 560. Ein ähnliches „Pflugfest" wurde früher alle sieben Jahre, angeblich bis 1866, in dem Dorfe Hollstadt bei Neustadt an der fränkischen Saale und zwar ebenfalls zur Fastnacht veranstaltet. (Mitgeteilt von Andr. Gerberich, Üttingen b. Würzburg.) [2]) Gottfried Keßler: Köln. Volksztg. 1903.

Andere Volksscherze gehen daneben her. Die mehlbestaubten Müller machen den Leuten gern „was weiß", und die berußten Schornsteinfeger schwingen sich mit den ihnen begegnenden Mädchen und Frauen im Tanz. Selbst die ernsten Schulräume verschließen sich nicht dem Scherz der Fastnacht. Im württembergischen Oberamt Aalen gibt es — nach Kapff — eine „Schülerfastnacht", bei der die „Aufstreichet" der Hauptspaß ist: die Schüler schlüpfen dem Lehrer durch die Beine durch, und jeder erhält dabei einen Schlag aufs Gesäß, der Lehrer aber bezahlt ein Faß Bier, das man unter Gesang und Tanz austrinkt.

Mit Vorliebe aber stehen die Scherze der Fastnachtszeit in Verbindung mit den schon mehrfach berührten Mummereien. In den verschiedensten Teilen Deutschlands wird der Eis- oder Erbsbär, ein mit Erbsenstroh umhüllter Knabe oder Bursche, der die kalte Jahreszeit versinnbildlicht, auf allen Vieren kriechend beim Gabenheischen umhergeführt; stellenweise, z. B. in der Provinz Sachsen, begleiten den Bärenführer Harlekine mit Kiepen und Pritschen.

Ein bemerkenswertes Beispiel eines volkstümlichen Mummenschanzes in größerem Maßstabe ist das Schemenlaufen zu Imst in Tirol[1]), das alle drei Jahre am Ende des Februar stattfindet. An dem Umzug nehmen gegen dreihundert Personen teil; die aus Zirbelholz geschnittenen Gesichtsmasken sind vielfach ein alter, kostbarer Familienbesitz. Bei dem Zug werden verschiedene Gruppen, z. B. die der Hexen und der Scheller (Schellenschläger), gebildet. In der Umgegend von Hall in Tirol[2]) findet vom Tage nach Mariä Reinigung (2. Februar) bis zum Fastnachtsdienstag mit Ausnahme der Freitage und

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1905. [2]) W. Hein: Z. d. V. f. Volksk. IX S. 110 f.

Sonnabende das Huttlerlaufen (Huttler = verlumpter Mensch) statt. In hölzernen Masken, auf dem Kopf ein grünes Hütchen mit Hahnenfedern und Gemsbart, ziehen die Huttler umher. Mächtigen Schwunges fährt ihre lange Peitsche unter die Dorfkinder, die sich um die von ihnen ausgeworfenen Brezeln balgen, und unter die Füße der davonlaufenden Bauern, bis diese eingeholt und dann zum Troste von jenen mit Semmel und Wein bewirtet werden. In Baden[1]) laufen die „Blätzlebuben" in ihrer bunt zusammengeflickten Kleidung umher, der „Schnabelgeier" oder das mit Pritsche oder Schweinsblase um sich schlagende und Nüsse und Obst auswerfende „Hansele" mit Schellen und Fuchsschwanz.

Auch das **Fastnachtsspiel** ist noch nicht ganz erloschen. So wird alle paar Jahre im hohenzollernschen Killertal[2]) auf der Dorfstraße eine besondere Bühne aufgeschlagen und eine Reihe von heiteren Szenen aus dem täglichen Leben, z. B. eine lustige Gerichtssitzung, zur Darstellung gebracht. In diesen Kreis gehört wohl auch, um noch ein anderes Beispiel anzuführen, das in Knittelversen abgefaßte Hexenspiel, das noch um 1890 im salzburgischen Orte Krimml von männlichen Bauersleuten in Holzmasken aufgeführt wurde: Der Teufel, der vergebens ein bäuerliches Ehepaar zu entzweien versucht hat, schließt einen Pakt mit der Hexe um ein Paar Schuh und drei Pfund Schnupftabak, und dieser gelingt das teuflische Vorhaben: sie treibt den Bauer zum Mord und Selbstmord und erhält den ausbedungenen Lohn, wird dann aber selbst vom „Bajatz" (Bajazzo) hinausgejagt[3]).

Zu dramatisch wirksamen Fastnachtsscherzen bedarf es aber gar nicht immer der Bühne. Auch die schlichte Wohnstube und

---

[1]) E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 203 f. [2]) Kapff a. a. O. S. 10.
[3]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906 S. 143.

der Dorfanger bieten oft genug den passenden Rahmen. Im Braunschweigischen wurden, wie Andree berichtet, früher gern zu Fastnacht die Pferdejungen („Enken") unter die Knechte aufgenommen oder „gehänselt". Dabei mußten sie sich, ähnlich wie ein junger Student, der aus einem Fuchs ein Bursche werden will, mancherlei gefallen lassen. So wurde ihnen ein Heedebart angemacht, und nun trat ein Altknecht mit einem hölzernen Rasiermesser heran, um in umständlicher und nicht gerade sanfter Weise den Bart abzunehmen. Im deutschen und österreichischen Schlesien[1]) vergnügt man sich stellenweise am Fastnachtsdienstag am Hahnenschlagen, einer eigentlich in die Erntezeit gehörigen Volksbelustigung. Ein Hahn wird von berittenen Bajazzos zum Dorfanger gefahren und dort feierlich zum Tode verurteilt. Wem es von den Burschen gelingt, mit verbundenen Augen den Übeltäter zu erschlagen oder einen neuerdings an seine Stelle gesetzten Topf zu zertrümmern, der wird zum „Hahnkönig" ausgerufen und muß beim Hahnenschmaus die andern freihalten.

Den Schluß der Festlichkeiten pflegt oder pflegte das **Begraben der Fastnacht** zu bilden. Im Saterland trug man unter dem Geleit aller Festteilnehmer um Mitternacht eine mit einer alten Hose bekleidete Strohpuppe aus dem Dorfe und begrub oder verbrannte sie. Alle weinten bittere Tränen, daß der „lustige Fastnachtskerl dahin sei". So mag auch das oben erwähnte Begräbnis einer Branntweinflasche im Lüneburgischen ursprünglich einer ähnlichen Gestalt gegolten haben, zumal tatsächlich ein mit alten Kleidungsstücken angetaner und eine Schnapsflasche tragender „Faslamskerdel", der während des Festes im Saale hing, für das Lüneburgische bezeugt ist[2]). In Schwaben[3])

[1]) Drechsler I S. 57 f., II S. 72. [2]) Für Klecken, Kr. Harburg (Kückische Sammlung). [3]) Birlinger II S. 59.

wurde oder wird am Aschermittwoch einer der Burschen, dem man weiße Totentracht angelegt hat, auf eine Bahre gelegt und in den Brunnen geworfen; dann folgte die „Beutelwaschet", d. h. die Wäsche der leeren Geldbeutel. Im Lechrain[1]) bejammern als Klageweiber verkleidete Männer den Toten, dem ein „Geistlicher" mit einem über den Rock gezogenen Hemd und einem alten Buch und ein „Meßner" mit der Kuhglocke das Geleite geben und der schließlich von dem größten Dunghaufen herabgeworfen, mit Wasser begossen und dann eingegraben und mit Stroh bedeckt wird. Im österreichischen Schlesien[2]) wird die Baßgeige begraben: der Saiten beraubt, in ein Leintuch gehüllt und mit Wein besprengt, liegt sie inmitten der Schmausenden in der Wirtshausstube. Es ist möglich[3]), daß ursprünglich diesen und ähnlichen Sitten ein heidnischer Brauch, ein Begräbnis des Winters, zu Grunde liegt.

Winters Abzug und Frühlings Heimkehr.

Inniger als die Fastnacht hängen mit dem wiedererwachenden Leben der Natur eine stattliche Anzahl zumeist in die Fastenzeit fallender Festbräuche zusammen.

Da treten uns einmal Reste alter Sonnenverehrung entgegen. Bereits von Lichtmeß (2. Februar) an soll nach einer Bauernregel kein Licht mehr gebrannt werden: „Lichtmessen muß der Bauer bei Tage was essen". Der Tag, der nach dem Volksausdruck um Neujahr einen Hahnenschrei länger ist, dauert um Lichtmeß schon eine Stunde länger. Seit Lichtmeß

[1]) v. Leoprechting, Lechrain S. 162 f. [2]) Vernaleken, Mythen S. 294. [3]) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I S. 410 f.

sind aber schon mehrere Wochen wieder ins Land gegangen, und in größeren Bogen zieht die Sonne ihren Pfad. Ja, die Sonne! Wie viel mehr bedeutet sie dem Landmann für sein Leben und Streben als dem Städter, wie viel unmittelbarer spürt jener auf Schritt und Tritt die Kraft und den Segen des leuchtenden, wärmenden, lebenweckenden Himmelsgestirns! Schon Cäsar berichtet von den Germanen, daß sie nur die Götter verehrten, durch deren Hülfe sie „sichtlich unterstützt" würden, und nennt neben dem Gott des Feuers und dem Mond an erster Stelle die Sonne. So flammen denn noch heute nach uralter Sitte in der Zeit der zurückkehrenden Sonne auf den Bergen des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz die abendlichen Feuer auf. Gewöhnlich werden diese „Funkenfeuer" am Funken- oder Fastnachtssonntag, d. h. am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit), abgebrannt, weshalb sie auch „Fastnachtsfeuer" heißen. Auch den „Fackelnsonntag" nennt man ihn, oder, wie im württembergischen Oberamt Sulz[1]), den „Facklatag", von dem Schwingen der Fackeln. Stellenweise werden — nach der Behauptung des nicht immer zuverlässigen Montanus — die Feuer nach der Rückkehr der Schwalben, der Nachtigallen, des Kuckucks entzündet. „Auf dem Schnellzuge, der 6^{10} abends von Basel nach Luzern abfuhr", so schreibt ein Reisender 1903 der Kölnischen Volkszeitung, „bot sich ein herrliches Bild. Schon in der Stadt Basel sah man am Rheine da und dort Fastnachtsfeuer auflodern, desgleichen auf den baslerischen, solothurnischen und argauischen Stationen. Sehr zahlreich aber und großartig waren die Feuer auf beiden Seiten der luzernischen Linie. So sah man auf einer Anhöhe nahe bei Dagmersellen eine große Menge Feuer-

[1]) Mitgeteilt von Pfarrer Bazlen, Leidringen.

tragender in einem Kreise herumlaufen". In demselben Bericht heißt es: „Jubelnd und jauchzend und musizierend umtanzt man die hochlodernde Lohe". So war es schon seit Jahrhunderten: man zog — oft mit einem Spielmann — zum Fastnachtsfeuer auf einen benachbarten Berg und umtanzte es, um dann vielleicht die Feier im Dorfe beim Tanz oder einem Glase Most fortzusetzen. An vielen Orten ist das Fastnachtsfeuer mit dem schon 1090 nachweisbaren Scheibenschlagen verbunden. Von den Burschen werden durchlöcherte glühende Scheiben mit einem durchgesteckten Stock über dem Haupt geschwungen und dann unter Aufschlagen des Stockes auf einen Stein, eine Bank oder einen Bock fortgeschleudert.

Die Scheiben werden gewöhnlich unter Aufsagen eines Reimes zu Ehren einer Person, nicht selten der Herzallerliebsten, geschleudert; bisweilen weilt diese, versteckt lauschend, in der Nähe. So heißt es in den Vogesen:[1])

Schiew ob, Schiew ob!
De Schiew is gemocht.
Se fohrt über de Rhin (Rhein)
Un kommt wider herin
Un fohrt dem Gretel (Bärbel, Rosel)
Zum Lode (Loden) annien (hinein).

Im württembergischen Oberamt Ehingen[2]) erwählt sich der Bursch während des Feuers seinen Schatz für die Sommerzeit (er „dingt die Sommerheiret") und umtanzt und durchspringt es mit ihm.

Hier und da werden nach dem Scheibenschlagen Gaben gesammelt. So zieht im badischen Landeck — nach einem daherstammenden Zeitungsbericht — die Jugend nach dem Scheibenschlagen singend durchs Dorf und bittet um Kuchen:

[1]) Marie Eggerding: Straßburger Post 1891. [2]) Kapff a. a. O. S. 13.

Der Vater mit dem Krügchen
Der holt den kühlen Wein,
Die Mutter mit dem Körbchen
Bringt viele Küchlein rein,
Die Tochter mit ihren schwarzbraunen Haaren
Die denkt in ihrem Sinn:
Die Küchlein könnt' man sparen,
Die Nacht ist noch nicht hin.

Natürlich äußert die junge Schar diese Einwendung nur, um sie sofort zu bekämpfen. Mit der Versicherung:

Mer henn ich au ä Schiwe gschlage

(Wir haben euch auch eine Scheibe geschlagen) suchen sie die Angesungenen für sich einzunehmen und schließen dann dringend und zugleich schmeichelnd:

's Küchli rus, 's Küchli rus,
Schüsch (Es ist) ä schöni Frau im Hus!

Anderwärts hatte man statt der Scheiben ein Wagenrad als sinnbildliche Andeutung der Sonne; es wurde mit Stroh umflochten, in der Dunkelheit auf einem Berg angezündet und ins Tal hinabgelassen. So war es nach Sebastian Francks Bericht im 16. Jahrhundert, wo die Feier Mittfasten, d. h. am Sonntag Laetare, stattfand, und noch heute wird der Brauch ganz ähnlich in Langenthal bei Hirschhorn am Neckar[1]) geübt. Die oben erwähnte älteste Nachricht vom Vorkommen des Scheibenschlagens[2]) lehrt uns zugleich, daß man 1090 am Tage der Frühlingstagundnachtgleiche feierte. Für die Verbreitung und das hohe Alter des Scheibentreibens sprechen auch die vielen, besonders von Professor Heilig in badischen und elsäs-

[1]) Nach einer Mitteilung Prof. Sütterlins in der „Frankfurter Zeitung" (entnommen der Straßburger Post 1906, Nr. 279). [2]) Mogk bei H. Meyer, Deutsches Volksk. S. 298.

fischen Orten nachgewiesenen „Scheibenberge", „Scheibenbücke" und „Scheibengassen"[1]).

Diese Feuergebräuche hängen ursprünglich, wie schon bemerkt, mit der Verehrung der Sonne zusammen. Man deutet sie als einen mit zauberischen Kräften ausgestatteten Vorgang, der das von der Finsternis besiegte und sich nunmehr seine Freiheit zurückerkämpfende Himmelsgestirn in seinem Kampf unterstützen sollte. Aber für das heutige Landvolk kommt nur die segenbringende Kraft des Feuers in Betracht. Das Feuer, die geschwungenen Brände, die geschleuderten Scheiben, die rollenden Räder wecken das Winterkorn und bringen der Flur oder bestimmten Personen, denen man eine Ehre antun will, Glück. In Tirol heißt der Brauch geradezu das „Kornaufwecken", in Schwaben das „Saatleuchten"[2]).

In die Reihe dieser uralten Festfeuer ist auch das im Nassauischen zu Fastnacht angezündete „Halefeuer" (Hagelfeuer) zu stellen, das vor Hagelwetter schützen sollte. In die im Dreieck aufgestellten Bäume wurde ein Korb mit einer Katze gehängt, die — vermutlich — der Erdgöttin zu Ehren verbrannt wurde. Der Rauch brachte den Bäumen, durch die er zog, besonderen Segen. Bei gerade aufsteigendem Rauch war ein fruchtbares, bei seitwärts getriebenem ein unfruchtbares Jahr zu erwarten[3]). Ebenso gehört hierher das in alter Zeit auf dem Eichsfelde übliche „Hagelsengen", ein Fastnachtsfeuer, das die Flur vor Hagelschaden behüten sollte[4]). — Alle diese Feuer sind die Reste eines germanischen Festes, das etwa am Ende des Februar stattgefunden hat.

---

[1]) Hierher gehört auch die bekannte Scheibenstraße, früher Scheibengasse, in Baden-Baden, wie Albert Rößler (Baden-Baden) gezeigt hat. [2]) Jahn, Opfergebr. S. 94. [3]) Kehrein, Volksspr. u. Volksk. im Herz. Nassau II S. 143, Jahn S. 107 f. [4]) W. Kolbe: Niedersachsen VIII S. 160.

Während die bisher geschilderten Gebräuche sich auf die Rückkehr der Sonne beziehen, liegt andern die Idee des weichenden **Winters** oder des an seine Stelle getretenen **Todes** zu Grunde. So wird oder wurde in mitteldeutschen Gegenden[1]) (Thüringen, Meißen, Schlesien, Lausitz) eine Puppe aus Stroh oder Holz unter Gesang in einem kleinen Sarge, auf dem Arm oder an einer Stange umher- und aus dem Dorf hinausgetragen und zum Schluß in ein Feuer oder Wasser geworfen; das heißt „den Tod verbrennen", „den Tod austreiben", „den Tod wegwerfen". Das Sammeln des Feuerholzes erfolgt an manchen Stellen gleichsam im Namen der Puppe: „Gebt doch dem alten Tod auch etwas!" Gewöhnlich fällt die Feier auf den Sonntag Laetare, der daher auch den Namen „schwarzer Sonntag" oder „Totensonntag" führt, seltener auf den vorangehenden Sonntag (Oculi). Unter mancherlei Gesängen trägt man den Tod hinaus. „Nun treiben wir den Tod aus", lautet oft der Anfang. Man treibt ihn „den alten Weibern in das Haus". Oder man treibt ihn möglichst weit fort:

Wir treiben ihn über Berg und tiefe Tal,
Daß er nicht wiederkommen soll,
Wir treiben ihn über die Heide,
Das tun wir den Schäfern zu Leide.

Aber man ist sich seiner Sache doch nicht ganz sicher: sobald der Tod verbrannt oder ertränkt ist, laufen die Kinder davon, als fürchteten sie, er möchte wieder aufleben und sie verfolgen.

In süddeutschen und österreichischen Gegenden kennt man ähnliche Bräuche. Im schwäbischen Saulgau[2]) ziehen die Kinder durchs Dorf mit dem Ruf: „Daraus, daraus! Dod naus, Dod naus!" Auch in Süddeutschland ist das Verbrennen einer

[1]) Vgl. Reimann, S. 15 ff. und Freybe in Sohnreys Dfztg. 1906.
[2]) E. H. Meyer, Volksk. S. 255.

Strohpuppe bekannt; vielerwärts erfolgt es in Verbindung mit dem oben erwähnten Fastnachtssonntagsfeuer. In manchen böhmischen Orten jagt man an Sonntag Judica „den Türken hinter die Stadt", und im österreichischen Schlesien wird der „alte Jude" (Judas Ischarioth) verbrannt[1]). Man darf annehmen, daß diese Bräuche im Grunde mit dem Begraben der Fastnacht (S. 56) eins sind. In einzelnen Gegenden übte man — nach Nork — ähnliche Bräuche sogar noch am Pfingstfest, so im Halleschen, wo eine Strohpuppe, die einen alten Mann darstellte, durchs Dorf gekarrt und eingegraben wurde, und in der Altmark, wo eine bunte Kuh mit einer Strohpuppe bei verschlossenen Türen durchs Dorf trabte, bis die Puppe herabfiel.

Wie das Weichen des Winters oder des Todes wird auch der **Einzug des Frühlings**, des „Sommers", gefeiert. Jubelnd steckte man früher in den Dörfern das erste Veilchen auf eine Stange und umtanzte es. Und wer in Rostock[2]) als Frühlingsherold mit dem ersten Veilchen auf der Stange erschien, wurde vom Türmer feierlich angeblasen und er wie der Türmer mit einem Ehrentrunk geehrt. So bringt denn auch oft dieselbe Schar, die den Tod ausgetrieben hat, den Sommer mit zurück. Im österreichischen Schlesien[3]) kehren die Mädchen, nachdem sie den in weiße weibliche Tracht gehüllten Tod ins Wasser geworfen haben, mit einem geschmückten Tannenzweig heim und singen:

Den Tod haben wir ausgetragen,
Den Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai,
Der Blümlein allerlei.

---

[1]) Vernaleken, Mythen S. 295 f. [2]) M. Ferno: Niedersachsen XI S. 337. [3]) Vernaleken S. 295.

Im westlichen Böhmen[1]) tragen die Mädchen, wie die Knaben den „Tod", eine „Tödin" aus, die ebenfalls stellenweise ins Wasser geworfen wird. Den Frühling versinnbildlicht hier die mit Blumen, Bändern und Tannenreis geschmückte „Sommerdocke" (Sommerpuppe) oder ein geschmücktes Tannenbäumchen, das in seinen Zweigen eine kleine Puppe, den Winter, trägt. In Mondfeld, Amt Wertheim a. M. (Baden)[2]), tragen am Sonntag Judica die Schüler eine als Mannsperson angekleidete maskierte Strohpuppe, die in der einen Hand einen Strauß von Rosmarin, in der andern eine Schäferschippe hat, durch das Dorf. Die Jugend singt:

Hellah, Todenmann,
Hast 'ne zerrissene Hose an

und zieht zum Main, wo die Figur angezündet und verbrannt wird. Wenn nach der Rückkehr sich die Kinder um die ihnen aus den Fenstern zugeworfenen „Hutzeli" (gedörrte Birnen) gebalgt haben, singen zwei größere Knaben, mit einem Sträußchen vom Buchsbaum oder von der jungen Wintersaat geziert, vor den Türen:

Den Winter haben wir 'naustragen,
Den Sommer bringen wir wieder,
Juhei! ist der Sommer da.

Zu Horchheim im Kreise Worms[3]) singt die Jugend am Sonntag Lätare, nachdem sie auf dem Frohnberg unter Führung des Polizeidieners und des Flurschützen das „Gebet der fünf Wunden" gesprochen hat, vor dem Gemeindehaus den Frühling willkommen:

---

[1]) John S. 54 f. [2]) Mitgeteilt von Franz Grein II. daselbst. [3]) Prof. Dr. Frenzel in Sohnreys „Landjugend" 1908.

Stab aus, Stab aus (Staub' aus, Fege aus)!
Stecht dem Winter die Augen aus!
Veiole (Veilchen) und die Blume
Hole uns den Summe (Sommer).
Ri ra ro,
Der Summertag is do!

Auf Gemeindekosten gebackene Dreizacke (Gebäck in Kleeblattform) werden an die Kinder verteilt und hinterher vom Gemeindehaus der Menge zum Haschen hingeworfen.

In einigen Orten der Pfalz[1]), z. B. in Billigheim, ziehen die Kinder am Sonntag Lätare truppweise von Haus zu Haus. Sie tragen an einer Stange einen mit bunten Bändern und Brezeln behängten Buchsbaumkranz, halten diesen ans Fenster und sprechen dabei:

Stäb aus, Stäb aus,
'm Winder gehn die Ägn aus.
Veilche, Rose, Blume,
So hole mer de Summer.
Der Summer esch en guder Knecht
Der schmeißt de Winder in de Dreck.

Ri, ra, ro,
De Summerdag esch do,
De Fuchs, de springt ins Hühnerhaus,
Liest die scheenste Eer raus.
Eer raus! Eer raus!
Orrer ich schlag e Loch ins Haus!

Hier haben wir denn auch die Erklärung des „Ausstaubens": der Hausfrau wurde ursprünglich die Aufforderung beim Frühlingsbeginn durchs Fenster zugerufen.

An manchen Orten treten der Winter und der Sommer in Person als **Gegner** auf. Schon die alten Germanen,

[1]) Mitteilung von Weiß in Wiesbach (Pfalz).

wenigstens unsere nordischen Stammesbrüder, stellten sich den Winter und den Frühling im Bild des Kampfes vor: die Eisriesen in Jötunheim schleudern ihre Eisblöcke auf die andringenden Asen, bis Balder ihre Burg stürmt! Eine sinnige, ins Menschliche gezogene Umbildung dieser gigantenhaften Vorstellungen bietet unsere Dichtung in den Streitgedichten zwischen Sommer und Winter. So treten die beiden mit ihrem Gefolge in einem 1580 gedruckten Gedicht[1]) auf. Der Sommer beginnt:

Heut ist auch ein frölicher tag,
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ir herren mein,
der Sommer ist fein!

Das läßt der Winter nicht gelten:

So bin ich der Winter, ich gib dirs nit recht,
o lieber Sommer, du bist mein knecht!
alle ir herren mein,
der Winter ist fein!

In mehr als dreißig Strophen tragen sie nun unter Aufzählung ihrer Vorzüge den Wettstreit aus, der „aus Österreich dahergezogene" Sommer und der „aus dem Gebirg" gekommene, mit einem Pelzmantel („belz und schauben") bekleidete Winter. Zuletzt reicht der Winter die Hand zum Frieden. Der Sommer schlägt ein: „Also ist unser krieg vollbracht" und schließt mit dem Kompliment „Der Winter ist fein", das der Winter in gleicher Weise erwidert, um dann „in frembde land" zu ziehen. Die Sitte, daß Winter und Sommer beim Frühlingsbeginn einen derartigen Wortstreit ausfochten, war weit verbreitet; sie läßt sich nicht nur in süddeutschen Gegenden,

[1]) Abdruck z. B. in Kürschners Nat.-Lit. Bd. 13 S. 170 f.

sondern auch in der Schweiz, in Österreich und selbst in Niederdeutschland nachweisen, scheint allerdings heute dem Erlöschen nahe zu sein.

Der Sommer und der Winter bekämpfen sich nun aber nicht allein mit Worten. Es kam früher dabei oft zu einem richtigen Gefecht, wie denn die Erinnerung an ein solches auch in den schon angeführten Versen noch hier und da durchklingt. So schritten früher in mittelrheinischen Gegenden[1]) beim „Staab-aus-fest" am Sonntag Lätare den Kindern, die weißgeschälte Stäbe trugen, zwei Knaben voran, der eine in Stroh gehüllt, der Winter, der andere mit Epheu behängt, der Sommer, und schlugen unter dem Gesang der übrigen:

Stab aus! Stab aus!
Stecht dem Tod die Augen aus!

mit ihren hölzernen Waffen aufeinander los. Zuletzt unterlag der Winter, und der Sieger zog ihm seine Strohrüstung aus. Solche die beiden Jahreszeiten andeutenden Gestalten beleben noch heute und zwar in größerer Menge den Festzug am „Sommertage" in den Neckargegenden und so auch in Heidelberg, wo das Fest bekanntlich neuerdings eine glänzende Wiederauferstehung gefeiert hat. Auch das bei diesem Anlaß gesungene und von uns nach einem Zeitungsbericht wiedergegebene Lied spielt an einer Stelle deutlich auf den früheren Kampf zwischen Sommer und Winter an:

Strih, Strah, Stroh, der Summertag is do,
Der Summer und der Winter,
Des sinn Geschwisterkinder.
Summertag, Staab aus,
Blost em Winter die Aage aus;
Strih, Strah, Stroh, der Summertag is do.

[1]) Reimann S. 16.

Ich hör die Schlissel klinge,
Was weren se uns bringe?
Roten Wein un Bretzl drein.
Was noch dazu? Paar neue Schuh'.
Strih, Strah, Stroh, der Summertag is do,
Heut übers Johr, do sinn mer widr do.

O Du alter Stockfisch,
Wenn mer kommt, do hoscht nix,
Gibsch uns alle Johr nix.
Strih, Strah, Stroh, der Summertag is do.

Auf das mehrfach erwähnte große Opferfest am Schluß des Winters gehen nun nicht nur manche der heute in die Fastenzeit fallenden oder ihr unmittelbar vorangehenden Bräuche zurück, sondern auch die des **Matthiastages** (24. Februar), von denen aber erst in dem Abschnitt über die Spinnstube gesprochen werden soll. Ebenso die eigenartigen Bräuche, die sich an den Gedenktag von **Petri Stuhlfeier** (22. Februar) knüpfen. In thüringischen Gegenden spielt bei der „Petrstagsfeier" das „Nisteln"[1]) eine Hauptrolle: die Kinder und die jungen Leute reiben sich die Backen so lange mit Stroh, bis diese rot oder gar blutig werden[2]). Die Burschen, die in einem bestimmten Haus, dem „Peterstagshaus", von den Mädchen bewirtet werden, müssen an diesem Tage an allem tadeln. Die Kinder feiern heute im Elternhaus, früher auch in der Schule. In der holländischen Provinz Drenthe[3]) warf die Schuljugend an diesem Tage den „Brautball" (Sint Pietersbal), von dem beim Osterfest näher zu sprechen sein

[1]) Mitteilung von Friedrich Polack in Flarchheim. [2]) In andern thüringischen Gegenden besteht das „Nisteln" darin, daß man früh vor die Türen geht, anklopft und beim Öffnen Asche, Eierschalen und Sägespäne in den Flur streut (Sohnreys Dfztg. 1907 S. 54). Dieser Scherz entspricht dem hernach anzuführenden „Petersdreck". [3]) E. H. Meyer, Volksk. S. 128.

wird. Im Ermland[1]) wurden an Petri Stuhlfeier die Peitschen für den Austrieb der Schweineherden geteert und die Schweine ausgetrieben. In westfälischen und niederrheinischen Gegenden beklopft am Peterstag der Hausherr oder Hirte mit einem Hammer die Pfosten und Balken und verjagt unter Aufsagen eines Spruches den „Süntevuegel", den Schmetterling, in den nach dem Volksglauben sich gern die milchstehlenden Hexen verwandeln[2]). Im mittleren Baden[3]) vergnügen sich die Kinder am Abend vorher mit dem „Peterlispringen": mit einer Schelle und Kette springen sie durch oder um das Haus und vertreiben durch ihre Sprüche „Krotte und Schlange".

Was bedeuten diese auf den ersten Blick zusammenhangslos scheinenden Bräuche? Mit dem Peterstag hat der Winter sein Ende erreicht: „Sünte Peter fällt", wie ein westfälisches Sprüchwort sagt, „de Sne oppen heten Sten". Die Scherze des jungen Volks, das Ballspiel, der Austrieb der Schweine, das Verjagen von allerlei schädlichem Getier, alles ruft uns ebenfalls zu: der Winter ist dahin, der Frühling will wieder ins Land!

Auch das Gedeihen des Flachses muß unsern Vorfahren bei der Vorfrühlingsfeier am Herzen gelegen haben. Schon ein oben erwähnter Fastnachtsbrauch (S. 47) deutet darauf. Im Weragrunde bringen — nach U. Jahn — gute Freunde einander am Petertage den „Petersdreck", d. h. sie werfen einen Topf mit Leinsamen oder mit Kehricht aus der Spinnstube gegen die Tür. Je höher der Topf fliegt, desto höher wächst der Flachs! In denselben Zusammenhang fügt sich eine Sitte, die in Stapelholm[4]) (Schleswig-Holstein) bis heute lebt,

---

[1]) Philipp, S. 140. [2]) Jahn, Opfergebr. S. 94 f., Woeste, Westf. Wb. S. 263. [3]) E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 78 f. [4]) Mitteilung des Lehrers K. Jaus in Erfde, Schleswig-Holstein.

das sogenannte Bökenbrennen (Buchenbrennen). Am Lichtmeßtage zündet man auf einem Acker einen aus Holz und Stroh aufgerichteten großen Haufen an, und, wenn die Lohe emporschlägt, umtanzen die Kinder, sich bei den Händen anfassend, das Feuer mit dem Ruf: „Lank Flaß! Lank Flaß!" („Langen Flachs"). Das legt die Vermutung nahe, daß man einst bei den Feuern neben andern Gottheiten auch die Holda feierte. Aus dem „Lank Flaß!" klingt es wie ein Gebet der Germaninnen an die ihre ganze Arbeit und im besonderen die Spinnarbeit schirmende Göttin. Auch im hessischen Abterode[1]) erschienen zu Lichtmeß weißgekleidete weibliche Gestalten in den Häusern und legten schweigend auf jeder Ecke des Tisches etwas Leinsamen nieder, worauf sie schweigend wieder verschwanden.

Die Osterzeit[2]).

Ein erhebender Augenblick, wenn am **Palmsonntag** der katholische Priester die Weihe der den Altar dicht umgebenden „Palmen" vornimmt! Und doch ist auch diese ernste Feier eng mit dem spielfrohen Leben des deutschen Kindes und dem Erwachen der Natur in der deutschen Flur verbunden. Schon wochenlang denken die Knaben im oldenburgischen Saterland über die Zusammenstellung ihrer „Palmstöcke" nach. Ein Weiden- oder Haselnußstrauch ersetzt die Palme; er wird abgeschält, mit einem Seidenband umwunden und oben mit Buchsbaum, Immer-

[1]) Helene Brehm: Hessenland XX S. 7. [2]) Wir schöpften in diesem Kapitel bei folgenden, im Text genannten Orten aus den Mitteilungen Ortseingesessener: Barsinghausen (Fr. Erzgraeber), Clodra (Alfr. Windisch), Mansfeld (Bertha Friedrich), Oppenau (Josef Ruf), Stotternheim (Gertrud Lincke), Wenkheim (Eli Thoma), Witzenhausen (Müller K. Handwerk).

grün und Äpfeln verziert. In Bayern[1]) müssen die Buben und Knechte den „Palmbaum" anfertigen, der Stallbub trägt ihn zur Weih. Der Palmbaum ist ein großer, schön gewachsener Weidenast; Sträuche des „Segenbaumes" (Buchsbaumes) umgeben die Krone, der seiner Zweige beraubte Stamm ist kunstvoll geschält; jeder will den längsten und schönsten Palmbaum haben. Im Böhmerwald[2]) binden die Knaben und Burschen aus den kätzchenreichen Zweigen der Sahlweiden die „Palmbesen" und „zieren sie mit jungem Grün und wallenden Seidenbändern"; je größer der „Besen", um so mehr wird er bewundert; „bei der Palmweihe in der Kirche strotzt das Heiligtum von Besen, beim Umzug um die Kirche schwanken die Wimpel des Palmenwaldes, und nach dem Gottesdienste sieht man nicht einen Menschen, der nicht einen Zweig in der Hand trüge". Der Knabe oder Bursche, der zuletzt mit seiner Palme in der Kirche eintrifft, heißt an manchen Stellen Deutschlands der „Palmesel", eine Bezeichnung, die noch an die Zeit erinnert, wo der „Palmesel", ein hölzerner Esel, oft mit einem Christusbilde oder einer Christus darstellenden Gestalt, die Palmsonntagsprozession begleitete und stellenweise sogar in die Kirche geführt wurde. Hier und da war der Umzug mit dem Einsammeln von Gaben verbunden, z. B. in Kastl und Pfaffenhofen (Oberpfalz)[3]), wo die in dem Jahr den Ministrantendienst verrichtenden Knaben am Nachmittag den Palmesel herumführten.

Auf die Heilkräfte der „Palmen", die an das Kruzifix oder die Tür, hinter die Heiligenbilder, in den Stall, unter den Dachbalken oder in den Rauchfang gehängt werden und

---

[1]) Herbert: Sohnreys Dfztg. 1904. [2]) Johann Peter: ebenda 1903.
[3]) Bavaria II S. 263.

nach dem Volksglauben vor Raubvögeln, Gewitter, Hagel und Krankheit schützen oder, mit geweihtem Holz in den Acker gesteckt, das Gedeihen der Feldfrüchte befördern, kann hier nur kurz hingewiesen werden. Bemerkenswert ist noch der aus dem münsterländischen Bucholt berichtete[1]) und vermutlich auch in andern Gegenden Westfalens bekannte Brauch des Palmstocksuchens am Palmsonntagmorgen. Der Palmstock, eine junge, weißgeschälte Kiefernkrone, die mit „Palmvögelchen" (Vögeln aus Kuchenteig), einer Brezel, Zuckersachen und Obst geschmückt ist, wird im Hause versteckt. Haben die Kleinen ihn gefunden, so zeigen sie ihn mit dem Triumphruf „Palmsonntag!" den Spielgenossen und plündern ihn dann.

In Heepen, Kreis Bielefeld[2]), bekommen die Kinder Krengel, die sie an die Weidenzweige hängen. Indem sie die „Palmen" umhertragen, singen sie:

Palm, Palm, Pösken,
Lot't den Kuckuck rösken (lärmen, rufen),
Lot't de Palmen springen,
Lot't de Vögel singen!
Sitt son'n lütken Männken achter der Dür,
Woll sau gern en Krengel hebben,
Mi enen, di enen, ollen wackern Kinnern enen.

Im Kreis Herford erhalten stellenweise die Kinder zu Ostern ein Ei vom Nachbar, wenn es diesem am Palmsonntag nicht gelungen ist, den ihm gebrachten blühenden Weidenzweig zu „lösken" (löschen), d. h. mit Wasser zu begießen.

Zu den Osterfestlichkeiten gehört auch die auf den Palmsonntag, auf Judica, den Grünen Donnerstag oder den Weißen

[1]) Sohnreys Dfztg. 1905. [2]) Nach den — im folgenden noch mehrfach herangezogenen — Zusammenstellungen Sartoris: Z. f. westf. und rhein. Vk. IV.

Sonntag fallende **Einsegnung** oder **erste Kommunion**, die oft zugleich der feierliche Abschluß des Schullebens ist. An vielen Stellen legen die Konfirmanden der Kirche und den Häusern besonderen Schmuck an. Im Braunschweigischen werden Gewinde aus Buchsbaum und bunten Papierflittern in der Kirche angebracht, in der Umgegend von Mansfeld schmückt man die Haustüren mit Tannenreisig und anderem Wintergrün, und jede Konfirmandin streut von ihrem Hause bis zu dem der nächsten Mitkonfirmandin Sand und Grün auf die Straße. Vielerwärts führt der Geistliche die junge Schar zur Kirche. Im schlesischen Fürstenau, Kreis Neumarkt, bitten ihn beim Abholen die Knaben und Mädchen, er möge so gut sein und ihnen etwaige Beleidigungen, ehe sie zum Tisch des Herrn träten, verzeihen[1]). Bei den Knaben spielt der lange Rock und früher auch der Zylinder eine Hauptrolle, die Mädchen, soweit sie nicht in der Volkstracht der Erwachsenen erscheinen, tragen oder trugen mit Vorliebe weiße Kleider oder doch einzelne Teile von dieser die Unschuld versinnbildlichenden Farbe, z. B. eine weiße Haube und weiße Schürze. In katholischen Gegenden tritt für die Mädchen ein Kranz, für alle Kommunikanten eine Wachskerze hinzu. Besonders in Süddeutschland nimmt der Pate innigen Anteil an der Feier, aber auch in Norddeutschland tritt er hervor: so werden im Mansfeldischen die Türen der Paten bekränzt, und das Patenkind überreicht ein kleines Geschenk. Im Oberharz[2]) beglückwünschen die konfirmierten Knaben und Mädchen sich in eigenartiger Weise. Der oberste Knabe und das oberste Mädchen bilden dabei ein Paar, ebenso der zweite Knabe und das zweite Mädchen und so fort. Jeder

---

[1]) A. Baumgart: Z. d. V. f. Volksk. III S. 145. [2]) Sohnreys Dfztg. 1902.

Knabe bringt nun vor der Einsegnung zwei Tannenbäume vor das Haus seiner Partnerin (seines „Gegenparts"), zwei andere vor das eigne; ebenso schmückt die Partnerin das Haus des Mitkonfirmanden und das eigene mit einem Gewinde. Nach der Einsegnung beglückwünschen die beiden gemeinsam ihre Angehörigen. An manchen Stellen vereinigt die entlassenen Kinder nochmals eine Veranstaltung mit dem Lehrer oder dem Geistlichen, eine Schulfeier, ein Ausflug oder dergleichen. In einem Dorfe der Lausitz[1]) pflegte der Prediger am Nachmittage mit den Eingesegneten zum Kirchhof hinauszuziehen, dort von ihnen einen jungen Obstbaum unter Gesang pflanzen zu lassen und nun im Angesicht der Gräber mit Worten der Mahnung und Hoffnung den Baum als bleibendes Zeichen der Erinnerung an den wichtigen Tag zu weihen. Zu Oppenau im badischen Renchtal erhält der Pfarrer am Weißen Sonntag nach der Kirche von den Kommunikanten der umliegenden Dörfer ein sinniges Geschenk: ein Knabe und ein Mädchen, als Schäfer und Schäferin verkleidet, führen in Begleitung der andern Kommunikanten dem Seelenhirten ein schön geschmücktes Lämmlein zu, für das die Kinder selbst das Geld zusammengelegt haben.

In der Schweiz feiert man den Palmsonntag als Schäppelitag[2]), d. h. Kränzchentag (mhd. schapel, scheppel = Kranz). Mädchen und kleinere Knaben pflücken auf den Halden und Felsen Blumen und bringen sie den älteren Mädchen, die auf einem mit Fahnen bedeckten Hügel Kränze für die Kleinen winden. Unterdessen haben die Knaben im Tal sich Trompeten und Flöten aus Weidenholz gefertigt, und nun folgt der Höhepunkt des Frühlingsfestes, der Rückzug der pfeifenden, trom-

---

[1]) Mitteilung von Pastor E. Baumecker, Staßfurt-Leopoldshall.
[2]) Alfr. Keller: Land XIII S. 271 f.

petenden und die Fahnen schwingenden Knaben, der kranzgeschmückten Mädchen und der alten Jungfrauen (denn nur Ledigen steht am Schäppelitag der Besuch des Blumentals frei) zu den schon harrenden Dorfgenossen.

Besondere Palmsonntagsspiele kennt oder kannte man in der nordthüringischen Grafschaft Hohenstein[1]). Dort beschenken die Verheirateten des letzten Jahres die Mädchen mit Nadelkissen, die Knaben mit kleinen Lederbällen; die Bälle wurden gern mittags auf der Wiese oder im Garten zum Greifen ausgeworfen. Am Nachmittage scharten sich die Burschen vor dem Fenster der jungen Frau und sangen:

Grüne, Laub! Grüne, Staub!
Grüne überalle!
Diesen Sommer, diesen Winter
Tragen wir die Balle.
Einen Ball groß und breit
Mit seidenem Unterkleid,
Mit goldenen Spitzen oben raus.
Schöner Bräutigam, schöne Braut,
Gebt einen schönen Ball heraus!

Die Frau warf ihnen einen größeren Ball aus farbigem Leder, den Brautball, aus dem Fenster zu, und nun ging es auf die Wiese zum Brautballschlagen, einem Schlagballspiel mit Einschenker. Stellenweise im nördlichen Thüringen[2]) spendeten die jungen Eheleute ein Nadelkissen, das sie am Nachmittage des Palmsonntages von den Emporen der Kirche unter die unten aufgestellten Konfirmanden warfen.

Bei dem Volksglauben des **Osterfestes**, in dem man entweder ein Fest einer germanischen Frühlingsgöttin (agls. Eastre)

[1]) Mitgeteilt von W. Kolbe, Arensbausen. [2]) R. Reichhardt: Z. d. V. f. Volksk. XIII S. 387.

oder ein Fest zu Ehren der im Osten neuerstandenen Sonne sieht, sind mehrfach heidnische und christliche Vorstellungen eigenartig verschmolzen. Die Sonne hüpft beim Aufgang dreimal vor Freude über die Auferstehung des Heilands; man glaubt in ihr oder einer Nebensonne das Osterlamm zu sehen. Aber dieselbe Sonne teilt mit ihren ersten Strahlen dem Wasser wunderbare Kräfte mit. Das ist der Augenblick, wo die Mädchen schweigend gegen den Strom das **Osterwasser** schöpfen, das ihr Gesicht verschönern soll, aber die neckischen Burschen bringen sie gern zum Sprechen — dann ist die Zauberkraft dahin, und der Bursche[1]), wenigstens der Südharzer, gießt nun das „Plapperwasser" einem Langschläfer vor die Haustür, daß es die Diele überschwemmt. In Heimsen (Kreis Minden) muß das Wasser mit dem Strom, in Barsinghausen am Deister mit dem Strom und während des Läutens geschöpft werden, stellenweise, z. B. im thüringischen Clodra, vor Sonnenaufgang aus einem fließenden Gewässer, über das die Leichen getragen werden, ein Glaube, der an die Heilwirkung der Leiche (man denke an das Bestreichen mit einer Totenhand) anknüpft. Überhaupt ist das Schöpfen vor Sonnenaufgang anscheinend weitverbreitet. So werden denn auch im Braunschweigischen die Pferde „vor Sonnenaufgang" zum Schutz gegen Krankheiten in das Wasser getrieben.

In manchen westfälischen Dörfern findet in der Osternacht ein Wecken zu der ersten Ostermesse statt; so ruft man in Delbrück: „Stohet up, jung un olt, dainet Guod dem Heeren!" und klappert dazwischen mit den „Klättern" (Klapperorgeln), die seit dem Grünen Donnerstag statt der Glocken zur Kirche rufen, ein Brauch, der mit der schon von den Christen des römischen Reiches festlich begangenen Ostervigilie zusammenhängt

[1]) Reichhardt: Land IX S. 234.

und das christliche Seitenstück zu dem heidnisch-volkstümlichen Frühaufstehen und Schöpfen des Osterwassers bildet. Dieses Schöpfen des Osterwassers selbst aber ist wohl — mit U. Jahn — als der Rest eines alten, einst mit der Maifeier zusammenhängenden Quellenopfers anzusehen.

Das Peitschen mit Ruten, das uns als niedersächsischer Fastnachtsbrauch begegnet ist, fällt in ostdeutschen Gegenden, z. B. in Schlesien, im Erzgebirge, in Pommern und Preußen, sinnig mit dem Osterfest, dem Fest der neuerstandenen Natur, zusammen. **Schmack-ostern**[1]) nennt man diesen schon für das zwölfte Jahrhundert bezeugten Osterbrauch. In der Umgegend von Adorf im Vogtlande werden am ersten Ostertag die Mädchen von den Burschen aus dem Bett „aufgepeitscht", umgekehrt am ersten Pfingsttag die Burschen von den Mädchen[2]). In den Dörfern um Olmütz ziehen am Ostermontag die Knaben und Burschen mit drei- oder vierkantigen Rutenbündeln zum „Schmeckostern" umher und werden besonders mit roten Eiern beschenkt, am Osterdienstag ist die Reihe an den Mädchen. Im Ermland[3]) schlagen die Kinder die Erwachsenen mit dem Spruch:

Schmackosta,
Grön Osta!
Söß Eia,
Fiew Schilling,
Stöcke (Stück) Speck,
Dann gah ek weg.

Der Bauer „schmackostert" hier die Bäuerin, der Knecht die Magd. Auch das Herauspeitschen aus dem Bett ist bekannt. Der Schlag mit der Rute bedeutet aber nicht nur Segen und Fruchtbarkeit, sondern soll gleichzeitig, wie die ermländischen

[1]) Vgl. mnd. smacken = schlagen, schles. Schmicke = Gerte.
[2]) Köhler, Voigtland S. 173. [3]) Philipp S. 135.

Schmackosterverse zum Teil selbst andeuten, Mücken, Flöhe und anderes dem Landmann lästiges Ungeziefer vertreiben.

Neben der Rute ist als Sinnbild der Fruchtbarkeit das Ei zu nennen. Ein Eieropfer wurde seit alter Zeit beim Beginn des Pflügens oder nach der Bestellung des Ackers dargebracht, um den Wettergott (Donar) günstig zu stimmen und Fruchtbarkeit zu erzielen. Dieser heidnische Gebrauch trat dann später mit dem christlichen Osterfest in Verbindung; das Ei wurde „als Sinnbild des Todesschlafes und der Auferstehung Christi in den Kreis der christlichen Osterzeremonien (kirchliche Weihung des Ostereis) aufgenommen“ [1]). So ist es denn ganz erklärlich, wenn das Osterei bis heute im deutschen Volksleben eine wichtige Rolle spielt. In süddeutschen Gegenden hält der Pate mit dem Patenkind die „Hasjagete“ [2]) (Hasenjagd, Suchen der Ostereier) ab, im Brandenburgischen holen sich die Kinder von den Paten gefärbte, hart gekochte Ostereier [3]). Am Deister suchen die Kinder Moos im Wald zum Nest für den Osterhasen, der als Sinnbild der Fruchtbarkeit in Verbindung mit dem Osterei gebracht worden ist. Weit verbreitet ist ferner das Essen von Ostereiern. Im niedersächsischen Bauernhaus wird am Abend des ersten Ostertages gewöhnlich ein ganzer Grapen voll „Pasch-eier“ (Ostereier) gekocht; man ißt um die Wette! Hier und da, z. B. in der Oberpfalz, lebt noch der Glaube, daß der Genuß dieser alten Opfereier körperliche Gebrechen heile. Der mit dem Eierbedarf rechnende Hütejunge im Süden der Lüneburger Heide bringt für ein Geschenk am Ostermorgen der Bauersfrau die in den letzten zehn Tagen heimlich gesammelten Eier [4]). Der Pastor und der Lehrer er-

[1]) Jahn S. 80, Andree S. 340. [2]) E. H. Meyer, Volksk. S. 115. [3]) Mitteilung von A. Franz, Lütte bei Belzig. [4]) Mitteilung von H. Dehning, Celle.

hielten in vielen Gegenden Ostereier als Abgabe; in einigen Dörfern der südlichen Lüneburger Heide bringen die Kinder noch heute dem Geistlichen zur Osterprüfung wenigstens zwei Eier mit. Im Böhmerwald[1]) schenkt das Mädchen ihrem Burschen das Bünk=ei, d. h. ein Osterbündel mit einem feinen Hemd, einem seidenen Halstuch und mehreren bunt bemalten Ostereiern („Scheckeln"), die ein Liebesspröchlein als Aufschrift tragen, z. B.

Lieben und nicht haben
Ist härter als Steinegraben.

Die Burschen müssen dafür am Abend die Mädchen „zum Bier weisen". In Böhmen und in mitteldeutschen Gegenden ist auch das Eierpecken (Eierpicken) oder Eierhärten beliebt; in Baden heißt dasselbe Spiel Eierpicken, Eierticken oder Eierstutzen, im Osnabrückischen Bicken. Die Kinder schlagen möglichst hart gekochte Eier mit der Spitze oder dem entgegengesetzten Ende oder mit beiden Enden („auf Rück und Spitz härten") gegen einander; jedes zerbrechende Ei gehört dem Gegner. Wer ein mit Pech ausgegossenes Ei benutzt[2]), wird mit schlechten Eiern beworfen und fortgejagt.

In Witzenhausen bei Cassel belustigen sich an den Ostertagen die Burschen damit, Eier über eine hohe, breitästige Linde zu schleudern, angeblich eine Erinnerung an eine frühere Belagerung, bei der an einem Ostertage ein Bürger den feindlichen Kriegern frische Eier zuwarf, wodurch sie veranlaßt wurden, die Belagerung des offenbar noch gut verproviantierten Städtchens aufzugeben.

In Süd= und Norddeutschland, auch in der Schweiz gleich bekannt war das mit einem Wettlauf verbundene Eierlesen.

---

[1]) Mitteilung von Joh. Peter, Haida. [2]) Köhler, Voigtland S. 175.

In Volkmarshausen bei Hannoversch-Münden[1]) ergötzte man sich an diesem alten Frühlingsspiel am Osterdienstag. Die Burschen teilten sich in zwei Parteien, sammelten Eier und legten diese auf der Straße nach Münden in bestimmten Abständen nieder; neben dem ersten Ei kam die Kiepe zu stehen. Die eine Partei stellte den Eierleser, die zweite den Läufer. Der Eierleser mußte nun jedes Ei einzeln in die Kiepe tragen, während der Läufer aus dem vier Kilometer entfernten Blume einen gewaltigen Krengel vom Bäcker zu holen hatte. Wer von den beiden zuerst seine Arbeit erledigt hatte, errang den Sieg, zugleich für seine Partei. Dem Spiele folgte ein gemeinsamer Eierkuchenschmaus im Wirtshaus, wobei die Zeche von der unterlegenen Partei bezahlt wurde. In Schönecken in der Eifel[2]) legt man 101 Eier nieder; der Läufer hat an die Kirchtür des Nachbardorfes Seiferath ein Kreuz zu zeichnen. Im westfälischen Germete (Kreis Warburg) sammelten zwei Burschen, „Eierläufer" genannt, die ausgelegten Eier um die Wette in ihren Korb. In den waldeckschen Dörfern des Edertales[3]) wird das Fest an einem Sonntag kurz vor Pfingsten gefeiert: der lustig gekleidete Eierleser bahnt sich mit einer kurzgestielten Peitsche den Weg und bringt die in geringem Abstand niedergelegten Eier hüpfend zum Korb; der Läufer holt aus einer Wirtschaft des Nachbardorfes eine Flasche Branntwein, die etwa bei der Rückkehr noch nicht fortgenommenen Eier gehören ihm. Die beiden Helden des Tages tanzen hernach einen Ehrentanz mit zwei Dorfschönen und werden dann von diesen daheim bewirtet. Auch im Braunschweigischen war das Eierlesen bekannt,

---

[1]) Mitteilung von Karl Jünemann, Freden a. d. Leine. [2]) Aus der Heimat (Sonntagsblatt des Nordhäuser Couriers) 1891, Nr. 17. [3]) Mitteilung des Lehrers A. Brandt, Vasbeck bei Canstein.

wie die Bezeichnung „Renn-ei“ [1]) für das Osterei nahelegt. Im württembergischen Wäschenbeuren [2]) (Oberamt Welzheim) versucht am Ostermontag der Sammler, unterstützt von einem Auffanger, der die Eier in die Wanne legt, und einem Handlanger, der sie gleich wieder herausnimmt, die Lese zu beenden, bevor der Läufer ein Messer vom Tor des Wäscherschlößchens zurückbringt; es dürfen aber nur eine bestimmte Anzahl Eier entzwei gehen. In mehreren Schwarzwalddörfern wird das Eierlesen zu Pferde, neuerdings auch hier und da auf dem Rade, ausgeführt. Im Solling tritt an die Stelle des Eierlesens das von Sohnrey in seiner Erzählung „Die hinter den Bergen“ geschilderte „Pohllapen“ (Pfahllaufen): die eine Partei, die Pfahlpartei, wählt einen Läufer, der in möglichst kurzer Zeit ein langes, an einem Pfahl befestigtes Seil laufend um diesen zu wickeln hat, während die andere Partei ihren besten Läufer nach einem eine halbe Stunde entfernten Punkt sendet.

In ursprünglich slawischen Gegenden, so besonders der Lausitz, wird Ostern „gewaalt“ oder „gewaaleit“ [3]). Der Vater macht dem Kinde auf der Straße ein Loch, so groß wie ein Suppenteller, aber tiefer, mit einem breiten, schrägen Eingang, einer Rutschbahn für die Eier. Die sechs Teilnehmer spielen um Nadeln. Fünf legen ihr Ei in das Loch, der sechste kullert das seinige die Bahn hinab. Wessen Ei getroffen wird, der muß ihm eine Stecknadel geben. „Diese Eier versteht Mutter mit Zwiebeln, Kaffeegrund oder Farben wunderschön bunt zu kochen, die roten sind die beliebtesten“. Im ostpreußischen Kreise Neidenburg [4]) wird die gewöhnlich rote Farbe wieder geschickt

[1]) Andree S. 339, dessen Erklärung (Anm. 3) aber wohl nicht das Richtige trifft. [2]) Mitgeteilt von Prof. Kaißer, Schw. Gmünd. [3]) Mitteilung der Freiin Mathilde v. Platow, Zinnitz (Niederlausitz). [4]) Elis. Lemke: Aus allen Weltteilen XXIX S. 293 f.

U. B. Rostock

abgekratzt, daß allerlei Ornamente, Bäume, Tiere oder auch Szenen aus dem menschlichen Leben entstehen. In den polnischen Gegenden Oberschlesiens[1]) entspricht dem „Waaleien" das „Eierkullen": wessen Ei zuerst in die Vertiefung rollt, hat die andern gewonnen.

Während das Osterei die von der Sonne geweckte Fruchtbarkeit versinnbildlicht, ist der am Osterfest in die Luft fliegende **Ball** ursprünglich eine Nachahmung dieses wieder im weiten Bogen dahinziehenden Himmelsgestirns.

Das weithin (z. B. in der Altmark, Brandenburg und Thüringen) nachweisbare Brautballspiel, das uns schon als Palmsonntagsbelustigung begegnet ist, wird vom Südharzer, wie Pastor Reichhardt in Rotta schreibt, am Ostertag gespielt. Die von den jungen Ehepaaren geschenkten Bälle werden von den Burschen zur Hälfte auf dem Anger für die Kinder zum Greifen ausgeworfen. Mit der andern Hälfte spielen sie Schlagball, wobei es darauf ankommt, die mit Geldstücken gespickten Bälle durch einen kräftigen Schlag entzwei zu schlagen. Die erwachsenen Mädchen veranstalten einen Wettlauf nach den von den jungverheirateten Frauen geschenkten „Brauttüchern". Im Triumph geleitet man die geschmückten Siegerinnen ins Dorf zurück.

In Stotternheim bei Erfurt ist das Brautballspiel am Palmsonntag oder Ostern üblich.

Ball'n 'rus,
Kuhl'n (Kugeln, Murmeln) 'rus,
Die Kerche is us!

erklingt es vor den Fenstern der jungen Paare. Diese werfen der singenden Menge die gewünschten Dinge zu, aber auch

[1]) Drechsler I S. 103.

Apfelsinen und heißgemachte Geldstücke; zuletzt wird der größte Ball zum Fangen in die Luft geworfen.

Im Kreise Celle gehört der Brauch bereits der Weihnachtszeit an. Dort „bestellen" nämlich hier und da[1]) die Burschen und Mädchen „ihren Ball" bei den Neuvermählten am vierten Adventssonntage mit den Worten:

Gu'n Dag, gu'n Dag, junge Mann!
Wi komet hier in joue (euer) Hus, uisen (unsern)
Ball tau bestellen.
'n Himpen Klotzen (Holzschuhe), 'ne Mette (Metze) Troddeln,
tein (zehn) Daler Geld,
'ne Tunne Win, 'n fett Swin: dar wilt wy
lustig by sin.
Un wenn Sei üsch dat nich geben wütt,
Denn kommt wy 'n tweiten Wihnachtsdag
Un nehmt Ehre junge Froue mit.

Am zweiten Weihnachtstag kommen sie dann wirklich wieder und „eschen" (heischen) ihren Ball. Der junge Mann wirft Bälle über das Haus, die die Burschen erhaschen; wirft er einmal zu kurz, so hat er kein Glück in der Ehe und erntet Spott. Die junge Frau wirft Nadelkissen unter die Mädchen. Auch Geld geben die beiden, wofür im Wirtshaus gemeinsame Kaffeetafel gehalten wird. Vermutlich fanden auch hier früher die Bälle als Osterbälle Verwendung.

Ein eigentümlicher, mit dem Brautball zusammenhängender Brauch hat sich zu Elende in der Grafschaft Hohenstein erhalten[2]). Am dritten Ostertage werden die jungen Ehemänner

[1]) Mitteilung des Lehrers W. Beus, Ahnsbeck bei Celle. In Endeholz, Kreis Celle, „fodern" die Knaben in der Fastnachtszeit von jungen Eheleuten den „Trönn'l" (runde Holzscheibe, zum Trudelspiel auf der Straße benutzt), die Schul- und erwachsenen Mädchen einen Ball: Heinr. Meyer, Niedersachsen XII S. 192. [2]) Mitteilung von W. Kolbe, Arenshausen.

des letzten Jahres „in die Knospen getrieben". Sie verstecken sich und werden nach ihrer Auffindung von den Burschen unter großem Lärm zum Osterberg geführt, wo sie von einem Teller einige Knospen essen[1]) müssen. Dann führt man die Ehemänner gefesselt ins Dorf; sie entspringen, fliehen in den Wald, werden wieder ergriffen und müssen sich nun durch ein Fäßchen im Wirtshaus loskaufen. Die Kinder des Dorfes aber bekommen von ihnen kleine Bälle geschenkt.

Die Vermutung, daß der Verbindung des jungen Ehepaars mit dem Osterball ein tieferer Sinn zugrunde liege — etwa die Vorstellung, daß das Osterfest in der Natur die Vermählung der Sonne mit dem Frühling bedeute —, scheint wenig einleuchtend. Wir möchten eher vermuten, daß die Osterbälle eine Gegenleistung des Ehepaares für die Hochzeitsgaben und ähnliche Geschenke sind[2]).

Das Ballspiel ist nun aber überhaupt, nicht bloß in der Form des Brautballspiels, ein weitverbreitetes Ostervergnügen. Am Deister zieht die Jugend am Nachmittag des ersten Ostertages zum Ballspiel in den Wald, und die Alten schauen dem Spiel zu. Im Solling schlagen selbst rüstige Greise den Ball. In Tramm bei Dannenberg (Regierungsbezirk Lüneburg)[3]) spielen die jungen Burschen und Mädchen Ballspiele unter der Gemeindelinde, auf deren knorrigen Wurzeln die Verheirateten und die Eltern sitzen und zusehen. Im Braunschweigischen beteiligen sich, wenigstens am Elm, „alle Erwachsenen" an den

---

[1]) Die Knospen sind ebenso wie die mehrfach erwähnten Ruten als Sinnbild der Fruchtbarkeit zu fassen. [2]) So wird es uns ausdrücklich für den Kreis Langensalza bezeugt, wo durch die Osterbälle die Beschenkung der jungen Frau mit zwei Riesten Flachs, die sie von den einzelnen Spinnstubenveranstaltern erbittet, wieder wett gemacht wird (Mitteilung des Pfarrers Dr. Franke, Bruchstedt). [3]) Mitteilung des Lehrers Gruhm, Velgen bei Ebstorf.

verschiedenen Osterballspielen. In der südlichen Lüneburger Heide spielte am Grünen Donnerstag jung und alt Ball, in der nördlichen veranstalten noch heute stellenweise, z. B. im Kreise Winsen, die am Palmsonntag eingesegneten Knaben und Mädchen am Ostersonntag oder am Stillen Freitag gemeinsame Ballspiele.

Die **Osterfeuer**, die am Abend des ersten Ostertages — stellenweise, wie am Deister, auch am Vorabend des Ostertages oder, wie im Saterland, am Montagabend — in Norddeutschland, mit Vorliebe auf bestimmten Anhöhen, vielfach einstigen Opferstätten, emporflammen, sind von den vorzugsweise in südlicheren Gegenden noch üblichen Feuern der Fastenzeit zu trennen, obwohl beide manches Gemeinsame haben. In der Fastenzeit gilt es die Verbrennung des Todes, des Winters, die Erweckung der erstarrten Flur; bei den Osterfeuern, die ihrem Wesen nach eng zu den Maifeuern gehören[1]), ist der Schutz der keimenden Saat und des Viehs vor den Hexen die Hauptsache. Die Osterfeuer, die übrigens auch in deutschösterreichischen Gegenden nicht unbekannt sind und früher auch in Süddeutschland (Schwaben, Elsaß) üblich waren[2]), zeigen teilweise Züge alten Heidentums. So erinnert eine jetzt verschwundene niedersächsische Bezeichnung des Osterfeuers, das Bockshorn oder das Bockshornbrennen, noch an einen vermutlich

[1]) Vgl. Jahn, Opfergebr. S. 121 f. Stellenweise wurden denn auch solche hexenvertreibenden Feuer erst am Pfingstfest entzündet, so in Oberschlesien, wo die Sitte aber fast ganz erloschen ist (Drechsler I S. 124). [2]) Auch auf das in den katholischen Gegenden Deutschlands gebräuchliche, gewöhnlich auf dem Kirchhof entzündete **Karsamstagsfeuer**, ein altes Notfeuer, an dem die am Karfreitag gelöschten Lichter der Kirche wieder entzündet werden, sei hingewiesen. Die Reste dieses Feuers wehren nach dem Volksglauben, im Herde oder Ofen wieder in Brand gesetzt, der Blitzgefahr: O. Rößler (Baden-Baden) im Monatsblatt des Schwarzwaldvereins 1907.

dem Donar geopferten Bock, dessen Hörner in die Flamme geworfen wurden[1]).

Das Osterfeuer ist heute vorzugsweise eine Belustigung der Jugend. Geschäftig werden von ihr, an vielen Stellen schon mehrere Sonntage vorher, Wacholderbüsche und anderes Holz, alte Teertonnen und sonstige brennbare Stoffe auf einer Anhöhe zusammengebracht.

Die Kirche ist aus,
Gebt Osterholz raus!

ruft man am Südharz. Im Oldenburgischen[2]) wird Geld für die Teertonnen mit folgendem Spruch eingesammelt:

Dä ollen Teertonnen sünd so dür;
We (wollt) ji us nich'n Groschen gäwen,
Schö (sollt) ji de Freide nich beläwen.

Im westfälischen Fürstenberg (Kreis Büren) sammeln die Knaben Stroh, indem sie singen:

Strauh, Strauh, nau (noch) lange neet genaug!
Is der nau wuet (ist da noch was), dat geiht der nau tau.
Strauh, Strauh, Strauh!

Jedes Dorf will das schönste Osterfeuer haben, und nicht selten machen sogar die einzelnen Teile eines Dorfes ein Feuer für sich. Im südlichen Oldenburg[3]) rechnet man acht bis zehn Fuhren Holz auf ein Feuer. Hier steht ein „Oberbefehlshaber" an der Spitze, unter dem jung und alt, besonders aber die Junggesellen, mit brennenden Fackeln (Torfsoden, die mit Petroleum getränkt und an einer langen Stange befestigt sind), mit Musik und Gesang zu dem Feuer hinausziehen. Im west-

[1]) Jahn a. a. O. S. 123, 134. [2]) Mitteilung von Fr. Schumacher, Bokel bei Augustfehn, vgl. Böhme, Kinderlied, Nr. 1628. [3]) Mitgeteilt von W. Kleiböcker, Dolzig.

fälischen Lügde (Kreis Höxter) führt ein „Dechen" (eigentlich Dekan, Dechant) die Aufsicht, wenn die uns schon bekannten, mit Reisig und Stroh umflochtenen Räder (S. 60) nach einem Böllerschuß von den Bergen losgelassen werden und, den berührten Fluren nach dem Volksglauben Segen bringend, zu Tal sausen.

Wie die Feuerräder, die hier an die Stelle des Osterfeuers getreten sind, bringt auch das Osterfeuer mannigfachen Segen. Im Braunschweigischen glaubt man, daß „so weit die Feuer leuchten, die Felder fruchtbar werden und auch die Häuser, die von dem Scheine des Osterfeuers beleuchtet werden, im folgenden Jahre vor Feuersbrunst geschützt oder vor Krankheit bewahrt sind". Die Feuerbrände, mit denen man in vielen Gegenden umhergeht oder umherspringt, sollen eigentlich die Hexen und das Ungeziefer vertreiben.

Die Jugend tobt sich aus und schwärzt sich an. Die Alten schauen sinnend in die Flammen. Man zählt die Feuer der Umgegend: fünfzehn, fünfzig, ja hundert sind gezählt worden. Heitere und ernste Weisen ertönen. Eigenartig klingt das „Christus ist erstanden", das die Versammelten an manchen Orten (z. B. im Saterland und in westfälischen Gegenden) anstimmen, in das Knistern und Prasseln des Feuers, nicht selten an derselben Stelle, wo bereits vor mehr denn tausend Jahren die Vorfahren singend und schmausend um den über dem Feuer dampfenden Opferkessel lagerten. Aber auch in anderer Weise zeigt sich der christliche Einfluß: so ist im Kölnischen und anderwärts an die Stelle der Hexen ein Judas getreten und wird im Osterfeuer verbrannt.

Das Osterfest wurde seit der altchristlichen Zeit von der Kirche als ein Fest der Freude gefeiert, und dasselbe Gepräge trug die heidnische Frühlingsfeier. In dem „Schmack-

ostern", den Eier- und Ballspielen, den Osterfeuern, überall klingt noch heute dieser Grundton nach. Im Verkehr der Burschen und Mädchen schlug diese Freude stellenweise in Ausgelassenheit um. In der Lüneburger Heide[1]), wenigstens in den Kreisen Winsen und Lüneburg, warfen die Burschen am ersten Ostertage die Mädchen, sie beim Kopf und bei den Beinen nehmend, hoch in die Luft, um sie dann wieder aufzufangen; das nannte man greben-börn, d. h. mit einem Griff (mnd. grepe = Griff) emporheben. Im Solling nahmen bei den Osterspielen nach der Schilderung Sohnreys in „Die hinter den Bergen" die Mädchen heimlich die Korbflasche mit Branntwein fort und versteckten sie unter ihrer Schürze; die Burschen suchten nun, bis sie den Raub wieder erbeutet hatten[2]). Zu Kelbra in der Goldenen Aue hält, wie Pastor Reichhardt in Rotta schreibt, die erwachsene Jugend eine Art Liebesmarkt ab. Am Palmsonntag verhandelt ein Bursche, der „Marktmeister", zwischen den getrennt in den Kyffhäuserwäldern luftwandelnden Burschen und Mädchen. Am Ostersonntag folgt ein gemeinsamer Ausgang, bei dem der Marktmeister zur allgemeinen Belustigung die von ihm zusammengebrachten Paare namhaft macht. Mit einer Versteigerung der Dorfmädchen verbunden ist das alle sieben Jahre gefeierte Ritterfest zu Laisa bei Battenberg. Das Fest beginnt (nach einem Zeitungsbericht) damit, daß in der Nacht des 10. März „der Ritters gesteckt" wird, d. h. die Burschen befestigen eine Figur, die einen pflügenden Bauer mit sieben Pferden darstellt, auf dem First des Festhauses. Daran schließt sich die Versteigerung der Mädchen; die Gelder sollen die Kosten für den „Ritterstanz" am zweiten

[1]) Nach mündlichen Mitteilungen Eingesessener. [2]) Erinnert sei auch an die braunschweigische „Osterfoilje", über die man Näheres bei Andree (S. 338 f.) nachlesen mag.

Festtag decken. Die Namen der Bietenden und die Preise, von denen übrigens immer nur die Hälfte bezahlt wird, müssen bis drei Tage vor Ostern geheimgehalten werden. Auch dieses Fest kann den engen Zusammenhang zwischen unsern Volksfesten und dem kirchlichen Leben zeigen. Nach der Volksmeinung zwar, die auch in dem uns vorliegenden Artikel zum Ausdruck kommt, ist es ein Erinnerungsfest an einen siegreichen Volksaufstand, bei dem vierzig Ritter zum Ackerdienst gezwungen und dann in die Spieße gejagt wurden. In Wirklichkeit ist der 10. März der Tag der vierzig Märtyrer, jener vierzig Ritter oder Offiziere, die im vierten Jahrhundert in Armenien den Märtyrertod gestorben sind.

Neben den Ostereiern verdienen die **Fladen** Erwähnung, jenes bekannte flache Ostergebäck, das sich nach den Darlegungen Hoeflers durch die alte Verbindung mit den Festbräuchen des Frühjahrs bis heute erhalten hat und eine Erinnerung birgt an jene Zeit, wo man den Mehlbrei, den ersten Vorläufer des Brotes, in ausgebreiteter und glattgestrichener Form auf einem Aschenstein zu rösten gelernt hatte.

In Unterfranken[1]) wallten mit allerlei Mutwillen der Sängerchor von Sommerach und der von Nordheim mit Lehrer und Kantor am Osternachmittag nach der früher den Grafen von Stadion gehörigen Hallburg, um bestimmte Abgaben für Abtretung der Schafhutgerechtigkeit an die Hallburg entgegenzunehmen, u. a. zwei geweihte Fladen, die aus der Schloßkapelle wie Heiligenbilder auf einer von Stangen hergerichteten Tragbahre heimgebracht wurden. Im badischen Wenkheim (bei Tauberbischofsheim) veranstalten die Burschen am Ostermontag einen Wettritt nach der Wiesenmühle. Ein von der Müllerin

[1]) „Deutsche Gaue", Jahrg. 1905.

gebackener und auf eine Stange gesteckter Fladen ist das Ziel. Der erste schlägt den großen Kuchen für die Kinderschar herab; beim Gelage wird er als bester Reiter gefeiert. Die Sitte der Wettritte gehört sonst durchweg erst dem Pfingstfest an. Erwähnt mag aber noch werden, daß in einigen ursprünglich slawischen Gegenden, z. B. bei den südwestlich von Ratibor sitzenden schlesischen Mährern[1]), am Ostermontag die Osterreiter mit Kreuz und Kirchenfahne singend und betend die Feldmark umreiten.

Gestreift wurde schon (S. 76) die Sitte des **Rätschens** oder, wie man in Böhmen und Mähren sagt, des Ratschens, d. h. des an die Stelle des Glockengeläutes tretenden Klapperns; die Glocken sind nämlich in den Tagen vor Ostern fern in Rom, um neu geweiht zu werden. Eine besondere Rolle spielen die Rätschenbuben noch heute in einer Reihe von badischen Orten. So bekleiden in Vöhrenbach[2]) das Amt die 24 ältesten, in der Gemeinde selbst geborenen Schulknaben. Die vier ältesten führen den Titel „Oberst", die nächsten vier sind die „Beutel" (nach dem Geldbeutel benannt), dann je vier „das Tier", „Wohlgespruch", „Korb" und „Danker". Die Umzüge mit der Rätsche (Klapper) dauern vom Donnerstag bis Sonnabend. In der Nacht auf Karfreitag werden die zur Pfarre gehörigen auswärtigen Bewohner von den Obersten und Beuteln aus dem Bett gerätscht, wofür diese sich am Ostersonntag als besonderen Lohn Geld und Eier holen. Am Montag durchziehen die Rätschenbuben zum Gabenheischen in vier Abteilungen die Ortsviertel Vöhrenbachs, die „obere" und die „untere Gaß",

[1]) Tetzner, Slawen in Deutschland S. 276. [2]) Alois Schäfle: „Badener Land" 1901, Nr. 13. Vgl. auch E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 100 f.

die „Vorstadt" und das „Saufländle". In jedem Haus weist zunächst der Oberst mit seinen Versen auf die „heilige Osterzeit" hin. Dann bittet der Beutel um Spenden, besonders um „klingende Münzen". Das Tier, eine mit Pelz gefütterte Tasche tragend, droht:

Gieze[1]) heißt das grausame Tier,
Das Ihr seht an meinem Ranzen hier.
Es ist so klug und voller List,
Daß es den Weibern Hühner, Eier und Enten frißt.
Gebt Ihr mir nicht gleich Eier, Geld oder Speck,
So trag ich dieses Tier nicht von Hause weg.

Ihm stimmt Wohlgespruch bei („Hast wohl gesprochen, mein Gespan"), Korb verspricht, die Gaben zu bewahren, und Danker wünscht zum Schluß den Spendern den Segen des Heilands. In den deutschen Dörfern um Olmütz durchlaufen die Knaben „ratschend" oder „klappernd" frühmorgens am Karfreitag das Dorf und die Feldflur; an allen Gedenkorten knien sie betend nieder; ein dreimaliger, mit Klappern verbundener Umlauf um die Kapelle bildet den Beginn und Abschluß.

Bei den Spielen der Osterzeit muß auch mit einigen Worten der **Passionsspiele** gedacht werden. Diese althergebrachten dramatischen Vorführungen aus der Leidensgeschichte Christi, die zunächst mehr in den Städten heimisch waren, müssen auch das Gemüt des Landmanns mächtig angezogen haben. Die Passionsspiele wanderten auf das Land; ein alter Text wurde umgearbeitet und vereinfacht oder auch ein neuer geschrieben und mit den einfachsten Mitteln vorgeführt. Noch 1816 hat im südböhmischen Flecken Höritz[2]) der Leineweber-

[1]) „Gieze" oder „Gizi" ist die junge Geiß, das Zicklein, wozu aber das Folgende nicht paßt. [2]) Sohnreys Dfztg. 1903.

meister Paul Gröllhesel ein derartiges Stück unter dem Titel „Das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi" verfaßt, das von den Höritzern bis 1887 an allen Fastensonntagen und den letzten Tagen der Karwoche im bloßen Sonntagsgewande aufgeführt wurde. Später hat man für die Aufführungen ein prächtiges Schauspielhaus mit elektrischem Licht gebaut und historisch-getreue Kostüme angeschafft, aber hier wie anderwärts, wo alte Passionsspiele noch leben oder eine Erneuerung erfahren haben, z. B. zu Oberammergau und zu Brixlegg in Tirol, ist der eigentliche Zweck der Volksspiele, die religiöse Erhebung der Dorfbewohner, und ebenso die naive Kunstbetätigung in den Hintergrund gedrängt worden.

Wir schließen das Kapitel mit einem kurzen Hinweis auf den Brauch, am ersten April die Mitmenschen durch launige Aufträge zu necken oder, wie man sagt, **in den April zu schicken.** Der Ursprung des alten volkstümlichen Brauches bedarf wohl noch näherer Aufhellung. Wir beschränken uns darauf, zu betonen, daß er nicht nur in der Stadt, sondern ebenso bei dem Landvolk in vielen, wenn nicht in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes heimisch ist. So schickt der mährische Bauer in den Dörfern um Olmütz nach Verstandessamen oder Krebsenblut. Der schlesische Bauer[1]) sendet einen unerfahrenen Knecht zum Nachbar, um den Windsack zu holen; dieser bekommt dann einen mit Steinen gefüllten Strohsack zu schleppen. Vielerwärts muß der Gefoppte „ungebrannte Asche" holen und wundert sich nicht wenig, wenn ihm plötzlich der Stock auf dem Rücken tanzt. Auch wird wohl den in den April Geschickten, wenn der Scherz gelungen ist, ein Vers zu-

[1]) Drechsler I S. 104 f.

gerufen, der ähnlich in verschiedenen Gegenden wiederkehrt und z. B. in Nordhannover lautet:

April[1]), April
Kann'n dummen Narren schicken, keen'n will.

Austrieb der Herde und Grenzbegehung.

Der Hirt wurde gewöhnlich Jahr für Jahr aufs neue in Pflicht genommen. Im westlichen Böhmen[2]) geschieht dies am 25. Juli, dem Tage des heiligen Jakob, des Schutzherrn der Hirten. Die Gemeinderechnung wird gelegt, das Vieh an diesem Tage ausnahmsweise von den Knechten und Mägden auf die Weide getrieben, und nach einer Bewirtung des „Dingherren" durch den Hirten gibt es am Abend den „Hirtentanz". Vielerwärts dagegen findet oder fand die Wiederverpflichtung des Hirten bereits im Laufe des Winters statt. Im thüringischen Brotterode[3]) erfolgte das „Hirtendingen" am Peterstag (22. Februar): die Viehbesitzer konnten dabei vor dem Bürgermeister ihre Beschwerden gegen die Hirten vorbringen. In der Umgegend des hannoverschen Lehrte[4]) hieß das Fest, das hier auch mit der Ablegung der Jahresrechnung verbunden war, dat Hierloën (d. h. das Ablohnen der Hirten). Die Hirten erschienen dabei in ihrer eigentümlichen Tracht: der Pferdehirt, der, von „Tag-" und „Nachtboten" unterstützt, die Pferdeschar durch Bruch und Busch und über Anger und Heide hütete und sie bei drohendem Gewitter und anbrechender Nacht in den

[1]) = In den April kann man einen dummen Narren schicken, welchen man will. [2]) John S. 91. [3]) Mitgeteilt von W. H. Fuchs, Mommelstein b. Brotterode. [4]) Mitgeteilt von Dr. Bödeker, Lehrte.

mit Wall und Graben umgebenen „Pär-anger" zu treiben hatte, trug wie der Kuhhirt einen blauen Schoßrock, der Schäfer einen rotgefütterten Rock aus weißem Leinen.

Die neue Weidezeit beginnt bald nach Ostern. An vielen Stellen fiel und fällt der Beginn auf den Georgstag (23. April). Noch heute wird von der Dorfjugend Kärnthens und Krains am 24. April ein an den heiligen Georg erinnerndes Frühlingsfest gefeiert[1]). Im Zuge, dessen Hauptperson ein in Birkenzweige gehüllter Bursche, der grüne Georg, ist, wird eine mit Blumen, Kränzen und Tüchern geschmückte Pappel oder Tanne dahingetragen. Während der Baum an ein hohes Haus des Festplatzes gelehnt wird und die Mädchen von den Fenstern aus ihn seines Schmuckes berauben, um dann einen Blumenregen auf die Jugend herabzulassen, wird der grüne Georg ins Wasser geworfen; das bringt Regen und läßt die Fluren grünen. Stellenweise kennt man in diesen Ländern außer dem Regenzauber die ausdrückliche Anrufung des grünen Georg als Beschützers der Herde. Man singt, das bekränzte Vieh im Zuge mitführend:

Den grünen Georg führen wir,
Den grünen Georg begleiten wir,
Die Herden er uns weide wohl!
Wenn nicht, er in das Wasser soll.

In einzelnen Orten des unteren Inn[2]) ziehen die Buben am Georgstag unter dem Geläut der Kuh- und Dachglocken vom Anger durch das Dorf auf die Felder und wieder nach dem Anger zurück. Das nennen sie das „Grasausläuten"; das Geläut soll die bösen Geister aus dem Gras, der Weide verscheuchen.

---

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1904. [2]) E. H. Meyer, Volksk. S. 142.

Als Beschützer der Pferde[1]) zeigt den Heiligen der am 24. April stattfindende Georgsritt zu Stein[2]) am Chiemsee, bei dem die Burschen der umliegenden Dörfer, unter ihnen der Ritter St. Georg im Blechharnisch, in rotem Mantel, Helm und Reiterstiefeln, hoch zu Roß in feierlicher Prozession erscheinen und der Geistliche in der Nähe der St. Georgenkirche zu Weisbrunn jedes vorbeijagende Pferdepaar mit Weihwasser besprengt. Am „Jörgenritt" nach der Georgskapelle beim schwäbischen Ertingen[3]) sollen einmal mehr als 1400 Reiter teilgenommen haben.

Selbst in der Stadt hat die Festlichkeit des Austriebes sich vereinzelt lange erhalten. Zu Heilbronn am Neckar[4]) trieb bis 1807 der festlich geschmückte Kuhhirte am Pfingstmontag nach der Frühkirche zum erstenmal aus. Aber mehr als dieser zogen die eigenartig herausgeputzten Tiere die Blicke der neugierigen Zuschauer auf sich, und manch Lachen erscholl, wenn etwa eine Kuh den von boshafter Hand nachgeahmten Halskragen oder Schleier einer gefallsüchtigen Mitbürgerin trug.

In Bischhausen bei Göttingen[5]) wurde beim ersten Austrieb das Vieh von den Besitzern nach dem „Pfingstanger"

---

[1]) Auch die Siebenschläfer und St. Leonhard schützen im bayrischen Gebiet die Pferde, und in pomphaftem Aufzuge — die Frauen und Kinder auf den geschmückten und bemalten Wagen sitzend, die Bauern hoch zu Roß voran, wie bei der bekannten Leonhardsfahrt auf den Kalvarienberg bei Tölz — zieht man um die Kirchen oder Kapellen der Heiligen an ihrem Gedächtnistage (27. Juni und 6. November); auf österreichischer Seite werden die Leonhardikapellen mit Rindern umritten. Der bayrische Hardl (Leonhard) ist nämlich nach dem Ausdruck des Volkes für die Rösser, der österreichische fürs Kühvieh besser: A. M. in den Kissinger Blättern 1907, Nr. 10. Dem heiligen Leonhard werden auch als Schutzherrn des Viehs gern Votivbilder geopfert. Die Schlesier bringen am 16. August dem heiligen Rochus in seinen Kirchen und Kapellen Jungvieh und Geflügel zum Gedeihen des Viehstandes dar: Drechsler I S. 150. [2]) Bavaria I S. 370. [3]) Birlinger II S. 166. [4]) Birlinger II S. 94f. u. 349. [5]) Mitteilung von Fr. Diedrich, Bremke.

gebracht. Die jungen Männer beteiligten sich mit Peitschenknallen daran. Die jungen Mädchen, in weißen Hemdsärmeln und roten Röcken, brachten ihre kleinen Kälber selbst dahin. Die Burschen begossen die Mädchen mit Wasser, was diese vergalten, wenn jene zum erstenmal mit dem Pfluge auszogen. Den ursprünglichen Sinn dieses Brauches, der uns in ähnlicher Form noch mehrfach begegnen wird und dem ein uralter Regenzauber zugrunde liegt, hatte man vergessen.

In Westfalen, in der Iserlohner Landgemeinde[1]), schrieb man noch vor einigen Jahrzehnten dem Schlag mit dem Zweig eines Vogelbeerbäumchens, das der Hirt am 1. Mai auf einer Anhöhe bei den ersten Sonnenstrahlen abschneiden mußte, eine heilsame Wirkung auf das Vieh zu. Im Beisein der Hausbewohner und Nachbarn „quiekte" der Hirt die Stärken, indem er sie mit dem Zweig zunächst auf das Kreuz schlug und sprach:

Quiek, Quiek, Quiek (Zweig),
Brenk (bringe) Miälke in den Striek (Zitze)!
De Sap (Saft) es in den Biärken,
En Namen kritt (kriegt) de Stiärken.
Quiek, Quiek, Quiek,
Brenk Miälke in den Striek!

Dann folgten Schläge auf die Hüften und ans Euter mit weiteren Sprüchen und beim dritten Spruch die Namengebung, etwa: Goldblaume saftu (sollst du) heiten. Hierauf beschenkte die Frau den Hirten mit Eiern, deren Schalen später das eingepflanzte Bäumchen zierten.

Im braunschweigischen Eitzum[2]) trieben am 1. Mai die Mädchen die Kühe mit einer bändergeschmückten Peitsche auf

[1]) Woeste, Volksüberl. in der Grafsch. Mark S. 25; vgl. Montanus S. 29. [2]) Hedwig Schattenberg: Niedersachsen III S. 272.

den Anger zu dem Hirten; das letzte Mädchen wurde verspottet. Übermütig tanzten sie dann mit dem Dorfhirten und warfen ihn schließlich zu Boden. Nun eilte jedes Mädchen, von den in den Boden gesteckten Peitschen die längste zu erwischen: ihr Flachs wurde der längste!

Wie im Braunschweigischen, hat der Tag des Austriebs auch anderwärts viel von seinem einstigen festlichen Glanze eingebüßt. Im Ermland[1]) lebt beispielsweise nur noch die Sitte, daß der Hirt am ersten Weidetag, dem Wolprechtstage (1. Mai), den Milchkühen die Frucht der Klette zwischen die Hörner bindet, damit ihnen die Milch nicht „in die Hörner schießt". Festlicher geht es noch im fränkischen Jura[2]) zu. Dort begeben sich die Bewohner am ersten Tage der Weide zu ihrem Vieh hinaus; die Mägde folgen ihren Tieren und lassen für den Hirten und sich Bier hinausschaffen. Früher gab es abends im Wirtshaus den „Kuhschwanz", eine Tanzbelustigung mit Essen und Trinken. An anderen Stellen des fränkischen Jura feierten die Mädchen am Abend im Hause des Hirten, den sie mit einer Schüssel Mehl, einer der Anzahl ihrer Kühe entsprechenden Zahl Eier und einem Stück Schmer (Fett) beschenkten. Die zuerst Kommende schmierte seine Peitschenschnur mit dem Schmer; ihr Schmer wurde auch während der Weidezeit zum Einreiben erkrankter Tiere benutzt. In der Oberpfalz und Niederbayern finden oder fanden sich die Hirten („Huetleute") nach dem ersten Austrieb, gewöhnlich am 1. Mai, mit den Burschen und Mädchen zum „Huettanz" zusammen[3]). Die Hirten der einzelnen thüringischen

---

[1]) Philipp S. 125 u. 140. [2]) Nach handschriftlichen Mitteilungen K. Hörmanns in Nürnberg aus dem noch ungedruckten 3. Teil („Die Hirten im fränkischen Jura") seiner Monographie „Der Schellenbogen". [3]) Böhme, Gesch. d. Tanzes 1 S. 173.

Gegenden[1]) pflegten einige Zeit nach dem Austrieb, am Sonntag vor Pfingsten, an bestimmten Stätten, z. B. an der „Tanzbuche" oberhalb Friedrichrodas, zusammenzukommen; während die Herden in einiger Entfernung weideten, bereiteten die Frauen das Essen; mit Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten, Essen und Trinken, Musizieren und Tanzen vergingen die Stunden. Im böhmischen Neuern[2]) wirft der Hirt beim Austrieb, am 1. Mai, nach dem Segnen und Besprengen der Herde das Weihwassertöpfchen unter die Tiere: die Besitzerin der getroffenen Kuh zahlt ihm eine besondere Vergütung! Im Siegerland[3]) werden die Kühe, damit sie sich an den Gemeindehirten gewöhnen und er sie allein mit dem Hirtenjungen regieren kann, zunächst mehrere Tage nacheinander auf einem freien Platz zusammengetrieben. Dabei findet sich jung und alt ein, und der Hirt, im Siegerland noch heute ein ebenso vielseitiger wie geachteter Mann (en groaßer Maa), erscheint gern im Sonntagsstaate. Mehrere Tiere erhalten Schellen, deren eigentlicher Sinn (Vertreibung feindlicher Geister) kaum mehr im Volksbewußtsein lebendig ist. Die Hörner sind sämtlichen Tieren, um gegenseitige Verletzungen möglichst zu verhindern, vorher vom Gemeindehirten abgestumpft worden; dafür haben ihn die Frauen mit Eiern beschenkt.

Eine aufregende Volksbelustigung, die etwa mit dem Austrieb der Herde zusammenfiel, war das im Siegerland, in Braunschweig, Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holstein bekannte Bullenstoßen. Im mecklenburgischen Stern-

[1]) Walden: Unterhaltungsbeilage zur „Deutschen Warte" vom 28. Juni 1895. [2]) John S. 75. [3]) Mitteilungen von E. Bottenberg, Oberhees und Lehrer Heinrich, Krombach (Kr. Siegen).

berg[1]) werden im Anfang Mai zwei Bullen aufeinander losgelassen; der Sieger hat dann noch mit einem dritten oder auch vierten zu kämpfen, um als unbestrittener Siegesheld zur Herde zu stoßen. In der Schule zu Sternberg erfolgte auf die Frage nach den drei größten Festen des Jahres die Antwort: „Bullenstöten, Königsschuß (Schützenfest) und Kinderfest (Schulfeier)". In Thönse bei Burgwedel (Hannover[2]) wurden die beiden Gemeindebullen am Sonntag nach Ostern vor der Schule zum Kampf zusammengebracht. Viele Fremde wohnten dem Schauspiel bei. Den siegreichen Bullen in Fütterung gehabt zu haben, war eine Ehre. Dieses Bullenstoßen, an das sich eine Festlichkeit im Wirtshaus schloß, hat in Thönse bis etwa 1860 gedauert, wo es als Tierquälerei verboten wurde. In dem genannten Orte hielt man die Bullen getrennt: einer war bei der Jungviehherde, der andere bei den Milchkühen. An vielen Stellen weideten sie aber zusammen und zwar schiedlich und friedlich, da der beim Stoßen unterlegene gewöhnlich den Sieger in Ruh ließ. In dem allerdings überwiegend romanischen Kanton Wallis findet im Sommer ein Kuhkampf[3]) statt, bei dem die Kühe, etwa dreißig, zunächst unter einander ihre Kräfte messen und dann die Siegerin mit der „Königin" des vergangenen Jahres kämpft.

Hier und da im Braunschweigischen hielten die Hirtenjungen, die abwechselnd dem Gemeindehirten einen Tag helfen mußten und eine regelrechte Zunft bildeten, beim Beginn

---

[1]) Mitteilung des Buchhändlers Adolph Roth, Sternberg. In Beckerhagen an der Weser (Bez. Kassel) maßen sich die beiden Bullen am Pfingstsonntag, der Sieger durfte für den Sommer das Jungvieh begleiten: mitgeteilt von Prof. Dr. G. H. Möller, Schweinfurt. [2]) Mitteilung von Gustav Brenneke daselbst. [3]) Baud-Bovy: Halbmonatsschrift „Die Schweiz", 1907.

der Weidezeit ein Wettringen ab. Der Sieger über alle und der Zweitbeste waren „für die nächste Weideperiode die Herren“ [1]).

Andere Hirtenfeste hängen so eng mit der Pfingstfeier zusammen, daß sie besser bei dieser Erwähnung finden. In den Alpenländern wird die Alpfahrt und im Herbst die Abfahrt oder Alpentladung festlich begangen. Bei der Alpfahrt schreitet im Kanton Glarus[2]) im Mai der Senne mit roter Weste, Lederkappe und vollgepackter Meise (Brett mit Schnürriemen, auf dem Rücken getragen) voran; den Zug der Kühe, die zum großen Teil mit Schellen behängt und mit Sträußen geschmückt sind, eröffnen die Leitkühe, den Melkstuhl zwischen den Hörnern. Der „Zusenn“ (Untersenne), der „Junge“ und die „Alpknechte“ machen den Beschluß. Eine Abfahrt im Berchtesgadener Land schildert eine Augenzeugin[3]) anschaulich und gar lustig also: Tags vorher hatten wir all den Schmuck besehen, der im Heimgarten der Verwalterin von Lustheim gefertigt wurde zum Bekränzen des Almrindes. Da wurden unzählige Lärchenzweige zu Kopfkränzen verflochten, von gefärbten Schabbandeln (ganz dünnen Hobelspänen) Kokarden und fliegende Bänder gemacht zu den sogenannten Furgeln, Kopfkronen aus Tannenzweigen, die den Tieren aufgesetzt werden. Wir marschierten eines Morgens bis hin zum Waldsteig, von dem die Herde, fünfzig Ochsen, zwei Kühe und Jungrind, herabkommen sollte, um dem Aufkranzen beizuwohnen. Das macht viel Mühe bei dem störrischen, in wilder Freiheit verwöhnten Vieh. Drei

---

[1]) Andree, S. 214. Ähnliches berichtet Birlinger (II S. 348) von den Roßbuben in dem südostbadischen Stetten (bei Mühlheim): der Stärkste durfte beim Eintreiben der Rosse voranziehen. [2]) E. Buß: Schweizer. Arch. f. Volksk. IV S. 294. [3]) Anna Mayer-Bergwald in der Schles. Ztg. 1903 (vgl. Sohnreys Dfztg. 1903, Nr. 36).

bis vier Burschen mußten sich oft um ein Tier bemühen, bis das grüne Kreuzband an der Stirne gesteckt werden und der breite, lederne Halsriemen mit der mächtigen Almglocke befestigt werden konnte. Der Schweizer ließ sich sogar zu zärtlichen Busserln auf Stirn und Hals seiner Lieblinge herbei oder schob eine Hand Salz in das protestierende Ochsenmaul, ein anderer hielt das Tier bei den Hörnern, der dritte kraulte es hinter den Ohren. Wurde dann der festlich geschmückte Ochse entlassen, so war es zum Kranklachen, wie er seine vierfach getürmten Kronen nach rechts und links schlug und Bocksprünge machte, um schließlich tiefsinnig stehen zu bleiben. Die beiden Kühe, welche goldene Stoffmasken und Doppelkreuze aufgesetzt bekamen nebst flittergoldenen Halsbändern, sahen sich zehn Minuten lang wie Senta und der Fliegende Holländer an. Auch die Hörner erhalten häufig goldene Ohrwatschln als Schmuck. Wahres Halloh aber erweckte der Leitochse, der mit seiner Riesenglocke solche Teufelssprünge machte, daß alles Vieh in Aufregung geriet und kaum mehr zusammenzubringen war. Endlich aber kam der Zug in Ordnung, geführt von dem edelweißbekränzten Schweizer und gefolgt von einem Burschen, der eine wahre Kunst im Peitschenknallen entfaltete. „Die lebendigste Idylle, wie sie im ganzen Geßner nicht zu finden ist", hat treffend ein älterer Schriftsteller, Fr. A. Reimann, die Zurückkunft der Herden von den Alpen genannt.

Wie der Hirt der Alpengegend die „Geisel", so schwang der niederdeutsche Hirt — ursprünglich zum Verscheuchen feindlicher Geister — seine viersträngige „Baller-swep" (Knallpeitsche), die er sich aus gestibitztem Hanf selbst flocht. Wie jener sein Alphorn, so hatte dieser das große Wald- oder Tatt-horn aus aufgeschnittener und aufgewickelter Weidenrinde oder den kleineren „Peeleet" aus nicht aufgeschnittener Rinde. Da er-

klangen beim Klopfen mit dem Messer jene Bastlösereime, wie etwa in der Ülzener Gegend[1]):

Zipp zapp zeeleet,
Mak mik 'n Peeleet!
Zipp zapp zoit,
Mak mik 'n Floit!
'Raf, 'raf, 'raf (herab)!

Oder im Kalenbergischen[2]), wo der werdenden Pfeife nach beliebtem Brauch eine gruselige Hexengeschichte erzählt wird, damit sie sich um so eher fügt:

Zapp zapp ziepen,
Rohe, rohe Riepen (?),
Zeege (Ziege) leip (lief) den Barg henan.
Als sei weer herdolkam,
Kam en ole Hexe
Met en stumpen Meste,
Schneit af, beit af,
Haar af, Hut af,
Alles, wat daranne sat.
Is dei Pipe noch nich gar?
Ja, ja, nei, nei.

Wie in der schwäbischen Baar der eine „Wehrbub" dem andern zurief: „Wehri, wehri Schade" (wehre dem Schaden, halt das Vieh vom Acker fern) und ihm neckisch mit dem Zorn des Bauern drohte[3]), so höhnte in der Lüneburger Heide der Schäfer zum Kuhhirten hinüber:

Kohheer (Kuhhirte), Kohheer, Sleperjahn (Schlafjohann)!
Lät de Köh to Schoan (Schaden) gahn!

In Oberfranken[4]) aber tönte es, wenn die Tiere Zaun oder Hecke durchbrochen hatten, zum Hirten neckisch herüber:

---

[1]) Frau Steincke, Brackel (Kückesche Samml.). [2]) F. Alpers: Niederf. VIII, Nr. 15. [3]) E. H. Meyer, Volksk. S. 147. [4]) Bavaria III S. 329.

Hecka, Hecka hod 'n (= die Hecke hüten oder beachten)!
Alla faulla Hert'n hit'n Schod'n.

Ein stimmungsvolles Bild, der Hirt mit der Herde, stimmungsvoll, wenn in der Morgenfrühe der Hirte, von seiner Gemeindekate kommend, ins Horn stieß[1]) und die Stalltüren sich öffneten, stimmungsvoll, wenn es vor sinkender Sonne unter Peitschenknall heimwärts ging und die breitgestirnten Scharen die gewohnten Ställe suchten, stimmungsvoll selbst in der dumpfen, schwülen Zeit der Mittagsruhe, wenn die Hirten und Hütejungen der einzelnen Gegenden inmitten der weidenden oder ruhenden Tiere sich an schattiger Stelle, am rauschenden Quell ein Stelldichein gaben, die Neuigkeiten austauschten und sich an Messer- und Keulenspielen oder am Mühlespiel[2]) mit Haselstäben in den selbstgemachten Rillen der Grasnarbe ergötzten. Der Aufteilung der Gemeindeflur ist dann das gemeinsame Weiden und damit ein gutes Stück farbenfrischer, prächtiger Landpoesie zum Opfer gefallen[3]).

Der in diesem Kapitel geschilderte Austrieb der Herde, dessen Bräuche teilweise, wie z. B. das Quieken in der Grafschaft Mark, das Gepräge hohen Alters tragen, war vermutlich ursprünglich ein Teil der uralten, von Bauern und Hirten gemeinsam begangenen Maifeier, von der später zu sprechen sein wird.

Hier und da, z. B. im kurhessischen Treysa (E. H. Meyer, Volksk. 144), fiel mit dem Austriebstage die für das alte Gau-

[1]) Dem Tuten legte der Dorfwitz gern einen Text unter. So deutete man es im braunschweigischen Thune: „Tut, tut, tut! Lat de Käue rut! Ji Mäkens willt nich rut (wollt nicht aus dem Bett)", vgl. O. Schütte: Z. d. V. f. Volksk. XVI S. 84. [2]) Ein solches Mühlespiel war z. B. in der Umgegend von Lehrte (Provinz Hannover) üblich: mitgeteilt von Dr. Bödeker, Lehrte. [3]) Weiteres über Hirtenfeste in den Abschnitten „Maifeier und Pfingstzeit" und „Andere Feste".

und Gemeindeleben sehr wichtige **Grenzbegehung** zusammen, die in die altgermanische Zeit zurückreichende Sitte, die Flur im Beisein der Hirten zur Feststellung oder erneuten Einprägung der Grenzen jährlich im Frühjahr oder in einer andern Jahreszeit zu begehen. Das ist die alte „mark-leita" (Herumführung um die Grenze), eine anscheinend von kirchlicher Mitwirkung frei gebliebene[1]) Gemeindeangelegenheit, die sich an manchen Stellen bis heute oder doch bis in die letzten Jahrzehnte erhalten hat. Durch die Verkoppelung ist das Interesse an den Gemeindegrenzen, da die bisher eifersüchtig gegenüber den Nachbargemeinden gehütete Gemeindeweide aufgeteilt wurde, erheblich zurückgegangen.

In Hameln[2]) wird oder wurde die „Grenzbeziehung" kurz vor oder nach Michaelis, wenn die Felder frei sind, abgehalten. Wer von den mitgehenden Knaben nur einen Schritt auf nachbarliches Gebiet tat, erhielt nach altem Brauch eine schallende Ohrfeige, um sein Leben lang für den Lauf der Grenze als Zeuge dienen zu können; daran schloß sich der Grenzbeziehungsball. Osnabrück und das westfälische Brilon haben ihren „Schnatgang" (Grenzgang), das Städtchen Wetter bei Marburg i. H. seinen siebenjährlichen „Grenzbegang", Biedenkopf a. d. Lahn seinen in gleichem Zwischenraum stattfindenden „Grenzgang". Die Dorfgemarkungen von Hessel-Kassel mußten nach einer Verfügung von 1767 längstens alle sechs, die vom Hanauischen alle 20 Jahre, im Notfalle auch früher bezogen werden[3]). Zu Nienhagen im Kreise Celle[4]) findet noch all-

---

[1]) Einzelne Ausnahmen, wie z. B. die Dörfer am mittelfränkischen Hahnenkamm, wo der Herr Pfarrer die „Siebener" beim Grenzumritt zu Pferd begleitet (Bavaria III S. 975 f.), dürften die Regel nur bestätigen. [2]) Vgl. Pfannenschmid, S. 342 f. [3]) Frankf. Ztg. 1906, Nr. 231. [4]) Mitgeteilt von H. Dehning, Celle.

jährlich im Herbst das „Hachelfest", das Nachbleibsel eines alten Gaugerichts, der „Hagesprake", statt. Zum Braten des Ochsen liefert der Fiskus elf Faden Holz; der Umzug durch den Ort wird als der Rest einer früheren Grenzbegehung gedeutet. Die Gemeinde Borne im brandenburgischen Kreise Zauch-Belzig[1]) feierte das Fest des Grenzeziehens gemeinsam mit der Nachbargemeinde; die Familien der einen Gemeinde kamen auf geschmückten Wagen mit Weib und Kind zu der andern, die Festgeberin war. Wir stoßen auf Reste der alten Sitte ebenso in süddeutschen und schweizerischen Gegenden wie in der Nähe der deutschen Reichshauptstadt, wo 1874 der Kietzer Schulze Linsener den „Grenzenzug" von Köpenick[2]) leitete und dann jeden „Jungbürger" sechsmal pritschte, jedesmal mit einer Erläuterung, z. B. „Der erste Schlag ist für den König von Preußen", „der zweite für den Magistrat". Das Pritschen erinnert nicht nur an den alten Ritterschlag, sondern auch an die Rutenhiebe, die im Brandenburgischen[3]) — wie anderwärts die schon erwähnten Ohrfeigen — als „gesetzliche Grenzstreiche" ausgeteilt wurden.

Maifeier und Pfingstzeit.

Bei dem altgermanischen **Flurumgang**[4]), der von der vorher geschilderten Grenzbegehung zu trennen ist und einst, wie es scheint, einen Teil der Maifeier gebildet hat, zog die Ge-

[1]) Mitgeteilt von F. Glatow, Pasewalk. [2]) Tägl. Rundschau 1903. [3]) Z. B. in den Ortschaften Zellin und Closssow (Kreis Königsberg). Auch Frauen haben bisweilen, z. B. in Eberswalde, die Grenzstreiche erhalten. Vgl. R. Schmidt: Monatsbl. d. Touristenkl. f. Brandenb. XVI S. 62. [4]) Wir verweisen für das Folgende auf die trefflichen Darlegungen Pfannenschmids.

meinde mit dem Priester, einem Götterbild und Opfertieren um die Saatfelder, und der Priester flehte die Gottheit, in erster Linie vermutlich den Wettergott Donar, um Segen für die Flur und um Schutz vor Hagelwetter und anderem Wetterschaden. Daran schloß sich das Anzünden eines Feuers und ein Opfer mit einem Schmaus; die verglimmten Holzreste wurden in die Felder gesteckt und die Asche darüber gestreut.

Diese Sitte ist von der christlichen Kirche übernommen und umgebildet worden. Die Feier wurde auf den **Himmelfahrtstag**, einen Donnerstag (Donars Tag), gelegt und wird an vielen Stellen noch heute an diesem Tage gefeiert; anderwärts ist sie auf einen andern Tag gelegt worden. An die Stelle des Götterbildes trat ein Bild der Jungfrau Maria oder anderer Heiligen.

In den katholischen Gemeinden Schwabens hält man mit dem Kruzifix am Himmelfahrts- oder am Pfingstmontag den „Esch"- oder Flurgang. An vier Stellen wird Halt gemacht und vom Priester ein Stück aus allen vier Evangelien verlesen; er spricht den Wettersegen und besprengt Menschen, Tiere und Häuser mit Weihwasser. Bekannt ist der alljährlich am Freitag nach Himmelfahrt in dem württembergischen Weingarten stattfindende Blutritt, eine Flurprozession zu Pferde, bei der ein Tropfen vom Blute Christi, eine Reliquie der dortigen Benediktinerabtei, zum Segen des Korns vorangetragen wird. In Bayern und Franken zieht man am gleichen Tage, dem Schauerfreitag, mit dem Allerheiligsten um die Felder. Im westlichen Böhmen[1]) finden die Flur- und Bittprozessionen an drei Tagen des Mai, den Bitttagen, stellenweise aber unter dem Namen Schauseier (Schauerfeier) in der Johanniszeit

[1]) John S. 76 u. 87.

(am 26. Juni) statt. Hierher gehört auch der glänzendste Flurumzug, die **Fronleichnamsprozession**, ein Fest kirchlichen Ursprungs, das aber mit dem Volksleben und dem bäuerlichen Dasein innig verwachsen ist. Mit Böllerschüssen und Glockengeläut wird es eingeleitet, im Felde sind nach den vier Himmelsrichtungen Altäre errichtet, vor denen Gebete verrichtet werden, und unbescholtene und noch unverlobte Mädchen, die in dem Jahr sich weder verloben noch verheiraten dürfen, tragen das Marienbild [1]).

Von protestantischer Seite erhob sich früh Widerstand gegen die Flurumzüge. 1527 eifern die Prediger in Celle gegen die „hilligen Drachte" (heiligen Umhertragungen, Umzüge mit Reliquien oder Heiligenbildern) der Bauern und nennen sie „nicht geringe teken (Zeichen) des ungelovens". Aber die alte Sitte hat sich auch in den protestantischen Ländern noch mehrere Jahrhunderte erhalten. So zogen im Magdeburgischen, Braunschweigischen und Brandenburgischen die Prediger und Lehrer mit den Schulkindern singend und betend um die Felder, wofür die Bauern, nach dem Vorbild der heidnischen Opferspenden, bestimmte Abgaben entrichteten, z. B. im Magdeburgischen das „Segenkorn". Allmählich ist dann diese Art der Feier zu einem Erntebittgottesdienst, einer sogenannten **Hagelfeier** — übrigens eine auch in katholischen Gegenden bekannte Bezeichnung — umgebildet worden. Diese Hagelfeiern werden oft am 1. Mai, dem gefürchteten Tage der hagelbrauenden Hexen, abgehalten. Vielfach hat aber eine willkürliche Verlegung stattgefunden. Im südhannoverschen Kreise Alfeld z. B.[2]) sind solche Feiertage, außer dem 1. Mai, der Sonnabend nach Himmelfahrt (und

[1]) So im Kanton Glarus, vgl. E. Buß: Schweizer. Arch. f. Volkskunde IV S. 279. [2]) Nach amtlichen Berichten, übermittelt von Landrat Burchard, Alfeld.

zwar stellenweise mit sechsmaliger Wiederholung der Feier an jedem folgenden Sonnabend), der Freitag oder Montag nach Himmelfahrt, der Mittwoch oder Donnerstag nach Pfingsten, der Donnerstag nach Trinitatis, der 11., 13. oder 25. Mai (Urbanustag), der 5. Juni, der 2. oder 20. Juli, der Dienstag oder Sonnabend vor oder der Sonnabend nach Jakobi (25. Juli). Man feiert durch Gottesdienst und Arbeitseinstellung, die am Tage vorher 6 Uhr abends beginnt und bis zur gleichen Zeit am Feiertage währt. Früher waren in dem Kreise auch Spenden üblich: die Armen erhielten Geld oder Lebensmittel; in Langenholzen werden noch heute die Kinder am Hagelfeiertage mit Semmeln beschenkt. In Württemberg, so wenigstens in den Oberämtern Crailsheim und Gerabronn des Jagstkreises[1]), besteht die Sitte, daß am Hagelfeiertag kein Wagen über die Markung fahren darf. In Ruelisheim bei Mülhausen i. E.[2]) ist vom Frühjahr bis Herbst der erste Dienstag des Monats „Hagelfirtig": die Arbeit ruht, und am Morgen findet ein Gottesdienst im Dorfe oder eine kleine Wallfahrt nach einem Nachbardorf oder einer Feldkapelle statt.

Die in heidnischer Zeit mit den Flurumgängen verbundenen Feuer haben sich stellenweise lange erhalten; im Trierschen wurden 1787 die „Hagelfeuer" durch eine kurfürstliche Verordnung untersagt. Alte Opferfeuer (Hagelfeuer) sind vielleicht auch die Feuer, die man in der Schweiz in der Nacht vor der Uffart (Auffahrt Christi, Himmelfahrt) anzündet. In dieser Nacht besteigen die Schweizer gern einen benachbarten Berg[3]), um von dort den Sonnenaufgang zu beobachten, denn die Sonne schlägt nach dem Volksglauben an diesem Tage drei Purzel-

[1]) Mitteilung des Dr. F. Hertlein, Heidenheim a. B. [2]) Mitgeteilt von Vikar L. A. Ritter, Türkheim. [3]) Gottfried Keßler: Köln. Volksztg. 1903.

bäume: so ziehen die Aargäuer zur Gislifluh, wo sie ein Festfeuer anzünden, Essen kochen und sich im Tanze schwingen. In mehreren Gegenden Deutschlands suchen in derselben Nacht die Mädchen scharenweise nach gewissen heilbringenden Kräutern: so pflückt die Harzerin schweigend den Allermannsharnisch (Bergalraun), der die Eigenschaft hat, ihr in Kürze zu einem Bräutigam zu verhelfen. In Schwaben[1]) pflückt man die Himmelfahrtsblümlein (Mausörlein): zu Kränzlein gewunden und im Stall aufgehängt, schützen sie Haus und Vieh vor Blitzgefahr.

In einigen Schweizer Orten[2]), in Schwyz, Steinen und stellenweise im Luzernischen und Freiburgischen, wird die Himmelfahrt Christi der Jugend noch heute bildlich vorgeführt, eine ähnlich am Brenner und früher auch in Schlesien nachweisbare Sitte. Kleine Kinder, vielfach noch zur Kirche getragen, schmücken eine Christusgestalt mit Blumen und Kränzen, dann wird diese emporgezogen, und, während sie in einer Öffnung des Gewölbes verschwindet und die Kinder staunend nachblicken, regnet es Nüsse und Backwerk. Die Erwachsenen aber beobachten, nach welcher Himmelsgegend der schwebende Heiland den Blick wendet: aus ihr kommen in dem Jahr die Gewitter.

Eine ähnliche Erinnerung an den Wettergott Donar, wie in dem zuletzt angeführten Volksglauben, lebte um 1830 auch noch in dem in Waldeck[3]) üblichen Eichhörnchenjagen. Dort zog man im Amte Eisenberg am Himmelfahrtstage in die Tannenwälder, um diese dem Donar heiligen Tiere zu jagen. Noch länger hat sich diese Jagd in einigen Harzdörfern gehalten. —

Der Mai kommt ins Land und mit ihm Pfingsten, das liebliche Fest, wo es in Feld und Wald und drinnen im Menschen-

---

[1]) Birlinger I, S. 388. [2]) Gottfried Keßler: Sohnreys Dfztg. 1904, Nr. 19. [3]) F. Curtze, Volksüberl. a. Waldeck, S. 441.

herzen grünt und blüht und klingt. Schon Walther von der Vogelweide meint, daß der Mai „zouber künne", und diesen Zauber hat er von jeher auf das deutsche Gemüt ausgeübt, schon auf die Hirten und Bauern des heidnischen Deutschlands. Die in großer Fülle überlieferten und vielfach noch heute begangenen Mai- und Pfingstfeiern weisen deutlich auf eine altgermanische **Maifeier** zurück; späterhin sind die Überreste dieser Feier vielfach auf das Pfingstfest gelegt worden.

In diesen Kreis gehört auch der **Hexenritt** in der Walpurgisnacht zum Opfer und Tanz auf dem Blocksberg oder andern hochgelegenen Bergen, eine Vorstellung, die mit alten, an hohen Stätten in der heiligen Zeit um Walpurgis dargebrachten Opfern in Verbindung steht. Die „Hexen", d. h. Hagfrevlerinnen, sind in diesen Nächten, besonders in der Nacht vor dem Maitage, den später die Kirche der heiligen Glaubensverkünderin Walpurga gab, losgelassen und treiben, durch die Frühjahrslüfte dahinjagend, ihr Unwesen. Durch das Kreuzzeichen an den Türen, vor die Schwelle gelegte Rasenstücke, durch Peitschenknallen oder Schießen, durch verkehrt in den Düngerhaufen gesteckte Besen, durch Besprengen der Tür mit Weihwasser schützt man sich vor ihnen. Im Vogtlande[1]), wo schon in alter Zeit die Sorben mit brennenden Besen zur Verscheuchung der Hexen auszogen, begehen heute noch vielerwärts am Walpurgisabend die Kinder, mit Kuhhörnern ausgerüstet, das „Besenbrinn" (Besenbrennen). Schon Monate vorher sammelt die Jugend die alten Besen, und mit Feuereifer tummeln sich die Kleinen, die Besen in die Flammen tauchend und in der Luft schwingend, um die lodernden Feuer. Auch im schlesischen Kreise Hoyerswerda und im Isergebirge entzündet man

[1]) Aus aller Welt 1908, Nr. 20, vgl. Köhler, Vogtland S. 182.

noch solche mit Besenschwingen verbundene Walpurgisfeuer. In einigen kleinen Städten Brandenburgs fand bis in die neuere Zeit das „Hexenreiten" statt. Die Jugend jagte lärmend einen als Hexe verkleideten, auf einem Besen reitenden Knaben zum Ort hinaus.

Aber das Opferfest war nur ein Teil der alten Maifeier. Während oben auf der Opferstätte oft noch der Schnee lag, prangte unten in den Wäldern neben den Kiefern und Tannen bereits die Birke und vielleicht auch schon die Linde im neuen Grün. Das führt zu einem andern Teil der Feier, dem Einholen und der Errichtung des Maibaums im Dorfe, ein alter deutsch-skandinavischer und noch in andern Gegenden verbreiteter Brauch. Ursprünglich verehrte man bestimmte Bäume des Waldes und die sommerliche Gottheit, der sie heilig waren, an Ort und Stelle, erst eine spätere Zeit holte die Bäume, denen sie aber immer noch eine segenspendende Kraft beilegte, aus dem Walde ins Dorf.

In Bayern wurde dieses „wohl zu gönnende Vergnügen" im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Landvolk durch eine Regierungsverfügung für den 1. Mai ausdrücklich wieder freigegeben. Für die allemannischen Gegenden bezeugt schon ein Ausspruch Geilers von Kaysersberg die Sitte, „Maien und Bäume aufzurichten" und „vor die Häuser der Liebgehabten zu stecken". Bei Bremen[1]) pflanzen die Burschen den Mädchen am Abend vor Pfingsten eine schöne Birke vors Fenster; am Pfingsttage wird sie begossen, und die so geehrten Mädchen geben den Burschen ein Trinkgeld. In der Lüneburger Heide[2]) — so in Hanstedt, Kreis Winsen — grub man in der Nacht

[1]) Mitteilung von J. Blanke, Hurfeld. [2]) Familie Steincke in Brackel, Kreis Winsen (Kückesche Sammlung).

vor Pfingsten einen „Pings=bom", eine bis auf die Krone weißgemachte Tanne, vor einer Tür ein, am liebsten vor der eines Gastwirtes; erst neuerdings ist die Birke mehr an die Stelle getreten. In andern lüneburgischen Dörfern wurde der Baum nicht eingegraben, sondern, offenbar eine Abänderung späterer Zeit, umhergetragen. So zogen in Arendorf, Kreis Ülzen, die Schulmädchen am Pfingsttage mit einer geschmückten Tanne, die in der Spitze einen an den Wetterhahn des schwedischen Johannisbaums erinnernden künstlichen Hahn[1]) trug, unter dem Absingen von Liedern und Chorälen von Haus zu Haus. Beim anhaltischen „Pfingstgelag"[2]) kennt man außer der bändergeschmückten, auf einem freien Platz errichteten Birke, der „Pfingstmaie", noch eine aus Tannen= oder Laubzweigen hergestellte Laube, in der getanzt wird. Auch das Rosenbaumfest in den Dörfern des brandenburgischen Kreises Beeskow=Storkow[3]) mag hier Erwähnung finden, obwohl mehreres bei ihm auf eine frühere Kirmesfeier deutet. Es wird von Trinitatis bis zum Anfang der Ernte gefeiert, an dem einen Sonntag in diesem Dorf, an dem andern in jenem. Auch die Jugend der Nachbardörfer ist zu Gast geladen. Die Burschen errichten eine schon im Herbst gefällte und abgeschälte und nunmehr mit Gewinden, Kränzen und einer Blumenkrone geschmückte Fichte; ein Fähnchen des Baumes trägt die Aufschrift „Es lebe die Jugend!" Man tanzt um den Baum, gewöhnlich mit einem Fähnchen in der Hand, und setzt abends die Feier im Kruge fort. Die Tänzerinnen erhalten den Baumschmuck, die Tänzer zerschneiden den Baum und verteilen seine Zweige unter sich; stellenweise läßt man dagegen den Baum das ganze

[1]) Kück, Der Hahn im Lüneburger Volksbrauch: Lüneburger Museumsblätter Heft 5 (1908). [2]) Nach Sohnreys Dfztg. 1904, Nr. 31. [3]) Mitteilung von Fr. Bamberg, Rogösen.

Jahr stehen. Im braunschweigischen Amt Salder[1]) ist der Maibaum ein mit jungem Birkenlaub geschmückter Pfahl; um ihn wurden früher Reigen getanzt. Am Pfingstmorgen warf man einen mit Stroh umwickelten Baum, ein Sinnbild des Winters, ins Wasser. Weitverbreitet ist im Braunschweigischen die Sitte, daß die Burschen in der Nacht den unbescholtenen und verehrten Mädchen Birkenbäume oder Birkenzweige vor die Tür stellen, dagegen den in schlechtem Leumund stehenden eine Strohpuppe oder ein Bündel aus Dornenzweigen. In Westfalen[2]) bekommen diese einen verdorrten Maibaum, einen Dornbusch, eine trockene Kiefer oder einen mit leeren Eiern geschmückten Baum. Die Tugend grünt wie ein frischbelaubter Baum; wo sie aber fehlt, da vertrocknet und verdorrt der Baum: das ist der Sinn des Brauches. In Questenberg am Harz[3]) fällte man die größte Eiche des Waldes: am dritten Feiertag vor Sonnenaufgang wurde der seiner Äste beraubte Stamm unter dem Jubel der Zuschauer den hohen Questenberg hinaufgewälzt und dort aufgerichtet, um eine Reihe von Jahren stehen zu bleiben. In der Spitze wurde ein großer Kranz aus grünen Birkenreisern befestigt, den man alljährlich erneuerte. An diesen Vorgang schloß sich in noch älterer Zeit ein Nachmittagsgottesdienst, zu dem die bewaffnete Mannschaft den Prediger mit einer Ehrensalve abholte, und dann begann der Tanz. In der nordthüringischen Grafschaft Hohenstein[4]) wurde der „Pfingsttanz" bei der Dorflinde gehalten, um die ein Tanzboden gelegt war. Der „Pfingstbursche" machte vor Pfingsten mit einigen Freunden seiner Erwählten einen Besuch und trug nach einer Bewirtung den Eltern seine Bitte vor,

[1]) E. Witte: Jahrb. f. Volks- und Jugendsp. VI S. 40, Andree S. 345. [2]) Sartori, a. a. O. S. 27. [3]) Reimann S. 249 f. [4]) Mitteilung des Pfarrers H. Schütze, Hausömmern bei Tennstedt.

ihm die Tochter als „Pfingstmädchen" zu geben. Dann wurde die Tochter gefragt. War er willkommen, so setzte er dem Mädchen in der Nacht eine „Pfingstmaie", und sie backte eine schöne „Pfingstbrezel", bei der Rosinen, Butter und Zucker nicht gespart wurden. Am zweiten Pfingsttag schritt jedes Paar, von Musik empfangen, zum Anger empor und zweimal um die Linde, um sich dann in die benachbarte, aus Buchenzweigen erbaute Pfingstlaube zu begeben, wo sich die Jugend ordnete. Dann begann der Tanz um die Linde, der, von Schmausereien unterbrochen, bis tief in die Maiennacht währte. Am dritten Pfingsttage wurde der Tanz, nachdem ein Paar die übrigen bewirtet hatte, fortgesetzt, und am Sonntag darauf verzehrte man die in einer Lade aufbewahrten Pfingstbrezeln bei einem gemeinsamen Kränzchen. Die beliebten Mädchen[1]) werden im Thüringischen durch einen Maibaum geehrt, die andern bekommen einen dürren Baum mit alten Lappen oder einen Strohmann in zerrissenen Kleidern, auch wohl den uns schon bekannten Dornbusch. Im thüringischen Burkersdorf bei Schwarzburg[2]) tanzt man am zweiten Pfingsttag um die „Pfingsttanne" (Weiß- oder Edeltanne), die alle zwei Jahre von jung und alt mit zwei bändergeschmückten Pferden oder Ochsen unter Musik aus dem Forstbezirk Schwarzburg geholt und beim Schulhaus aufgestellt wird. Im Oberlahnkreis[3]) setzte der Bursche der Angebeteten einen Maibaum, sobald die ersten Birken grün waren; häufig führte diese stille Verehrung zur Verlobung, dem „Winkuff" (Weinkauf) oder „Handschlag".

Während so das Holen des Maibaums aus dem Walde in das Dorf die Regel ist, feiert man stellenweise in mittel-

[1]) E. Glaser: Nordhäuser Courier 1891, Nr. 16. [2]) Nach Sohnreys Dfztg. 1905, Nr. 25. [3]) Mitteilung des Hauptlehrers Höhler, Münster bei Villmar.

rheinischen Gegenden[1]) am Pfingstsonntag noch im Walde selbst. Dieses Fest heißt die „Waldfahrt". Die Ortsbewohner scharen sich auf einer Waldwiese, auf mitgenommenen Öfen werden Kuchen gebacken, und man singt, spielt und schmaust nach Herzenslust im Grünen.

Der Maibaum und der Maibusch, dieser schöne Pfingstschmuck des Dorfes, schmückt seit Jahrhunderten an vielen Stellen auch die Kirche, entsprechend der Mahnung des Psalmisten, das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars zu schmücken. Auch die Städte haben schon früh die alte Landsitte übernommen. So wurde im 18. Jahrhundert von der Stadt Hildesheim[2]) ein vierspänniger Wagen mit militärischer Begleitung entsandt, um den von den „Holzerben" aus sieben Dörfern gehauenen Mai in die Stadt zu führen.

Die Maien brachten auch dem Vieh Glück und Gedeihen. So war es — nach Nork — schwäbische Sitte, auf die Miststätte kleine Maien oder Tannen zu stecken. Von der aufgehenden Pfingstsonne beschienen, schirmten, wie das Volk meinte, jene die Rinder, diese die Pferde.

Die uns in der Grafschaft Hohenstein begegnete Sitte, daß der Pfingstbursche sich sein Pfingstmädchen erwählt, ist wohl ein Rest der vorzugsweise für den Mittelrhein und Hessen bezeugten, heute mehr und mehr absterbenden Sitte des **Mailehens**, die vielleicht auf gewisse Bräuche des ritterlichen Minnedienstes zurückgeht. Es handelt sich dabei um eine Versteigerung der einzelnen Mädchen an die Burschen oder um ein Zusammengeben der einzelnen Paare für die Dauer eines Jahres, für gewöhnlich am 1. Mai. Der Brauch ist aber nicht fest an

---

[1]) R. Reichhardt: Sohnreys Dfztg. 1903, Nr. 22. [2]) Pabst, Maigraf S. 41.

diese Zeit gebunden; auch vor der Kirchweihe wurden oder werden die Paare zusammengebracht, ebenso in der Fastenzeit, wofür auf das über den Kelbraer Liebesmarkt und das Ritterfest zu Laisa (S. 88) Bemerkte verwiesen sei. Das Mädchen, das dem Burschen als Mailehen zugesprochen wird, ist seine Tänzerin bei allen Festen und tritt unter seinen besonderen Schutz. Ein ehrbarer Lebenswandel ist die Voraussetzung dieses durchaus einwandfreien Verhältnisses. Das „Lehnausrufen" ging beispielsweise in manchen Dörfern der Eifel[1]) folgendermaßen vor sich: Die Schönste wurde ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen, dann die andern. Die Mädchen, auf die nicht geboten wurde, stellte man zurück; sie kamen zu dem „Rummel", dem Ausschuß. Zuletzt ließ ein Bursche sich den Rummel in Bausch und Bogen zuschlagen[2]). Die einkommenden Gelder deckten die Unkosten der Vergnügungen. In den sich gegenüberliegenden Saardörfern Mettlach und Keuchingen wurden die Paare nach einer schon vorher festgestellten Liste abends über die Saar hin, unter loderndem Teertonnenfeuer und dem hundertstimmigen Beifall der andern Seite, ausgerufen: das geschah aber schon am zweiten Sonntag vor der Fastnacht, diese sah die Paare bereits im Tanzsaal.

Dem Mailehen verwandt ist das für den Harz bezeugte[3]) „Maienbrautsuchen". Bei diesem Spiel, das die Bewohner von Ellrich am Pfingstmorgen auf einem Bergrücken bei der Ruine Walkenried spielten, bildeten die Mädchen, einen Maienbusch tragend, einen Kreis um die Junggesellen, denen die

---

[1]) Heinrich Nießen: Z. f. rhein.- und westf. Vk. IV S. 64 und 65.
[2]) Ähnlich werden in der Umgegend von Gießen bei der Versteigerung vor der Kirmeß die übrig gebliebenen Mädchen im Ramsch für einige Pfennige dem Meistbietenden zugeschlagen: O. Schulte, Hess. Bl. f. Volksk. I S. 74. [3]) G. Schmidt: Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 20.

Augen verbunden waren. Wer nun einen Maienbusch erhaschte, bekam die Betreffende zur Maienbraut. Er tanzte mit ihr um den Maibaum, setzte ihr den eroberten Maienbusch vor die Tür „und war während des ganzen Jahres bis zum nächsten Pfingstfest bei allen Gelegenheiten ihr Ritter". Ein Versteckspiel, bei dem die Maibraut und zugleich der Maikönig gesucht werden, kennt man in den Dörfern bei Halle[1]). Ein Bursche und ein Mädchen haben sich im Walde versteckt; das ganze Dorf sucht sie, und mit Musik geht es nach dem Auffinden heimwärts. In den westfälischen Dörfern Wehdem und Oppendorf[2]) wählten am Sonntag vor oder nach Pfingsten zwei Jünglinge sich je eine „Braut"; die Bräute mußten sich verstecken. Bei der Auffindung wehrten sie sich zunächst und vergossen Tränen. Dann aber folgte als versöhnender Abschluß ein Tanzvergnügen der beiden festlich geschmückten Paare und der übrigen Dorfjugend.

Früher genoß die **Maibraut**, das ländliche Gegenbild zu der Maigräfin der prunkvollen städtischen Maifeste, stellenweise besondere Verehrung. Die Burschen und Mädchen huldigten ihr und schmückten sie[3]). Später fanden die Erwachsenen an dem Küren und Herumführen der bekränzten oder sonst eigenartig ausgeputzten Gestalt, die — ebenso wie der Maikönig — das frisch erwachte Leben der Natur andeuten sollte, wohl keinen rechten Gefallen mehr, und nun nahm die junge Welt sich des Brauches und des damit verbundenen Gabenheischens, in dem man den Rest eines alten Opfers für die Gottheit vermuten darf, mit Eifer an. Aber auch in den Kreisen der Kinder ist die Sitte bereits an vielen Stellen in Vergessenheit geraten.

---

[1]) E. Glaser, a. a. O. [2]) Sartori, a. a. O. S. 29. [3]) So behauptet Montanus S. 29 f., wie es scheint, mit Bezug auf das Bergische.

Zu Wittenheim im elsässischen Kreis Mülhausen[1]) führten die Mädchen bis etwa 1850 am 1. Mai eine mit Maien und Blumen bekränzte Freundin von Haus zu Haus und sangen:

Der Mai, der Mai, der kunt a (kommt an)
Ues eme griäne Wald üse.
So fahrt der Mai in d' Rose.
Wenn Ihr uns kai Eier wann ga (wollt geben),
Müas I (Euch) der Iltis de Hiahner na (nehmen).
Wenn Ihr uns kai Mahl (Mehl) wann ga,
Müas I der Miller 's halwe na.
Wenn Ihr uns kai El (Öl) wann ga,
Derf I der Acker kai Lewat (Raps) me ga.
Wenn Ihr uns kai Milch wann ga,
Müas I d' Küäh kai Milch me ga.

Stellenweise hieß im Elsaß dieses Mädchen das Maie-reefele (Mairöslein). In andern elsässischen Orten gingen die Mädchen mit einem geschmückten Tannenbaum oder Maien umher. Besonders in niederdeutschen Gegenden tritt uns die „Maibraut" entgegen. So führen noch heute zu Westerbeck im südlichen Lüneburg am zweiten Pfingsttage die mit Blumen geschmückten Schulmädchen die bekränzte „Maibraut" durchs Dorf und singen[2]):

Wir wollten vor den Himmel gehn
Und wollten so schöne singen:
Wir singen den Namen Herrn Jesu Christ,
Wir singen mit heller Stimme.
Und als wir vor den Himmel kam'n,
Da fragten sie, wer da wäre.
„Hier ist eine hübsche Jungfrau fein,
Die sähe Gott den Herrn so gerne!"

---

[1]) B. Stehle: Jahrb. f. Gesch., Spr. u. Lit. Els.-Lothr. XII S. 196. [2]) Mitgeteilt von G. Wrede in Gamsen, vgl. Kück, Bauernleben S. 41.

„Ach hübsche, schöne Jungfer sein,
Der liebe Gott läßt sie fragen,
Ob sie den Namen Herrn Jesu Christ
In ihrem Herzen trage".
Sie trägt ihn wohl ins Herz hinein,
Auch wohl in ihrem Sinne.
„Kommt her, ihr Engel, allzugleich,
Empfangt sie als Königsgesinde".
Sie legten ihr um ein weißes Tuch
Und setzten ihr auf eine Krone.
Und wollt ihr Gottes Dienerin sein,
So schenkt uns Gotteslohne!

Dasselbe alte Lied, in etwas abweichender Form, singen nach Andree im braunschweigischen Wendschott die Maibraut und ihre Genossinnen. In den Dörfern zwischen der Wartburg und dem Inselsberg[1]) tanzt die in Laub gehüllte Pfingstbraut, gewöhnlich das älteste Schulmädchen, unter Gesang mit einem Mädchen aus jedem Hause; der Umzug beginnt beim Tagesgrauen des dritten Pfingsttages. Das Fest heißt „der Laubkönig", eine Erinnerung daran, daß früher auch die männliche Jugend einen Vertreter des Frühlings herumführte. Im thüringischen Ruhla[2]) hüllen die Kinder, sobald der Wald zu grünen anhebt, eins von ihnen als „Laubmännchen" rings in Zweige, so daß nur die Schuhe sichtbar bleiben. Dann geht es ins Dorf zurück. Im Gänsemarsch, einander anfassend, hüpfen sie nach einer alten Springermelodie und singen zum Tanze:

Blakohl (Blau-, Braunkohl), Blakohl sein die besten Pflanzen.
Wenn das Mädchen gessen hat, hebt es an zu tanzen.
Tanz, Mädchen, tanz! | Wär'n sie auch zerrissen,
Die Schuhe sein noch ganz. | So tanz'st du auf den Füßen.

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1904, Nr. 22. [2]) Reimann S. 160. Vgl. Böhme, Kinderl. Nr. 1635a und Gesch. des Tanzes II S. 191.

Die Knaben ziehen in den S. 118/9 genannten ostfälischen Gegenden, nämlich im Südlüneburgischen und Braunschweigischen, mit dem wie ein Riese seine Umgebung überragenden „Fischermeier" oder „Füstje-meier" herum[1]). Alljährlich wird für diesen aus belaubten Buchen- und Birkenreisern mit Hülse von Weiden- oder Lindenbast, der seit Himmelfahrt, um geschmeidig zu werden, im Wasser gelegen hat, ein eigenartiges, vom Kopf bis zu den Füßen reichendes Gewand hergestellt. Den Kopf bedeckt eine „blumengeschmückte Krone", an der stellenweise noch ein drei Fuß langes, mit Blumen, Bändern und Hahnenfedern verziertes hölzernes Kreuz befestigt ist; in der Hand trägt er einen Holzfäbel. Der geleitende Chor der Knaben bittet in einem Lied um Eier und lange Würste für den Fischermeier:

Gewen Sei üsch (uns) de langen
Un laten de korten hangen!

Der Name des Fischermeiers wird geheim gehalten. Hier und da führt er, während das Lied erklingt, einen zum Lachen reizenden Tanz auf. Auch sonst fehlt es an komischen Zwischenfällen nicht: so werden im Kreise Gifhorn zwei Fibelschützen nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes geschickt, um eine Zaunschere zum Abstutzen des Laubgewandes zu holen. Dort übergibt man den Arglosen eine mit Ziegelsteinen beschwerte Kiepe, in der angeblich die Schere verpackt ist.

In Rätzlingen (Altmark)[2]) gehen die Knaben am zweiten Pfingsttag mit dem „Fießmai", die Mädchen mit der „Maibrut" um. Im Innern des bienenkorbgroßen Gestells, das der Fießmai, ein stämmiger Knecht oder Handwerksgeselle, trägt,

[1]) Andree S. 347, Kück S. 41 f., Mitteilung von H. Grußendorf in Dannenbüttel, Kreis Gifhorn. Andree S. 351 vermutet Zusammenhang von „Füstje-meier" mit Fiest (crepitus ventris). [2]) R. Leppien: Sohnreys Dfztg. X, Nr. 20 und 21.

sind mehrere Schafglocken angebracht; jedesmal, bevor die Knaben ihr Lied beginnen, schüttelt er sich, so daß die Glocken ertönen; gleichzeitig klingeln seine Leiter („Leiers").

Der laubumhüllte Pfingstknabe ist das ländliche Gegenstück[1]) zu dem städtischen „Maikönig" oder „Maigrafen", der im „Mairitt", mit dem Maikranz geschmückt, seinen glanzvollen Einzug hielt und den Mai mit sich brachte. An mehreren Stellen, z. B. im hannoverschen Kreise Gifhorn, nennt man ihn ebenfalls „Maikönig", anderwärts ist der „Pfingstkönig" an seine Stelle getreten. Auch an den thüringischen „Laubkönig" (S. 119) sei erinnert. In der Umgegend Lüneburgs, wo der ausstaffierte Knabe eine über den Kopf gestülpte bienenkorb- oder glockenähnliche Verhüllung aus Birkenreisern trug, hieß er der „Pingskar"[2]), eigentlich der „Pfingst-korb" (mnd. kare = Korb), eine offenbar ursprünglich der Verhüllung geltende Bezeichnung. Ihm gingen mehrere „Klapper" voran, die mit den Peitschen knallten, um den Winter zu verscheuchen. Die „Dreck-klopper" reinigten die Straße, die „To-släper" schleppten Büsche heran und breiteten sie auf den Wegen aus, die „To-proster", die Schnapsflasche[3]) und Glas trugen, schenkten in den Häusern eins ein; unmittelbare Begleiter des Pings-kar waren die beiden

---

[1]) Daß das flache Land auch hier, bei dem Pfingstknaben und der Maibraut, den glänzenden städtischen Festen gegenüber die alten Überlieferungen am getreuesten bewahrt hat, bedarf kaum des Hinweises. Von den bäuerlichen Maibräuchen in Dänemark (Pabst, Maigraf S. 64 ff.) gilt dasselbe. [2]) Mitteilung von A. Bergmann in Boltersen, vgl. Kück S. 40. [3]) Die Schnapsflasche spielte auch eine große Rolle beim Pfingstumzug in Bischhausen bei Göttingen, über den noch Folgendes bemerkt sei: Der Träger des Korbes für die Gaben wurde vor Pfingsten durch einen Wettlauf bestimmt: der schlechteste Läufer hatte das Amt. Die umziehenden Jungen, d. h. nur die Söhne der Pferdebesitzer, hatten das Recht, die Gänse, die sich an dem Tage nach dem Pfingstanger verirrten, zu pfänden, und sie gaben diese nur gegen Pfandgeld zurück. (Mitteilung von Fr. Diedrich, Bremke.)

mit Spießen versehenen „Pon-spetter" (mnd. spet = Stange, punte = Spitze). In einigen Dörfern derselben Gegend nahe der deutsch-slawischen Grenze trug die Verhüllung einen Hahn, stellenweise, z. B. in Embsen, mit einem Kreuz darunter: hier liegt es nahe, an wendischen Einfluß zu denken[1]). In Großvargula an der Unstrut, wo noch im 19. Jahrhundert die erwachsenen Burschen die Veranstalter waren[2]), trug der zu Pferde sitzende „Graskönig" eine hohe hühnerkorbähnliche Pyramide aus Pappelzweigen, deren oberer, mit einer Fahne besteckter Teil, die Krone, aus Blumen bestand. Die Krone erhielt zum Schluß der Amtmann; die Zweige brachten, auf Leinäcker gesteckt, dem Flachs Gedeihen. In der Umgegend Triers[3]) wird vor Pfingsten von den Knaben aus 32 Stöcken ein rundes Holzgestell, der „Bock", hergestellt und mit grünen Zweigen und Blumen beflochten; oben darauf kommt ein mit Bändern geschmücktes Tannenbäumchen. Das Ganze heißt der „Quak". In der Frühe des Pfingstmontags machen die Knaben sich Schalmeien im Walde; dann geht es zurück: man weckt die Leute und zeigt ihnen den einem Knaben übergestülpten Quak, um später Eier, Mehl und Speck für einen Eierkuchen zu sammeln. Im rheinpfälzischen Oberarnbach[4]) ist „Quack" die Bezeichnung eines verkleideten Burschen. Dort umtraben die Burschen in der Frühe des zweiten Pfingsttages dreimal die in der Mitte jedes Hofes liegende Düngerstätte unter dem Singen des „Quackliedes":

Quack, Quack, oben'naus
Hab die blodde Vögel aus[5]),

---

[1]) Vgl. Kück in dem S. 112 angeführten Aufsatz. [2]) Reimann S. 157 f. [3]) Mitteilung von Nikolaus Ulrich, Dörrenbach bei St. Wendel. [4]) Mitteilung von L. Zimmer daselbst. [5]) = heb' nach oben zu die bloßen (ungefiederten) Vögel aus. Ein ähnliches elsässisches Pfingstquacklied (Böhme Nr. 1642) sagt vollständiger: „Heb' ingen-uß (von unten aus), heb' owen-uß!"

Die blodde, wie die blinne,
Der Quack, der soll se schinne!
Ri, ra, ro.
Heut übers Johr
Sinn mer wider do.

Die Knaben folgen, auf Stecken reitend, die Mädchen lachen und schreien. Der an der Spitze trabende „Quack" trägt einen Kranz von Frühlingsblumen. Dem Umritt folgt das Einsammeln von Gaben und ein Gelage.

In der Gegend von Lahr in Baden[1]) wird am Pfingstmontag außer einem in grüne Buchenzweige geschnürten Knaben ein in Stroh gehüllter herumgeführt. Jener heißt der „Pfingschddreckkopp". Vor jedem Haus wird gerufen:

Pfingschddreckkopp,
Mi Vadder isch e Schwob,
Mi Mueter isch e Kuchifrau (Köchin),
Was sie kocht, des ißt sie au.
Sie kocht e ganzer Haffe voll,
Gitt (gibt) mer nur e Gawel voll,
Sie kocht e ganzer Kessel voll,
Gitt mer nur e Leffel voll.
Pfingschddreckkopp,
Mi Vadder isch e Schwob.

In Bayern, besonders im Isarland, und in Württemberg ward und wird stellenweise noch heute alljährlich oder alle drei oder fünf Jahre am Pfingstmontag von der erwachsenen Jugend der Wasservogel gebadet[2]). Eine in Laub oder Binsen und

[1]) Mitteilung von Kornelie Maas, Laufen. Im Schwäbischen heißt der Pfingstbursche ähnlich der „Pfingstdreck", nach Birlinger (II S. 105) eine Entstellung aus Pfingst-recke (?), im württembergischen Oberamt Welzheim der „Pfingstlümmel". [2]) Sohnreys Dfztg. 1903, Nr. 22. Ferner: „Der Wasservogel werdt badt", ebd. 1906, Nr. 22; Bavaria I S. 375f.; Böhme, Kinderl. Nr. 1646.

Heidekraut gehüllte, auch wohl eine schauerliche Maske aus Baumrinde tragende Gestalt reitet auf geschmücktem Pferd durchs Dorf; früher nahm man gern den zuletzt beim Frühgottesdienst erschienenen Knecht dazu. Schmucke Burschen geben ihm, dem „Pfingstl", auch „Pfingstlümmel" genannt, auf aufgeputzten schönen Rossen und in der bunten, schmucken Festtracht der Gegend das Geleit. Nach dem Einsammeln von allerlei Gaben, woraus sich ihre in Oberbayern gebräuchliche Benennung „Santrigelbuben" (von „sam-tregel" = Zusammentragen, Kollekte) erklärt, geht es im muntern Trab, früher unter Absingung eines Liedes, zu einem Teich. Hier wird nun die vermummte Gestalt — an andern Stellen nicht sie selbst, sondern der „Vogelhans", eine von ihr getragene Strohpuppe, die ebenfalls in Laub oder Schilf gehüllt ist und „in ein vogelartiges Ungetüm mit langem Schwanenhals und hölzernem Schnabel ausläuft" — ins Wasser geworfen. Nach diesem Bade, einem alten, zum Segen von Flur und Gras geübten Regenzauber[1]), geht es im Galopp heimwärts und dann zu Schmaus und Tanz. Wer beim Verlosen den Vogelhans bekommt, ist König; der Schnabel schützt, an den First des Stalles genagelt, vor Blitz und Feuer.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die angeführten Bräuche des Gabenheischens einst zum großen Teil in engem Zusammenhang mit dem Hirtenleben der verschiedenen Gegenden standen, daß insbesondere der herumgeführte Knabe oder Bursche oft auf Grund eines Wettaustriebs für seine Rolle bestimmt wurde. Einige Beispiele hierfür sollen weiter unten

[1]) Eine andere Erklärung (vgl. Land VII S. 301) knüpft an den Volksglauben an, daß bestimmte Flüsse jährlich ein Menschenopfer fordern: zur Ablösung dieses Menschenopfers sei ursprünglich das Vogelopfer bestimmt gewesen.

in Verbindung mit den Hirtenbräuchen des Pfingstfestes angeführt werden.

Stellenweise fehlt nun aber die an den Mai erinnernde Gestalt ganz, oder sie ist wohl vielmehr in Vergessenheit geraten und nur das Gabenheischen geblieben. So anscheinend in Altenrath am Sieg[1]), wo am Pfingstabend auf den Gehöften von den Burschen das folgende nachweisbar alte Pfingstlied gesungen wird:

Vorsänger:
Wir sind gekommen an diesen Ort,

Chor:
Feierrosen, Blümelein![2])

Vorsänger:
Schläft die Frau, dann weck sie doch!

Chor:
Feierrosen, Blümelein, wacker ist das Mägdelein!
Wir sind gekommen an diesen Stein.
Gat (Gebt) os och e Pingsei (Pfingstei), schlommer (schlagen wir) in de Pann entzwei.
Loft ens (einmal) op de Lofstall (Scheune), lien de Eier överall.
Fölt (Fühlt) ens en dat Eierfaß, werden öch och de Häng (Hände) net naß! . . . .
Lot os net länger stahn, mer han weit un breit zu gohn.
Mer wollen heut bis an den Rhein, morgen müssen mer dröver sein.
Mer wollen heut bis an die Wupper, morgen müssen mer dröver huppen.
Der Bur es en gode Mann, git os, wat e gäve kann.
Mer don os och bedanke, jetz sprenge mer över de Planke.
Dat Pingsten dat hätt got gegange, mer wönschen öch en gode Nacht.

In Mecklenburg[3]) war es früher Pfingstbrauch, daß mehrere Knaben mit Hilfe einer über den Weg gespannten Schnur

[1]) R. Reichhardt a. a. O. [2]) Vielmehr „Fein Rosenblümelein", wie es in einem ähnlichen Lied aus dem Regierungsbezirk Köln bei Böhme, Kinderl. Nr. 1649 heißt. [3]) Bartsch II S. 276.

und unter Aufsagen eines Sprüchleins die Vorbeikommenden „snerten" (schnürten, um eine Gabe ersuchten).

Beim Maikönig muß kurz auch der **Schützenfeste** gedacht werden. Die Heimat der Schützenfeste ist die Stadt. Von den Städten, insbesondere den Hansastädten Norddeutschlands, wo sie gern in Verbindung mit dem Pfingst- und „Maigrafenfest" gefeiert wurden, drangen sie allmählich auf das flache Land. Noch heute werden viele Schützenfeste in der Pfingstzeit gefeiert. Der mit Seife beschmierte Kletterbaum, an dessen oberem Ende Geschenke für die hinaufkletternden Jungen befestigt werden, ist eine Umbildung des Maibaums, wie er denn stellenweise, z. B. im schlesischen Floriansdorf, Kreis Schweidnitz[1]), noch heute am 1. Mai errichtet wird. Leider läßt sich, wie ein neuerer Forscher[2]) sagt, die Freude an der wiedererwachten Natur, die einst den Maigrafen geschaffen hat, in unseren Schützenfesten und Schützenkönigen nicht wiederfinden. Das gilt auch für die ländlichen Schützenfeste[3]). Eine Ausnahme machte etwa das Vogelschießen im oldenburgischen Saterland, wie es uns Bröring (S. 122f.) beschreibt: Von dem Festhause, vor dem der Maibaum errichtet worden war, ging es am Pfingstmontagnachmittag zur Vogelstange. Nach einem kniend gesprochenen Gebet um Abwehr jedes Unfalls begann das Schießen nach dem Vogel, der gewöhnlich aus einer zähen, im Moor gefundenen Kienholzwurzel hergestellt war. Der neue König wählte sich aus den Mädchen des Dorfes die Königin, die seinen Hut mit einem Maiblumenkranz

[1]) Drechsler I S. 114. [2]) Mogk bei H. Meyer, Das deutsche Volkstum. [3]) Auch die Beziehungen der Schützengilden zur Kirche, insbesondere zum heiligen Sebastian, ihrem Schutzpatron, an dessen Namenstage (20. Januar) vielerwärts die Gilde im Waffenschmuck, der König mit der silbernen Ehrenkette, zu einem besonderen Hochamt zog, sind ganz oder nahezu erloschen, vgl. Montanus S. 68.

schmückte. Nach dem ersten Tanz im Festhause wurde der zweite am Maibaum getanzt. Hier stellten sich König und Königin auf. Die andern tanzten um sie herum, um schließlich, alt und jung, über ein von den beiden ausgespanntes Taschentuch zu springen.

Leider fehlt auch bei den Kinderschützenfesten durchweg die Beziehung zum Leben der Natur. Das militärische Treiben, in dem sich übrigens, wie überhaupt in der Sitte der Schützenfeste, ein Rest germanischer Waffenfreude birgt, steht stark im Vordergrunde. „Die größte Freude war", so schreibt uns in Erinnerung an die Kinderschützenfeste seiner Jugendzeit ein alter Bewohner des Sollings, „als Offizier einen mächtig wallenden Federbusch auf seinem Helm von Pappe zu haben". Von den Erwachsenen gilt ähnliches; wir finden da alle Rangstufen vom General oder Obersten bis zum Sergeanten und Fahnenjunker herab vertreten; stellenweise[1]) hat der Herr Major noch das besondere Amt, im Laufe des Festes bei den Bauern Schinken, Würste und andere Gaben für einen Schmaus zu erbitten, und heißt daher der „Schnurrmajor".

Andrerseits hat aber auch heute noch das Fest stellenweise altüberlieferte Sitten treu bewahrt und gibt Anlaß zur Betätigung volkstümlichen Humors. In dem oldenburgischen Städtchen Wildeshausen[2]), dessen Schützengilde bereits 1355 gegründet sein soll, schlägt bei der Vorberatung am Himmelfahrtstage der Kommandeur wohl schalkhaft vor, wegen der schlechten Zeiten von der Feier abzusehen. Dann lautet aber die Antwort: „Och watt, wi wält fiern!" Und auf die Frage, ob man auch Bier dazu haben wolle, erfolgt die Antwort:

---

[1]) So im Kreise Gifhorn, Provinz Hannover, vgl. Thies: Land XV S. 478. [2]) J. Huntemann in einer Wildeshäuser Festzeitung (1903).

„Ja, satt!" Während der Schützenfesttage, am Dienstag und Mittwoch nach Pfingsten, werden fleißig Arrestanten gemacht und mit Laune abgeurteilt. Sie erhalten Wasser, Salz und Brot und vor der Entlassung einen Hering. Man raucht während des Festes aus Tonpfeifen, und die Offiziere tanzen im Schmuck des Dreimasters einen Ehrentanz. —

Es ist schon auf den engen Zusammenhang zwischen den Mai- und Pfingstfeiern mit dem Hirtenleben hingewiesen worden. Dieser Zusammenhang hat sich naturgemäß im Lauf der Jahrhunderte gelockert, ist aber dennoch deutlich genug erkennbar. Aus den Gebeten der Flurumgänge, den Hexenritten der Walpurgisnacht, dem Austrieb der Herde am Maitage, den Zweigen des Maibaums und dem Laub der Pfingstgestalten raunt es wie eine geheimnisvolle Erzählung von der Maienfreude der alten deutschen Hirten und Bauern. Und tatsächlich haben bis in die neuere und teilweise die neueste Zeit die Pfingstfeiern eine größere Anzahl schöner Erinnerungen an das Hirtenleben bewahrt, vor allem den **Wettaustrieb am Pfingstmorgen.** Der Knabe, der in Hanstedt (Kreis Winsen a. d. Luhe, Regierungsbezirk Lüneburg[1]) zuletzt auf der Weide ankam, hieß der „Pings-voß" (Pfingstfuchs), eine auch in Westfalen sich findende Bezeichnung; die letzte seiner Kühe erhielt einen Blumenkranz um die Hörner. Die zuerst die Weide betretende bekam dagegen einen Dornenzweig an den Schwanz gebunden und hieß „Dausleper" (Taubschlepper). Der „Pingsvoß" wurde am Nachmittag mit einem Kranz auf dem Kopf und einem Strohseil ums Bein umhergeführt; man sammelte Gaben für ihn, da er sich das Bein gebrochen hätte. Im benachbarten Kirchspiel Hollenstedt hieß der Knabe „Pings-

[1]) Lehrer Steincke, Brackel (Kückesche Sammlung).

bötel", d. h. Pfingsthammel. Beim Herumtragen oder Herumfahren des Pfingsthammels sangen hier die Knaben:

„Pingsbötel, Hawergarf, Bookweetenstroh!
Tookern Johr (nächstes Jahr) is't ok noch so.
Ripperapperitz,
Eier in de Mütz!
O, wot is uns' Pingsbötel hübsch!
Fif Schock Eier un teihn Pund Speck,
Dat makt unsen Pingsbötel fett.
Morden fröh wüll we'n Pingsbötel kaken,
Wüllt em mit de Been in de Luken (in die Bodenluke) haken."

Hier klingt die Sitte eines alten Hammelopfers ebenso deutlich nach, wie die eines früheren Rinderopfers in dem bekannten Herumführen des bändergeschmückten Pfingstochsens.

Daneben ist für einzelne Orte des Kreises Harburg wie des Kreises Minden[1]) die Pfingstsitte bezeugt, die beste Kuh durch einen um die Hörner gelegten Kranz auszuzeichnen. In beiden Kreisen bekommt ferner, wie in manchen andern Gegenden, in den einzelnen Häusern der säumige Langschläfer einen Strohkranz vors Bett oder vor die Tür.

Im südlichen Lüneburg, im Kreise Gifhorn[2]), werden die am Morgen zu spät ausgelassenen Kühe mit Laub bekränzt. „Das ist dann ein wahres Gaudium für die jungen Burschen. Die Mädchen, die am Morgen nicht mit dem Melken fertig waren, als der Hirt blies, müssen alle Sticheleien über sich ergehen lassen. Durch das Bekränzen ihrer Kühe sind sie als Langschläferinnen im ganzen Dorfe bekannt geworden. Doch die ganze Schuld hat der Hirt, der am zweiten Pfingstmorgen ganz besonders früh treibt, während er sonst wohl gern etwas länger schläft."

---

[1]) Kück S. 40, Sartori a. a. O. S. 27f. [2]) Mitteilung von H. Grußendorf, Dannenbüttel.

In den mecklenburgischen Dörfern um Ludwigslust[1]) war der zuerst in der Frühe des Pfingsttages aus dem Dorf treibende Hirt „Doogschläper", der zweite König, der dritte sein Adjutant, der vorletzte Mückenjäger und der letzte „Pingstekarr". Am Abend erfolgte ein Umzug: der Pingstekarr zog mit einem bienenkorbähnlichen Hut aus Feldblumen dahin, der Doogschläper mit einem an den linken Fuß gebundenen Birkenzweig, der Adjutant hatte den dem König fortgesetzt vom Kopf fallenden Hut aufzunehmen und der Mückenjäger ihm mit einem Busch die Mücken abzuwehren.

In der Mark Brandenburg[2]) ist „Tauschlepper" der Ehrenname sowohl für die zuerst auf die Weide kommende Kuh wie für ihren Hirten; sie bekommt dort einen Maienbusch an den Schwanz. Der zuletzt kommende Hirte ist der „bunte Junge" oder „Pfingstkerl"; er erscheint hernach an der Spitze der gabenheischenden Hirten. Der „bunte Junge" findet seine Erklärung in einer Sitte der Altmark, wo der beim Wettaustrieb der Pferde zuletzt erscheinende Pferdejunge als „bunter Junge" ganz mit Feldblumen bekränzt wurde. In Groß-Wiebelitz[3]) bei Salzwedel liefen die Jungen um die Wette nach einem im Feld aufgesteckten Maienbusch; der erste war der „König" und hatte beim Umzug als „Dauschlöper" den Tau wegzufegen; der vorletzte, „Pingstkoem" (d. h. Pfingstkümmel) genannt, mußte das Gestell zum Aufhängen des Specks und der Würste tragen, der letzte als „Hunn'pitscher" die Hunde wegjagen.

Anders als die erwähnten altmärkischen Pferdejungen begingen die mecklenburgischen in der Gegend von Barkow das Pfingstfest[4]). Nachdem sie am Sonnabend das Fest mit ihren

---

[1]) Bartsch II S. 272 f. [2]) R. Reichhardt a. a O. [3]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen S. 380. [4]) Bartsch II S. 274 f.

Peitschen eingeknallt hatten, brachten sie in der Frühe des Pfingstsonntags die Pferde von der Koppel nach der schon am zweiten Ostertage abgesteckten „Pfingsthege". Während die jüngeren die Pferde beaufsichtigten, sammelten die älteren Gaben ein. In der am Tage vorher in der Pfingsthege errichteten Laubhütte begann dann ein fröhliches Festtreiben, das nur am Nachmittag durch ein Wettreiten vor den Augen der zahlreich zusammengeströmten Zuschauer unterbrochen wurde. In der Umgegend von Lehrte bei Hannover[1]) sammelten zwei Mädchen, die Bullenjungfern[2]), die als Zeichen ihres Amtes ein Glöckchen am Strickbeutel trugen, zwischen Ostern und Pfingsten Geldbeiträge zu Geschenken für den Kuhhirten. Hierauf machten sie und ihre Burschen einen Strohmann mit einem Buchsbaumkopf, Pfingstrosenaugen und einer Tulpennase und bekleideten ihn mit den dem Hirten zugedachten Geschenken, einem feingenähten Hemd, einem buntseidenen Halstuch, einer Pfeife und Tabak. Am Pfingstmontag war allgemeiner Auszug zum „Kuhläger", wo der Hirte im Schmuck des Dreimasters, des langen Rockes, der silbernen Schuhschnallen, des Tuthorns und der Peitsche den Zug erwartete und alsbald nach den Klängen der Musik unter den Linden mit den Bullenjungfern zum Tanz antrat, während ihre Burschen mit der Frau des Hirten tanzten. Slartjenbeier (Kuhbier, von Slartje = alte Kuh) nannte man das Fest.

In einigen uckermärkischen Dörfern[3]) veranstaltete man zu Pfingsten auf der Weide Ochsen-, und wo größere Kuhherden waren, auch Stierkämpfe; der Sieger kehrte geschmückt ins Dorf zurück.

---

[1]) Dr. Bödeker: Land XI S. 276. [2]) Der Name vermutlich daher, weil die Betreffenden die Bullen des Dorfes in Fütterung hatten. [3]) Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen S. 389.

Die Freude am Wettaustrieb saß so tief, daß an manchen Stellen zu Pfingsten auch die zuerst und zuletzt die Weide betretenden Schafe und Gänse geschmückt wurden.

Die ganze Sitte des Wettaustriebs wurzelte im heidnischen Volksglauben. Das zuletzt die Weide betretende Tier galt als von der Gottheit zum Opfer auserkoren; der Blumenschmuck, dem wir hier und da begegnet sind, war einst der Schmuck des Opfertiers. Der Busch aber, den das erste Stück Vieh durch den Tau schleifte, barg den hexenvertreibenden Maitau und wurde vermutlich einst überall, nachdem das Haus damit gefegt war, vor der Stalltür aufgehängt[1]).

Ebenfalls in den ländlichen **Wettrennen** haben wir Überbleibsel alter religiöser Hirtengebräuche der Frühjahrs- oder Herbstzeit, vereinzelt allerdings auch Nachahmungen ritterlich-höfischer Gepflogenheiten zu sehen. Eine beliebte Figur dabei ist der sich auf seiner Schindermähr recht unbeholfen benehmende Spaßmacher.

Weitverbreitet und stellenweise noch heute nach alter Sitte mit dem Pfingstfest oder — wie in einzelnen ländlichen Bezirken des Kreises Minden — mit dem Schützenfest verbunden ist das **Kranzreiten.** In Laßfelde am Harz jagen, wie Albert Gillwald schreibt, die Burschen Pfingsten um die Wette nach einem auf einem freien Platz aufgesteckten Blumenkranz. Der zuerst Ankommende und den Kranz Abstreifende ist Sieger; das siegreiche Pferd trägt den Siegespreis um den Hals. Die Männer und Jünglinge von Kapellendorf[2]), deren Ahnen bereits 1585 Bauernturniere im Schloßhof des benachbarten Weimar abhielten und, soweit sie gesiegt und „sich ritterlich gehalten" hatten, einen Hut mit bunten Federn und Bändern, eine Fuhrmannstasche und

[1]) Vgl. Jahn S. 305 f., Drechsler I S. 118. [2]) Weiner: Land VIII.

ähnliche Geschenke bekamen, übten ebenfalls noch vor einigen Jahrzehnten die Sitte des Kranzreitens. Beim **Fahnenjagen** der Braunschweiger, das — nach Andree — aus alten Pfingstwettrennen der Pferdejungen hervorgegangen ist, galoppieren die Reiter nach Ansprachen des „Offiziers", des „Fahnenjunkers" und des plattdeutsch redenden „Paias" (Bajazzo, Hanswurst) wiederholt der Reihe nach unter einer Ehrenpforte durch; dabei gilt es, einen Kranz mit der Reitpeitsche herabzustechen. Den Siegespreis, eine mit den Landesfarben bemalte hölzerne Wetterfahne, über der sich ein Pferd befindet, bringen die Mädchen auf ihrem Wagen zum Festplatz mit; später prangt dieser über der Haustür des Siegers.

In Pommern, z. B. in Gingst, Damgarten, Karnin, Lüdershagen[1]), wird an einem Sonntag des Juni oder ausgehenden Mai das **Tonnenfest** gefeiert, bei dem die Reiter eine an einem Strick aufgehängte Tonne abschlagen. Der die letzte Daube Abschlagende ist zweiter König oder Stäwenkönig (Daubenkönig, von mnd. staf, Plur. steve = Daube). Wer von dem Tonnenboden, der an dem hindurchgezogenen Strick noch hängt, das letzte Stück herunterschlägt, ist erster oder Tonnenkönig.

Im Dithmarschen kommt das **Rolandreiten**[2]), das bereits die Magdeburger Schöppenchronik unter dem Jahre 1281 als Pfingstvergnügen nennt[3]), wieder mehr und mehr in Aufnahme. Der Roland ist eine auf einer Säule sich drehende lebensgroße Figur, von deren ausgestreckten Armen der eine einen Holzblock oder ein scheibenförmiges Brett, der andere einen Beutel voll

---

[1]) Haas: Land IX. [2]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906 Nr. 12, 1907 Nr. 6. [3]) A. Schultz, Höf. L. z. Z. d. Minn. II S. 117: „de plegen dat spel vor to stande in den pingsten, als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel".

Asche hält. Der Reiter bringt durch einen Stoß gegen den Block (oder das Brett) den Roland in eine kreisende Bewegung. Der Langsame und Ungeschickte wird von dem herumfahrenden Aschenbeutel getroffen und gezeichnet. Früher stellte die Figur einen Türken[1]) dar, der, am Schild getroffen, herumfuhr und den langsamen Reiter über den Rücken schlug, dagegen, auf Nase oder Mund getroffen, stehen blieb; König war, wer den letzten Rest des Schildes herabstieß.

Manches Dorf Nordschleswigs kennt noch das **Ringreiterfest**[2]) oder, wie der Volksmund sagt, **dat Ringriden**, das ebenfalls auf ein älteres höfisches Ritterspiel zurückgeht. Mit besonderem Glanz fand am 24. Juli 1902 zu Sonderburg auf Alsen, der „Heimstätte der großen Ringreiterfeste", ein Kreisringreiterfest statt. Die Reiter müssen, Mann für Mann die Rennbahn durchtrabend, einen an einem Seil befestigten Ring herabstechen[3]). Gewöhnlich wird nach drei verschieden großen Ringen gestochen, zunächst dem größten, zuletzt dem kleinsten. Die Sieger in den drei Kämpfen erhalten den entsprechenden Titel „Kammerherr", „Kronprinz" oder „König". Neben dem reichen Bauersohn, der in schmuckem Reitanzug auf seinem Holsteiner dahergaloppiert und den gedienten Kavalleristen erkennen läßt, tummelt vielleicht ein biederer Handwerker eine

---

[1]) Handelmann, Volks- u. Kindersp. a. Schlesw.-Holst., S. 4f. [2]) Flensburger Nachrichten, 24. Juli 1902. [3]) An das Ringreiten und zugleich an das oben geschilderte Rolandreiten erinnert auch das Türkenfahren, ein Karussellfahren, das z. B. in Grebien bei Plön etwa 1850 zum letztenmal veranstaltet wurde. Hierbei galt es, einem prächtig ausstaffierten Türken mit einem eisernen Haken einen Ring zu entreißen. Mißlang dieses, so schüttete der (von einem jungen Mann blitzschnell gedrehte) Türke einen Beutel mit Asche aus. (Mitgeteilt von L. Stüve, Lübeck.) In Bruckdorf bei Halle a. S. wurde im Juni ein Grenadierstechen nach einer drehbaren Holzfigur in der Tracht eines Freiheitskämpfers mit einem Ring in der Hand abgehalten. (Mitgeteilt von Gutsbesitzer Huyke daselbst.)

bockbeinige Rosinante, denn keiner ist von der Teilnahme ausgeschlossen.

In nordthüringischen Gegenden kennt man ein **Hammelreiten**, dessen Preis ein am Ziel aufgestellter Hammel ist. Zu Eitzum im Braunschweigischen[1]) veranstalteten die Mädchen bald nach dem 1. Mai, dem Tage des ersten Austriebs, eine „Mäkensmusike", zu der sie die Burschen einluden. Dabei gab es auch einen Wettlauf um einen mit einem Kranz geschmückten, ebenfalls am Mal aufgestellten, von den Burschen geschenkten Hammel. Die beste Läuferin bekam den Hammel, die zweite den Kranz des Hammels, die andern seine Sträußchen und Bänder, und die letzte mußte in den „Hamelspeil kiken", d. h. in einen unter den Schwanz gebundenen kleinen Spiegel sehen. Außerdem fand ein **Hahnenschlagen** statt: ein ebenfalls von den Burschen gestifteter Hahn wurde unter eine Satte gesetzt; nun schwangen die Mädchen der Reihe nach mit verbundenen Augen einen Dreschflegel: der Zertrümmerin der Satte fiel der Hahn zu.

Auf der Hainleite[2]), im Osten des Eichsfeldes, feierte man das Pfingstfest mit Hammellaufen, Hahnenschlagen und Kranzreiten. Die „Ritter", die gewöhnlich stark mit dem guten Willen ihrer Pferde zu rechnen hatten, waren mit Schärpen, Federbüschen und Säbeln geschmückt.

In einigen Dörfern des Hildesheimer Landes wird, wie man uns mitteilt, von den jungen Mädchen an einem Sonntag in der Pfingstzeit das **Tuchlaufen** gefeiert. Beim Umzug schreitet ein Bursche mit einem Maibaum voran. Auf einer Wiese wird der mit zwei bunten Tüchern behängte Baum ein-

---

[1]) Hedwig Schattenberg: Niedersachsen III S. 272. [2]) Ein Alter von der Hainleite: Deutscher Dorfbote X Nr. 20.

gepflanzt. Der Wettlauf findet paarweise statt; dem besten Paare gehören die beiden Tücher.

In der Niederlausitz ist das an Sonntagen des Juni oder überhaupt des Sommers stattfindende **Stollenreiten** heimisch. In Langengraffau[1]) reiten sie auf ungesattelten Pferden; die Sieger erhalten eine Kokarde mit bunten Bändern und die Pferde einen Kranz aus Laub und Blumen. Das Fest heißt so nach den zur Feier von den Mädchen gebackenen Stollen. Im benachbarten Spreewald[2]) bekommt der Sieger eine mit seidenen Tüchern umwundene Stolle, der letzte ein Tonpfeifchen mit bunten Bändern. Stellenweise ist das Stollenreiten mit einem Wettlauf der jungen Mädchen verbunden.

Im westlichen Böhmen[3]) kennt man ein Pfingstmontagreiten. Das Ziel des Wettritts ist z. B. in Neuern ein mit Strohbändern befestigtes Fichtenstämmchen. Im Festzuge spielt gewöhnlich der „König", der am reichsten geschmückte Reiter des schönsten Pferdes, die Hauptrolle. Mit dem Fest verbindet sich gern eine öffentliche Beurteilung der Dorfmädchen: ihre Vorzüge und Fehler werden „ausgeschrien".

Im Kreise Zauch-Belzig am Fläming[4]) hält man an einem Sonntag nach Pfingsten das **Hahnenreiten** ab, wobei ein hölzerner Hahn, der auf einem mit einem Schraubengewinde versehenen Pfahl steckt, heruntergeschlagen werden muß. Der erste Preis ist ein Tuch, für das siegreiche Pferd ein mächtiger Eichenkranz. Als Spaßmacher tritt dabei der „Doktor" auf, der, mit Hornbrille, Zylinder und vielen Flaschen ausgerüstet, auf einem Klepper herumreitet und sich der Gestürzten annimmt.

---

[1]) Mitteilung von Luise Schütz, Berlin. [2]) Nach Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 26. [3]) John S. 80f. [4]) Fr. Bamberg, Ragösen: Dorfbote 1905.

Dem Reiten folgt ein **Hammelauskegeln** auf einem freien Rasenplatz des Dorfes, wo die Kegel in Zwischenräumen von 1—2 Meter aufgestellt sind. Bei jedem fallenden Kegel spielt die Musik einen Tusch. In andern Gegenden der Mark[1]), so besonders im Havellande, findet ein **Tuchschieben** statt: wer bis abends 6 Uhr, wenn der Küster anschlägt, die meisten Punkte hat, bekommt ein buntes Umschlagetuch, das er seiner Liebsten stiftet. Auch ein Großvaterstuhl und eine Pfeife fallen ihm stellenweise zu. Der Zusammenhang solcher Kegelfeste mit den Maifesten tritt deutlich im Ascher Gebiet (Nordwestböhmen[2]) hervor: dort werden im Mai beim **Keilputzen** Kegelbahn und Wirtshaus mit Birkenästen ausgeputzt; ein Mädchen im Festkleid hält eine schöne Birke mit einem seidenen Tuch und einem großen Blumenstrauß. Der beste Schieber bekommt beide Preise und verehrt sie seinem Mädchen. Im altenburgischen Jägersdorf[3]) wird zu Pfingsten gelegentlich des „Plantanzes" ein Ackerpflug, ein Sofa oder ein anderer nützlicher Gegenstand ausgekegelt; dabei sind fünf Kegel in einem großen Quadrat mit einem Kegel in der Mitte auf der unebenen Dorfstraße aufgestellt.

Zu Heddesdorf[4]) am Rhein veranstalten am Pfingstdienstag die Burschen des Dorfes mit bändergeschmückten Hüten ein Wettreiten auf der Landstraße. Dann geht es im Galopp nach dem benachbarten Rommersdorf und nach Engers, um einen althergebrachten Tribut für überlassene Weidegerechtigkeit zu erheben. Die „Pfingstburschen" müssen ihn holen, sonst

---

[1]) E. Handtmann: Land I S. 255. [2]) Mitteilung von Direktor Karl Alberti, Asch. [3]) Mitteilung von Pfarrer Fontius, daselbst. [4]) Mitteilung von T. Peartree, Wiesbaden. R. Reichhardt: Sohnreys Dfztg. 1903, Nr. 22.

verfällt er[1]). In der Franzosenzeit, als einst die ganze waffenfähige Jugend bis auf einen Krüppel eingezogen war, soll dieser sich im Wald eine Stange geschnitten haben und wohlgemut auf seinem Steckenpferd als Pfingstreiter und Retter des Tributs zu den Nachbarorten getrabt sein. In dem nassauischen Harheim und dem benachbarten Niedererlenbach[2]) bestand früher die Sitte, daß alle drei Jahre am Pfingstmontag die Burschen sich zu Pferde besuchten und die Besucher vom Ortsvorstand des besuchten Dorfes einen Taler erhielten.

Ein guter Läufer und Reiter zu sein, war schon im alten Deutschland ein Ruhm, und selbst die Mädchen zierte die Schnelligkeit der Füße. Manche Wettläufe sind nun offenbar durch die Freude am Reiten zurückgedrängt worden, und so sind wir bei den Pfingstbelustigungen nur vereinzelt dem Wettlauf begegnet. Auf einige weitere Spuren dieser altgermanischen Sitte werden wir später, gelegentlich der Hochzeit, stoßen.

Auch das **Fahnenschwenken** steht wenigstens stellenweise in Beziehung zu den Maibräuchen. So zieht im Kreise Langensalza[3]) am Sonntag Trinitatis das ganze Dorf nach einem Roggenfeld hinaus. Ein Fahnenjunker, dem Berittene voranreiten, trägt die Fahne. Diese wird über dem Roggen geschwenkt und so Gottes Segen auf die Feldfrucht herabgefleht. Das ist offenbar der Rest eines alten Flurumgangs. Beim Fahnenschwenken der Fuhrleute in der Kreisstadt Langensalza selbst bekam der Fahnenjunker eine riesige Birke aus dem Stadt-

---

[1]) Über einen ähnlichen Pfingstbrauch im thüringischen Roda berichtet Reimann (S. 252): Ein Rodaer muß in der Frühe des zweiten Pfingsttages dem Prediger in Questenberg ein Brot und vier Frühstückskäse bringen und vor Sonnenaufgang Questenberg wieder verlassen. Andernfalls haben die Questenberger das Recht, den Rodaern das beste Rind von der Weide zu nehmen. [2]) Kehrein II S. 155.
[3]) Nach Sohnreys Dfztg. 1904.

walde vor sein Haus gepflanzt. In Schwaben, in der Rottweiler Gegend[1]), traten beim Pfingstritt außer einem Offizier, einem Hauptmann, Goliath, zwei Maienführern und andern Personen auch zwei Fähndriche auf, die tapfer ihre Fahne zu schwingen wußten. Die Personen erinnern an das oben (S. 133) erwähnte braunschweigische Fahnenjagen, doch fehlt der Wettkampf. An manchen Stellen wird die Verleihung der Fahne oder des Vorrechts, sie zu bestimmter Zeit schwingen zu dürfen, auf eine wackere Tat zurückgeführt, so von den Metzgern und Tuchmachern zu Eger, deren Fahnenschwingen aber ein Fastnachtsvergnügen ist[2]).

Bei der Pfingstfeier finden passend auch die **Brunnen-** und die ihnen verwandten **Blumenfeste** Erwähnung. In manchen Gemeinden des Mittelrheins reinigen die Mädchen um die Pfingstzeit[3]) den Dorfbrunnen, und die Burschen schmücken ihn mit Maibäumen oder Maizweigen, Blumen und Moskränzen. Dann zieht man herum mit dem Gesang:

Bonne, Bonne (Born, Brunnen) es gefäch (gefegt)!
Gät os (gebt uns) Eier, dat es os räch!

Im Siegkreis stellen die Burschen nach dem Brunnenfest den Mädchen eine „Bescherung" vors Fenster, der Geliebten einen Maienbaum, der Gefallsüchtigen einen Hagedornzweig, denn „an dem Hagedorn bleibt jeder hangen". Bei Auggen im badischen Oberland[4]) bekränzen die Mädchen in der Nacht auf Pfingsten die Brunnen, damit, wie das Volk sagt, das Wasser nicht aus-

[1]) Birlinger II S. 98 f. [2]) Vgl. v. Reinsberg-Düringsfeld S. 48, John S. 46. [3]) R. Reichhardt a. a. O. Anderwärts, z. B. in manchen Dörfern der Rheinpfalz, fällt oder fiel die Reinigung der Brunnen auf den **Johannistag**. An der oberen Nahe wurden sie am Johannistag vor Sonnenaufgang gereinigt und geschmückt, die Reinigung der Quellen in Feld und Wald fiel den Hirten zu. (Th. Wolff: Z. d. V. f. Volksk. XII S. 426.) [4]) E. H. Meyer, Volksk. S. 144.

bleibe. Hier ist der eigentliche Sinn dieser alten Quellenopfer klar ausgesprochen.

An einem Montag im Juni feiern die Schüler der Mittelschule des thüringischen Mühlhausen[1]) ein **Blumenfest** an der benachbarten Popperöder Brunnenquelle. Unter Glockenklang, Musik und Gesang ziehen sie hinaus, indem sie „kunstvolle, um Holzstäbe gewundene längliche Blumensträuße" tragen. Auf dem Festplatz vor dem historischen Brunnenhaus, wo neben den Angehörigen sich ein großer Teil der umwohnenden Landbevölkerung tummelt, werden die Sträuße mit Steinen beschwert und in die Quelle hinabgeworfen, so daß schließlich das ganze Becken nach Julius Sturms Worten einen einzigen großen, von schimmernden Fluten umspülten Blütenstrauß bildet. Etwas später begehen die Mädchen der Mittelschule und dann die Volksschüler ein ähnliches Fest an derselben Stelle.

Dieses Fest soll erst neueren Ursprungs sein und seit 1714 bestehen. Noch jünger ist ein anderes thüringisches Blumenfest, das 1823 vom Rentamtmann Urlau gestiftete „Rosenfest" in Kapellendorf[2]) bei Weimar, das im Juli stattfindet und bei dem der Geistliche die Kinder in der Kirche vor dem mit Rosen und Feldblumen geschmückten Altar vor Baum- und Vogelfrevel warnt und die besten Kinder durch einen Rosenkranz und eine Bibel oder ein Gesangbuch auszeichnet, woran sich die Verteilung von Brezeln im Pfarrhof schließt. In Seega bei Frankenhausen (am Kyffhäuser) feiert die Schuljugend zu Johannis den „Rosentopf"[3]). Den Kern des Festes, das möglicherweise auch ein Jugendfest mit einer Prämienverteilung war, hat man vergessen; geblieben ist nur das Tanzen der

[1]) Nordhäuser Courier 1892. [2]) Reimann S. 352 f. [3]) Mitteilung von Pfarrer E. Arnoldt in Seega.

Jugend nach den Klängen einer Kapelle. Ein anderes Rosenfest, das ein alter hannoverscher Offizier — vermutlich nach dem Vorbild der bekannten französischen Rosenfeste — stiftete, wird alljährlich am 18. Juni, dem Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, abwechselnd in Anderten und Misburg bei Hannover gefeiert[1]). Eine Abstimmung der Hausväter stellt die drei gehorsamsten, treuesten, fleißigsten, bescheidensten und sittsamsten Mädchen des Dorfes zwischen dem 16. und 28. Lebensjahr fest. Mit Rosen und Geld werden sie beschenkt: diejenige, die die meisten Stimmen auf sich vereinigt hat, erhält am Sonntage darauf aus der Hand des Predigers vor dem Altare einen Rosenkranz, die beiden andern je einen Rosenstrauß. In Rheinsberg (Brandenburg) feiern die Kinder am Sonntag vor Pfingsten das „Möske-fest", bei dem sie zum Waldmeisterpflücken in den Boberowwald ziehen (Möske-Waldmeister).

In diesem Zusammenhang sei auch gleich das große sommerliche Blumenfest der katholischen Kirche, **Mariä Himmelfahrt** (15. August)[2]), mitgenannt. Um die Heilige zu erfreuen, werden ihr Sträuße aus den verschiedensten Blumen und Feldfrüchten, in deren Mitte gern die Königskerze prangt, in der Kirche dargebracht; die kirchliche Weihe verleiht ihnen allerlei schützende Kräfte. Im Zimmer oder Stall hängend, schützt der „Weihwisch", „Kräuterwisch" oder „Weihbüschel", wie man in Baden sagt, vor Feuersgefahr, Vieh- und Feldschaden. Bei schwerem Gewitter wird wohl ein Teil des Büschels verbrannt: der aufsteigende Rauch hält den Blitz fern.

---

[1]) Land IX S. 337 (nach „Niedersachsen"). [2]) Land I S. 272, E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 107.

Johannisfest.

„Langsam verzog sich das herrliche Abendrot über dem dunklen Saume der Vogesen, und einen Augenblick lag das Tal in Finsternis. Da ein Schuß! dort noch einer, jetzt knallt es von allen Seiten, und wie ein Donnerrollen ertönt das Echo von den gewaltigen Felswänden wieder. Gleichzeitig aber flammt es auf allen Bergen auf. Unter dem Schall froher Lieder und übermütiger Jodler steigen die Feuergarben immer höher empor. Böllerschüsse durchbeben von Zeit zu Zeit die Luft. Das fröhliche Jauchzen der Menge wird immer stärker. Wein und Bier werden den jungen Burschen, den Veranstaltern der Johannisfeuer, herumgereicht. Es ist ein einzig in seiner Art dastehendes Fest, das die Talbewohner hier beim Abbrennen der durch die Sommerhitze längst vollständig ausgetrockneten, kunstvoll aufgeschichteten Holztürme feiern. Und an dieser alten Sitte hängen die wackeren Leute fest, sie setzen einen gewissen Stolz darein, daß gerade ihr Dorf das schönste Feuer hat." Mit diesen Worten schilderte 1905 ein Augenzeuge in der „Straßburger Post" die am Vorabend des Johannistages, des 24. Juni, im oberelsässischen St. Amarintal entzündeten Feuer. Aber zu derselben Zeit flammen die **Johannisfeuer** im ganzen allemannischen Sprachgebiet, in bayrischen und deutsch-österreichischen Gegenden bis nach Hessen, dem Oberharz und den Sudeten auf. Auch in Niederdeutschland sind sie früher bekannt gewesen. Noch bis gegen 1850 wurde in Wewer (Kreis Paderborn)[1]) am Vorabend des Johannistages „auf einem erhöhten Punkte der Feldmark" ein Feuer angezündet, und in manchen Dörfern des westfälischen Kreises Warburg brennen noch heute

[1]) Sartori, a. a. O. S. 30.

in der Johannisnacht Kerzen auf den Kirchhöfen. Auch in den Städten war einst die Sitte der Sonnenwendfeuer heimisch, und zuweilen haben selbst Fürstlichkeiten mit den Bürgern sie umtanzt.

An vielen Stellen ziehen die Knaben mit einem geputzten Baum umher und sammeln in gesprochenen oder gesungenen Versen für das Johannisfeuer. „Gebt uns doch ein Schiet (Scheit Holz)!" bitten sie in einem fuldaischen Liede[1]), und die Jugend von Ringsheim im nördlichen Breisgau[2]) ruft drohend:

Gammer e megeli (gib mir ein bischen) Holz,
Oder der Hanf wächst nimmi!

Auch die Egerländer Jugend[3]) bittet um „Hulz zan Khanesfeua" mit dem Hinweis, daß dann „heua d' Erdäpfl" und „da Floas" recht geraten werden.

Man sammelt, was man bekommen kann, Holz und Stroh, Besen und Teertonnen, Latten und Kübel, Späne und Werg. In Jena und Umgegend[4]) werden auch die alten „Maien" gern genommen; die Kinder wachen eifersüchtig darüber, daß jedes nur in seinem Stadtviertel sammelt, und Prügeleien auf der Saalbrücke zwischen den Knaben von Jena und Wenigenjena sind nichts Seltenes. Stellenweise, z. B. im Oberelsaß, liefert nach altem Herkommen die Gemeinde das Holz aus ihrem Walde.

Die Kinder, die Burschen, diese häufig Hand in Hand mit ihrem Schatz, und selbst die Alten springen durch das von kranken Stoffen reinigende oder vor Krankheit, besonders dem Fieber, und Behexung während des ganzen Jahres schützende

[1]) Böhme, Kinderl. S. 357. [2]) O. Heilig: Z. d. V. f. Volksk. VII S. 329. [3]) John S. 85. [4]) Mitteilungen des cand. hist. H. Koch und Frl. Hanna Scharfe, Jena.

Feuer. Man wirft Beifuß, Ritterſporn und andere Kräuter hinein: mit ihnen verbrennen die eigenen Gebrechen. Man ſchwingt feurige Brände oder brennende Beſen, die urſprünglich der Verſeuchung der Hexen und anderer Vieh, Flur und Menſchen bedrohender Dämonen galten, und ſteckt die Fackelſtummeln, die „Statzeln", wie ſie im böhmiſchen Rieſengebirge heißen, in die Felder zu beſſerem Gedeihen des Getreides, des Flachſes, der Kartoffeln. Auch zur Abwehr des Hagels ſollten ſtellenweiſe die Feuer dienen: ſo wurde wenigſtens noch vor einem Menſchenalter in Heſſen-Naſſau[1]) am Johannisabend ein mit Stroh umwickeltes Rad, das Hagelrad, brennend ins Tal hinabgewälzt. — In dieſen Bräuchen hat ſich der alte Sinn der heidniſchen Sonnenwendefeuer noch ziemlich deutlich erhalten. Man hat längſt in den Johannisfeuern eine Art der germaniſchen, aber auch bei andern indogermaniſchen Völkern üblichen „Notfeuer" erkannt. Unter einem Notfeuer verſteht man ein durch Reiben zweier Hölzer entfachtes Feuer, das beſtimmt war, eine reinigende Kraft auszuüben. Solche Feuer ſind in Deutſchland bis ins 19. Jahrhundert üblich geweſen. Unter feierlichem Schweigen wurde vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, nachdem alle Herdfeuer gelöſcht waren, vor verſammelter Gemeinde das Feuer angezündet. Der Rauch[2]) reinigte die verpeſtete Luft und vertrieb ſo die Seuche. Die Menſchen ſprangen durch das Feuer, die Tiere wurden hindurchgetrieben. Mit den brennenden Scheiten beräucherte man Bäume und Felder und ſteckte mit ihnen das erloſchene Herdfeuer wieder an, wie es ähnlich noch neuerdings nach dem ſaterländiſchen Oſterfeuer geſchah. „In Naenſen (Braunſchweig) wurde", wie ein Forſcher ſchreibt[3]), „das letzte Notfeuer Mitte der fünfziger

[1]) Pfannenſchmid S. 67. [2]) Vgl. Ulr. Jahn S. 29. [3]) O. Schütte: Z. d. V. f. Volksk. XI S. 216.

Jahre des 19. Jahrhunderts angezündet. Hier rieb der Drechsler ein Stück Holz trocken mit einem stumpfen Eisen, bis Feuer kam. Dann wurde von jedem Besitzer Stroh gebracht, und der Hirt ging mit den Schweinen durch das Feuer hindurch. Einen Teil der Asche nahm sich jeder mit und gab sie den Schweinen ins Futter". Ein solches Notfeuer war auch das von altersher in der glutvollen und gefährlichen Zeit der Sommersonnenwende von den Landleuten gegen Seuchen und Mißernte entzündete Feuer. Die christliche Kirche ließ dieses Feuer fortbestehen, legte jedoch nach einem Ausspruch Johannes des Täufers (Joh. 3, 30 „Er [Christus] muß wachsen, ich aber muß abnehmen") den Geburtstag des Johannes in diese Zeit der abnehmenden Sonne, wie ähnlich den Geburtstag Christi in die Zeit nach der Wintersonnenwende: auf diese Weise trat Johannes in Beziehung zu den alten ländlichen Feuern der Sommersonnenwende; er wurde der Beschützer vor allerlei Wetterschäden und Seuchen, und mancher Zauber knüpfte sich an den Namenstag dieses hehren Heiligen.

Wer kennt sie nicht, die Wunder und die Zauberkräfte der Johannisnacht, das geheimnisvolle Walten von allerlei Wesen zum Segen oder Unheil des Erdensohnes! Die Schätze in der Erde leuchten, das Wasser ladet zu heilkräftigem Bade und wandelt sich in der Mitternacht in Wein, in derselben Stunde, in der sich der „Erdkrebs", die Maulwurfsgrille, aus Erde oder Moor erhebt und umherfliegend Blumen, Wäsche und Ackergeräte behext, so daß die Berührung mit ihnen vor Sonnenaufgang dem Menschen den Krebsschaden bringt. Bestimmten Kräutern aber, wie dem Johanniskraut und Bärlapp, Ritterspurn und Lattich, teilt die Johannisnacht heilkräftige und glückbringende Wirkung mit. Man findet selbst in Berlin noch einheimische Damen, die sich als junge Mädchen am Jo-

hannistage sieben bestimmte, Glück und Liebe bringende Kräuter gepflückt haben. Und noch heute prangt an sämtlichen Hausgiebeln des Dorfes Dehlitz an der Saale[1]) der aus Rosen, Kornblumen, Lilien und Eichenlaub gewundene, in älterer Zeit aus siebenerlei Feldblumen angefertigte Johanniskranz; früher blieb er das ganze Jahr dort hängen und schützte das Haus vor Unwetter und Unglück. Im Unstruttale, zwischen Artern und Wiehe[2]), hängt man am Johannistage einen großen Strauß von Kornblumen, Kornraden, Klatschmohn und Ritterspurn über die Haustür oder an das Fenster. In Oberschlesien[3]) schmückt man die Türen und Fenster mit Maien und mit Sträußen von Eichenlaub und Johannesblumen, unter die Tische aber werden Blumen gestreut: man „streut dem heiligen Johannes Streu unter den Tisch"; vielerwärts in Schlesien sammelt man neunerlei heilbringende Blätter und Kräuter.

Gegen die Hexen schützt man sich in Ostpreußen[4]), Westpreußen und Pommern durch ein am Johannisabend auf Türen oder Fensterladen gemaltes Teer- oder Kreidekreuz. Aber immer hilft das Mittel nicht. Und die Besitzer der altmärkischen Kolonie Neuwartensleben[5]), denen mehrfach am andern Morgen die Eggen und Pflüge in den Bäumen hingen und der Leiterwagen auf dem Scheunendach stand, können immer noch von Glück sagen, daß sich gewöhnlich am andern Tage die Burschen einfanden und in ihrer Freundlichkeit jenen wieder zu ihren Geräten verhalfen, mit denen die Hexen in der Nacht solchen Spuk getrieben hatten!

Möglicherweise sind auch das Tanzen und das Trinken bei der Johannisfeier Reste alter Opfergebräuche. In Passin

---

[1]) Mitteilung von Oskar Kröber daselbst. [2]) Scharfe: Deutscher Dorfbote X, Nr. 25. [3]) Mitteilung von M. Seydel, Brieg. [4]) Elis. Lemke, Volkstüml. a. Ostpr. III S. 42. [5]) Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 27.

bei Bützow in Mecklenburg[1]) veranstalteten die Pferdejungen am Johannistage eine Feier. Im Sonntagsstaat, die Mützen mit Blumen und Bändern geschmückt, zogen sie von Haus zu Haus und baten in einem Gedicht um Gaben. Die Frauen goßen ihnen einen großen, an einer Stange getragenen Kessel voll Milch und spendeten Eier, Wurst und anderes; der Festwirt gab Brot, Bier und Branntwein. Eine Tanzmusik machte den Schluß. Die Kinder der Oberharzer Bergleute tanzen singend im Kreis um die vor jedem Haus aufgestellte und nach Art der Maibäume abgeschälte und aufgeputzte Tanne. In Thüringen sammeln, wie Siegfried Stephan in der „Täglichen Rundschau" schreibt, die Knaben vor Johannis, indem sie auf einer Stange einen kronenförmigen Kranz mit Flittern und bunten Eiern tragen, Geld für die Musikanten des Johannistages ein. Am Vorabend des Festes werden das Pfarr- und Schulhaus und die Tanzlinde auf dem Anger von der Schuljugend mit Gewinden geschmückt; am Johannistage tanzt diese um die Linde, und die Dorfkapelle spielt ihr auf.

In den ursprünglich slawischen Gebieten Deutschlands ist die Sitte des Johannisfeuers ebenfalls bekannt. Man zündet am Abend oder in der Nacht Teertonnen, Pechbesen oder Leuchtstangen an und zieht mit den brennenden Gegenständen herum. Auch hier fehlen die Anklänge an den Maibaum nicht. So errichteten im hannoverschen Wendland die wendischen Frauen an jedem Johannistag den **Kronenbaum**, während die Männer an Mariä Himmelfahrt (15. August) den Kreuzbaum, eine hohe Eiche mit einem hölzernen Kreuz und darüber einem eisernen Hahn, setzten, doch nur, wenn der alte Kreuzbaum inzwischen umgefallen war. Die Frauen fällten selbst den

[1]) Bartsch II S. 292.

Baum, eine Birke, hieben die Zweige bis auf die Krone ab und spannten sich vor ein Wagengestell, um ihn unter den Klängen wendischer Freudenlieder ins Dorf zu ziehen und an Stelle des alten Kronenbaumes zu errichten. „Wird also mit Frolocken auffgerichtet, mit Kräntzen und Blumen behangen und mit zwölff Tonnen Bier, ja noch darüber, eingesegnet“ [1]). So wurde also in diesem slawischen Winkel Hannoverlands, wie noch heute in den skandinavischen Ländern, die Birke, der Maibaum, erst am Johannistage aufgerichtet.

Am Schluß dieses Abschnittes mag noch eine elsässische, aber ähnlich sich auch in Baden und Hessen findende Sitte erwähnt werden, bei der ein neuerer Brauch der **Rekrutenaushebung** eigenartig mit der alten Sitte des Johannisfeuers verquickt erscheint. Im Oberelsaß [2]) bildet der stellungspflichtige Jahrgang der Burschen einige Monate vor der Musterung einen richtigen Verein. Sie schaffen sich eine schwarz-weiß-rote Fahne und Tambourstäbe an. Man übt sich im Trommeln, Schwenken der Stäbe und Marschieren. Im geschlossenen Zuge und oft in gleicher Tracht, weißem Beinkleid und Hemdsärmeln, treffen sie im Musterungsorte ein, und bändergeschmückt ziehen sie zurück, zum Tanz im Heimatsdorf. Frohe Lieder erschallen, mit Vorliebe „An der Saale hellem Strande“. Am Tage der Nachprüfung durch die höhere Behörde wiederholt sich dieses von dem deutschen, militärfrohen Sinn der Oberelsässer zeugende Treiben. Diese Rekrutenvereine genießen nun beim Johannisfeuer besondere Vorrechte. Sie stapeln an den Bergabhängen die Holztürme auf, marschieren geschlossen dahin und zünden die Haufen an. In die Flammen wirft man kleine Pechkränze,

[1]) Nach dem Bericht Hildebrandts von 1671: Arch. f. slaw. Ph. XXII S. 114 f. Vgl. auch Tetzner, Slawen in Deutschland S. 501.
[2]) Nach Mitteilungen des Stabsarztes Dr. Franke, Friedenau.

die als leuchtende Ringe von den Flammen emporgetragen werden: der Bursche nennt dabei den Namen eines Mädchens, und die genannten Mädchen erweisen sich am Sonntag darauf durch einen selbstgebackenen Kuchen erkenntlich. Nach dem Feuer löst sich der Verein auf; die Fahne wird in einzelne Stücke zerschnitten, die man als liebe Andenken aufbewahrt. Im badischen Schwarzwald kommen die Burschen auf einem Leiterwagen mit einer mächtigen Fahne und einer Tanne, die von den Mädchen mit Seidenbändern ausgeputzt ist, zur Musterung gefahren. Auch hier soll die Herrichtung der Johannisfeuer ihr Vorrecht sein.

Erntezeit.

Die Erntezeit ist da! Die wichtigste Zeit des Jahres für den Landmann, der Höhepunkt seiner Jahresarbeit. Was tut er nicht alles, um eine gute Ernte zu bekommen! Der Eichsfelder befestigt glückbringende Scheite vom Osterfeuer an seinem Pfluge. Der Böhme legt unter den ersten Pflug ein Ei und ein Stück Brot, um beides nachher dem ersten auf den Hof kommenden Bettler zu schenken, der Rest eines alten Ei- und Brotopfers. Mit Gebet wurde der Same dem Schoß der Erde anvertraut. Vielerwärts begann die Aussaat mit einem Körneropfer zum Schutz der Saat vor Fraß. Der Ostpreuße bindet Brot und Geld, Salz und Fenchel in einen Zipfel des Säetuchs. So hoch, wie in Schlesien, in Brandenburg, im Erzgebirge, in der Oberpfalz die Bäuerin beim Fastnachtstanz mit ihrem Mann springt, so lang wird der Flachs! In fast unzählbarer Menge finden sich derartige Regeln in den verschiedensten deutschen Gauen. Auf Pflügen und Säen, auf das Schneiden,

Einbringen und Aufbewahren des Getreides und der Feldfrucht überhaupt beziehen sie sich. Die Ernte steht für den Bauer im Mittelpunkt seines Denkens.

Die Erntezeit ist da! Eine Zeit saurer Arbeit, und doch noch heute vielerwärts eine Festzeit. In der Umgegend von Mirow in Mecklenburg[1]) wurde früher die Ernte vom Schulzen eingeläutet, ein Brauch, dessen ursprünglicher Sinn vermutlich die Fernhaltung oder Vertreibung der im Korn hausenden feindlichen Wesen war[2]). In der Neumark[3]) erfolgt noch heute das Einläuten der Ernte auf Gemeindebeschluß: auf das Geläut findet sich jung und alt mit dem Prediger bei Tagesgrauen vor der Kirche ein, und unmittelbar von dort geht es nach Gebet und Gesang an die Feldarbeit. In den Gemeinden am Kyffhäuser[4]) veranstaltet man am Montag vor dem Ernteanfang einen ähnlichen Frühgottesdienst in der Kirche selbst, nachdem die Sensen und Rechen vor der Kirche niedergelegt worden sind; eine ähnliche „Erntebetstunde" fand oder findet noch im altenburgischen Unterbodnitz[5]) statt. In Bockenem[6]) bei Hildesheim erschallt vom Erntebeginn an vier Wochen abends um sechs Uhr ein Choral vom Kirchturm. Im württembergischen Merklingen[7]) geschieht dies bei besonders schönem Erntewetter in der Sonntagsfrühe; dort pflegt man auch morgens beim Erklingen der Achtuhrglocke, nach zweistündiger Arbeit, die Sichel niederzulegen und die Bäuerin oder eine Magd ein geistliches Lied zu sprechen. Im Kalenbergischen (Provinz Hannover)[8]) wird oder wurde

---

[1]) Nach Bartsch (II S. 295), der für mecklenburgische Verhältnisse noch mehrfach verwertet worden ist. [2]) Verwandt ist das besonders bei drohendem Gewitter erfolgende „Wetterläuten" zum Schutz gegen Wetterschaden. [3]) Staatsbürgerzeitung 1895, Nr. 332. [4]) Rdt: Tägl. Rundschau 1902. [5]) Joh. Fontius: Thür. Kirchl. Jahrb. 1904 S. 78. [6]) Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 31. [7]) Mitteilung von J. Nägele, Wiesensteig. [8]) Pfannenschmid S. 90 f.

während der ganzen Ernte täglich um elf Uhr vormittags geläutet. Der mecklenburgische Bauer sprach wenigstens noch vor einem Menschenalter beim Anmähen ein „So, nu help Gott", der Schweizer[1]) beginnt die Ernte mit einem „Walt Gott, daß es wohl ausgebe" und schließt sie mit den Worten „Walt 's Gott bis übers Jahr". In Mähren, um Olmütz herum, ruft der Vorübergehende den Schnittern zu: „Verleih Gout (Gott) Glück", und die Antwort ist: „Verleih's Gout und Dir mit!"

An vielen Orten finden wir eine besondere Erntetracht. Um Hannover[2]) schmückten die Knechte ihren Hut mit bunten Bändern und Blumensträußen; die Mägde tragen wohl noch heute die weithin in Deutschland, z. B. auch in Württemberg, zur Erntetracht gehörige weiße Leinenschürze. In Mecklenburg, wo die Heu- und Flachsernte für gewöhnliche Arbeit gilt, trägt wohl auch noch heute stellenweise das Gesinde bei der Getreideernte einen Strauß und die Binderin außer der weißen Schürze einen Brustlatz. In der Lüneburger Heide, z. B. in dem Kreise Winsen[3]), schmückten die Mäher und die Binderinnen gern Hut und Haube mit den glückbringenden doppelten Ähren (twisselte Ohr'n). Im Westfälischen[4]) arbeiten stellenweise die Knechte in weißleinenen Beinkleidern, Jacken und Strümpfen, roter Weste und einem aufgeputzten Filzhut, die Mädchen in kurzen, roten Röcken, schwarzem Mieder, weißen Strümpfen und einer Haube; Sense und Rechen ziert ein rotes Band.

In der Erntezeit fehlt es auch nicht an gutem Essen und Trinken. Stellenweise, so im Braunschweigischen[5]), wird den Mähern das Bier in Fäßchen aufs Feld gebracht. Am Lechrain[6])

---

[1]) Nach dem auch noch im folgenden herangezogenen Aufsatz G. Keßlers „Schweiz. Erntebräuche": Land XV, Nr. 20. [2]) Pfannenschmid a. a. O. [3]) Kückesche Sammlung. [4]) L. Epstein: Deutscher Dorfbote 1906, Nr. 28. [5]) Andree S. 360. [6]) v. Leoprechting S. 189.

trinken die Knechte und die Dirnen am Jakobstag (25. Juli) auf Kosten des Bauers die „Jakelsstärke", damit sie nicht beim Schnitt „in den Halmen stecken bleiben". In manchen Gegenden stellt die Bauerfrau besonderes Gebäck her, z. B. stellenweise im nördlichen Hannover die „Luffen" oder „Roggenstuten", flache Bröte aus Weizenmehl oder aus gemengtem Roggen- und Weizenmehl. Hier und da in Mecklenburg wird den Leuten bereits während der Ernte ein Kranzbier [1]) gegeben, der Dank der Herrschaft für einen aus Ähren und bunten Bändern gebundenen Kranz, der ihr am Abend des ersten Erntetages mit einem Vers überreicht worden ist. Ähnlich wird in der Provinz Hannover [2]) stellenweise am ersten Tage der Herrschaft ein Ährenkranz oder ein Büschel Ähren von allen Kornarten, in der Grafschaft Hohenstein [3]) ein mit roten Bändern durchflochtener Ährenkranz, verehrt. Wir haben hier wohl den Rest eines alten Opfers, das der Gottheit zur Erlangung guten Erntewetters dargebracht wurde.

Daneben findet sich weithin der Brauch, den Gutsherrn, seine Angehörigen oder Bekannten, sobald jemand nach Beginn der Ernte das Feld betritt, zu „binden", zu „schnüren", zu „bannen" oder, wie der Schweizer sagt, „in die Halmen zu nehmen". Dem Betreffenden wird ein Kornseil um einen Arm gelegt oder eine Garbe oder Sense vorgehalten und nun — wenigstens in Norddeutschland — ein Spruch aufgesagt. Stellenweise geht dem Spruch auch ein taktmäßiges Streichen der Sensen vorher. Als Beispiel diene der folgende Spruch aus Nienhagen in Mecklenburg:

---

[1]) Vgl. Sohnreys Dfztg. 1905, Nr. 31. Verschieden hiervon ist das Erntebier, das nach der ganzen Ernte gegeben wird. [2]) Pfannenschmid S. 94. [3]) Tägl. Rundschau 1899, Unterhaltungsblatt 194.

Herr N. de schickt sin Meigers (seine Mäher) int Feld,
Se willen Bramwin drinken un hebben kein Geld.
Herr N. de möchte so gäudig sin
Un schenken de Lüd 4 Schilling to Bramwin.
Dat is uns nich üm Bramwin to doon,
Sonder Herrn N. ene Ihr antodoon.

Der Geschnürte muß sich durch ein Trinkgeld lösen. Man betrachtet diese Spende als Umbildung eines alten Brauches, als „den in Geld umgesetzten Beitrag zu dem alten Opfermahl und Opfertrunk für das Gesinde“ [1]).

So anstrengend die Erntearbeit ist, die Schnitter verlernen die Freude an Scherz und Neckereien nicht. In der Schweiz bringen den beim Mähen zurückbleibenden Schnitter seine Genossen gern in Verlegenheit, indem sie ihn überholen und schließlich auf einem abgesonderten Getreidestückchen, dem Fulacher (Faulacker), zurücklassen. Er muß die anderen freihalten, und allerhand Spott wird während der Erntezeit mit ihm getrieben. Wenn im Braunschweigischen[2]) ein Mäher Halme stehen läßt, so necken ihn die andern mit den Worten: „se raupet dik“ (sie rufen dich). In Mecklenburg[3]) aber heißt ein schlechter Mäher ein „Poggenstäker“ (Froschstecher) oder „Steinsöker“. In der guten, alten Zeit war man sogar nach der schweren Tagesarbeit oft noch zum Singen aufgelegt, und die Burschen und Mädchen kehrten, die Sensen und Harken auf dem Rücken, in der Dämmerstunde unter den Klängen eines sinnigen Liedes ins Dorf zurück. Selbst den Armen werktätig beizustehen, bleibt hier und da noch Kraft und Lust über: so soll es in der Schweiz gar nicht selten vorkommen, daß die Burschen eine

---

[1]) Vgl. Pfannenschmid S. 94 f. [2]) Andree S. 364. [3]) Wossidlo: Land V S. 320.

Nacht darangeben, um einer alleinstehenden armen Witwe das Korn zu mähen.

Wir nähern uns dem Ende der Roggenernte, die vielerorts festlich begangen wird. Bei diesen Festbräuchen spielt besonders die letzte Roggengarbe und der an sie sich knüpfende Volksglaube eine Rolle. Die Alten glaubten nämlich, im Kornhause ein Wesen, das bald segnend, bald schädigend (durch strichweises Abmähen mit einer an seinem Fuß befestigten Sichel oder sonst) seinen Einfluß geltend mache. Die Schnitter stören es nun aus seiner Ruhe auf. Beim Mähen flieht es von einem Roggenstück zum andern. Da fällt die letzte Garbe, und mit ihr ist der Korngeist gefangen.

Mannigfach sind die Bezeichnungen dieser Garbe, die verbreitetste wohl „der Alte". Vielerwärts, z. B. bei Hannover und Osnabrück[1]), wird sie auf dem Felde aufgestellt und jubelnd mit dem Rufe „De Aule, de Aule" begrüßt. In der Osnabrücker Gegend kniet man stellenweise vor ihr nieder und küßt den „Alten". In der Priegnitz[2]) fertigt man aus ihr eine Puppe und schmückt diese mit Bändern und Blumen. In Pommern bekleidet man die Garbe mit Hose, Weste, Rock und Hut und „bringt" nun, wie der Ausdruck lautet, „den Alten". Bei der Ankunft auf dem Hofe spricht der Vormäher einige Verse. So lautet ein pommersches Gedicht, das auch auf den Bismarckschen Gütern um Varzin gebräuchlich war[3]):

Guten Tag, Ihr Herren allzumal,
Wie viele sind in diesem Saal,
Wir kommen hier eingetreten,
Kein Mensch hat uns hergebeten.

---

[1]) Pfannenschmid S. 98 f. [2]) Staatsbürgerzeitung 1897, Nr. 323.
[3]) M. v. Berlin: Niedersachsen X S. 412.

Wir haben uns recht bedacht
Und einen Alten gemacht,
Der ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von Blumen und reinem Korn.
Wir haben gebunden
In heißen Stunden,
Wir haben geharkt,
Daß der Sand so staubt.
Wenn wir dann zurückkehren,
Sehn die Mahlzeit vor uns stehn,
Von dem Kessel in den Löffel, von dem Löffel in den Mund,
Dabei lass' uns der liebe Gott gesund!

Und nun folgen allerlei Glückwünsche, z. B. die in Erntesprüchen oder Dreikönigsliedern in ähnlicher Form westwärts bis ins Hessische nachgewiesenen Verse:

Wir wünschen der Herrschaft 'nen goldenen Tisch,
Auf jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
In der Mitte eine Flasche Wein,
Dabei soll'n die Herrschaften lustig sein.

Wünsche für die andern Mitglieder der Familie, auch solche neckischer Art, z. B. für die Mamsell, der etwa ein braver, tüchtiger Schuster zum Mann gewünscht wird, machen den Beschluß. Stellenweise wurde mit dem Alten allerlei Spaß getrieben. Man setzte ihn beim Festmahl mit an den Tisch, und hernach schwenkte jede Binderin ihn im Tanze herum.

Der Alte ist eine Entstellung und Verzerrung Wodans. Sein Name lebt sogar noch in einem Brauch, der sich stellenweise bis heute im Schaumburgischen erhalten hat. Hier bleibt ihm das letzte Roggenbüschel stehen, der „Waulroggen", und die Schnitter rufen dreimal „Waul" (d. h. Wodan). Im alten Mecklenburg wurden die zu einem Büschel dreifach zusammengebundenen letzten Roggenhalme besprengt; nach diesem Trank-

opfer traten die Schnitter herum, entblößten das Haupt und riefen mit emporgerichteter Sense dreimal:

Wode,
Hale dinem Rosse nu Voder (nun Futter)!
Nu Distel un Dorn,
Tom andren Jar beter Korn!

Der Gewährsmann, der am Ende des 16. Jahrhunderts lebende Rostocker Prediger Nicolaus Gryse, ist über diese Anrufung des „Wodendövels" (Wodanteufels) nicht wenig entrüstet.

Einen ähnlichen Brauch übte man zu Ehren von Wodans Gemahlin, der Frau Gode, die sich mit der bekannteren Frau Holle deckt; andere Bezeichnungen von ihr sind die Kornmutter, das Roggenweib, die Kornmuhme. Wie Wodan, hat auch sie sich eine Entstellung gefallen lassen müssen, und aus der Göttin ist z. B. in Südhannover eine die Kinder beim Kornblumenpflücken schreckende „grauköpfige Alte mit roten Augen und einer schwarzen Nase"[1] geworden. Der Frau Gode zu Ehren läßt man in Mecklenburg, der Altmark, dem hannoverschen Wendland, südlichen Lüneburg und Braunschweig den letzten Busch Roggen als Vergodendel, d. h. der „Frau Gode Anteil", stehen und schmückt ihn.[2] Der Busch oder Strauß wird umtanzt, abgeschnitten und unter Jubel heimgebracht. Die anscheinend alte Form des Brauches, den Anteil der Frau Gode überhaupt stehen zu lassen, ist nahezu erloschen. Von dem Rest des einstigen Ernteopfers ist der Name Vergodendel an manchen Orten auf das sich anschließende Erntefest übertragen worden. In altmärkischen Dörfern[3] verläuft dieses etwa folgendermaßen: Mehrere Musiker lassen bereits an dem Vor-

[1] Schambach bei Pfannenschmid S. 101. [2] Pfannenschmid S. 106 f., Kück S. 152, Andree S. 364 f. Andere deuten „Fro Gode" als „Herr Wode" (Wodan). [3] Land 1902, Nr. 35.

mittag, der die Roggenernte beschließt, auf dem Feld ihre Weisen ertönen. Die Binderinnen binden den letzten Strauß schön zusammen und schmücken ihn mit Blumen. Nun vereinigt man sich zum Tanz. Die Vormäher springen mit ihrer Binderin über den Strauß, und jeder Vormäher tanzt drei Tänze. Die Bewirtung auf dem Felde liegt dem Besitzer ob, dessen Vormäher den Vortanz hat. Dem Tanze folgt das Abmähen des Straußes und der Einmarsch unter Musik. Nach einem kirchlichen Lied geht man zum Mittagsmahl auseinander, um sich später zum Tanz wieder zusammenzufinden. In Thüringen, Franken und Bayern findet sich ebenfalls die auf ein altes Dankopfer zurückgehende Sitte, die letzten Roggenhalme stehen zu lassen.

In einigen Gegenden ist an die Stelle Wodans St. Peter getreten, so (nach einem Zeitungsbericht von 1907) auf dem Hümmling im hannoverschen Emsland und ähnlich im Westfälischen und Oldenburgischen. Auf dem Hümmling nennt man die stehen gebliebene Roggenfläche, in die man einen belaubten Birkenbaum stellt, die Petersbult. St. Peter ist die Stelle gewidmet: so wird er den Schnittern und Schnitterinnen eine Stelle im Himmel bereiten. Um die Petersbult werden Erntereigen getanzt und Lieder gesungen, bis ein Zeichen zum Festmahl ruft.

Auch für die Vögel bleiben die letzten Halme stehen; vielerwärts opfert man ihnen auch die Körner der Garbe, aus der der Alte hergestellt ist: eine schöne Umbildung des einstigen Ernteopfers, durch das die Gottheit um Abwehr alles Schadens und somit auch der gefräßigen Vögel gebeten wurde.

In manchen Gegenden findet nun eine weitere Feier als die nach der Roggenernte nicht statt. So gibt es pommersche Güter, z. B. die in Kathkow, wo schon gleichzeitig mit der

Überbringung des Alten die Erntekrone überreicht und das Erntefest gefeiert wird. In Ostpreußen[1]) rücken am Ende der Roggenernte die Arbeiter, gewöhnlich ganz unvermutet, mit Sensen, Harken und einer Krone aus Ähren auf den Gutshof, sie „bringen den Plon" und werden dafür bewirtet. Da „Plon" (Drache) die slawische Bezeichnung eines Schätze bescherenden und auch auf dem Felde hülfreichen drachengestaltigen Wesens ist, so müssen wir (vorausgesetzt, daß dieses Wort hier in Betracht kommt) annehmen, daß früher eine drachenähnliche Gestalt am Schluß der Roggenernte heimgebracht wurde und so „den Plon bringen" etwas Ähnliches bedeutete wie das deutsche „den Alten bringen"[2]). Bei dieser ostpreußischen Feier verdient noch das übrigens auch anderwärts wohlbekannte Begießen mit Wasser Hervorhebung. Nach der Ansprache des ersten Mähers oder seiner Binderin, die beide mit Blumen geschmückt sind, wird ihnen von den Dienstboten des Gutsherrn unversehens ein Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen, ja bisweilen entwickeln sich förmliche Wasserschlachten. Es handelt sich dabei ursprünglich wohl um einen Regenzauber, der den Regen auf die nächstjährige Saat herablocken sollte[3]). Selbstverständlich ist der alte Sinn heute vergessen und der Brauch zu einer bloßen Volksbelustigung geworden. Hier und da wird außer dem Roggenplon am Schluß der Weizenernte ein „Weizenplon" gebracht.

Nun finden sich aber auch, wie das nicht anders zu erwarten ist, kleine zeitliche Unterschiede, und die Feier knüpft

---

[1]) Elisabeth Lemke: Land XVI S. 422, vgl. S. 461 und 480. [2]) Eine andere Erklärung geht vom slaw. plon = das bestellte Feld, der Ertrag des Feldes aus und deutet den „Plon" als die den Felderertrag versinnbildlichende, aus den schönsten Ähren hergestellte Erntekrone. [3]) Mannhardt, I S. 214.

statt an die letzte Roggen- an die letzte Getreidegarbe an. So scheint hier und da der ostelbische „Alte" nicht die Roggen-, sondern erst die Hafererne abzuschließen[1]). Dasselbe ist der Fall bei dem Fockbier der Angeln in Schleswig-Holstein[2]). Dort läßt man gern zwei Neulinge die letzte Garbe mähen und binden. Sobald diese gemäht ist, fragt es sich, wer schneller ist, die Binderin beim Binden der Garbe oder der Mäher beim Streichen der Sense. Dem unterliegenden Teil wird der „Fock", ein schön verzierter Ährenstrauß oder, wie eine andere Quelle ihn schildert, ein mit allen Kornarten und mit Bändern umwundenes dreibeiniges Gestell, an der Sense oder der Harke befestigt, und nun geht es paarweise, das Fockpaar voran, mit Neckereien heimwärts. Mit klingenden Sensen melden die Schnitter — nach einem auch in anderen Gegenden Deutschlands bekannten Brauch — ihr Kommen an, ein Wink für die Hausfrau, sie mit einem Trunk zu bewillkommnen, wenn ihr die Sensen nicht zwischen die Kohlköpfe fahren sollen. Nun folgt die Überreichung des Focks an die Hausfrau, die mit einem Trinkgeld dankt, und abends ein Festmahl, das „Fockbier"; der Fock schmückt dabei den Tisch und wird noch lange aufbewahrt. Andere Besitzer geben statt des Fockbiers am Schluß der ganzen Ernte — im Milchkeller oder anderwärts — für alle, die bei der Ernte mitgeholfen haben, ein Erntebier.

Was bedeutet nun Fock? Die Deutung des noch unerklärten Wortes führt zu einem neuen Vorstellungskreis. Neben den vorher (S. 154) erwähnten Dämonen hausen nämlich nach dem Volksglauben im Korn noch andere dämonenartige Wesen, allerlei Tiere, die ebenfalls mit der letzten Garbe gefangen

[1]) Vgl. z. B. Bartsch II S. 309. [2]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 42. G. Beyer: Nordd. A. Ztg. 1890, Sonntagsbeil. Nr. 31. Mitteilung von B. C. Bruhn, Knefferbeck bei Gelting.

werden, weshalb der Name der Tiere auch auf die letzte Garbe übergeht. In Schlesien ist ein solches Wesen der Kater, und Kater nennt man denn auch dort die letzte Garbe. In der südlichen Lüneburger Heide haust der Bock im Roggen; der beim Mähen unwohl werdende Schnitter sagt noch heute in der Umgegend von Ülzen[1]): „Mik hett de Bock stött (gestoßen)." Nun ist Bocke eine alte niederdeutsche Bezeichnung der Kröte, und tatsächlich kommt die Kröte auch sonst als Korndämon vor. So ergibt sich als alte Vorstellung der Angeln, daß aus der letzten Garbe eine Kröte springt; der Name Bocke ist auf die letzte Garbe und den aus ihr gefertigten eigenartigen, vermutlich einst eine Kröte darstellenden Strauß übergegangen. Noch verbreiteter war als Korndämon der Hahn, von dem später zu sprechen sein wird. Auch der Hase gehört hierher: „De Has fall nu woll rut" sagt der mecklenburgische Schnitter, wenn er zum letzten Schnitt ausholt. Neben dem Hasen erscheint der Wolf als Korndämon; zu Brunshaupten in Mecklenburg hatte die Binderin der letzten Weizengarbe den Weizenwolf mit Füßen, Schwanz und Mähne zu binden. In vielen Gegenden Deutschlands führt das Volk die vom Wind hervorgerufenen wellenförmigen Bewegungen des Getreides auf den Wolf zurück: „der Wolf geht durch das Korn," „der Wolf ist im Korne". Auch die Sau gehört in die Zahl der Korndämonen: stellenweise, z. B. in der Gegend des Harzes, heißt nach ihr noch heute die große Schlepphacke, die zum Zusammenharken der letzten Getreidehalme dient, die „Sustarwe" (Saufterbe).

Auf die Entstehung dieses tierischen Dämonenglaubens soll hier nicht näher eingegangen werden, zumal das letzte Wort

---

[1]) Kückesche Sammlung, ähnlich in der Gegend von Gifhorn: Pfannenschmid S. 95.

im Kampfe der Meinungen noch nicht gesprochen ist. Die einen, so Mannhardt und Pfannenschmid, sehen in den tierischen Dämonen uralte Schöpfungen der Volksphantasie, die dabei von bestimmten Wetter- und Himmelserscheinungen ausgegangen sein soll, z. B. beim Wolf von dem das Getreide bewegenden Wind, beim Hahn von dem in den Lüften krähenden Donnerhahn. Dem entgegengesetzt ist die Ansicht Ulrich Jahns, der den Dämonenglauben wenigstens zum Teil auf alte Opferbräuche, auf die Darbringung gewisser den Erntegottheiten heiliger Tiere zurückführen will. Für den Hahn, der uns in diesem Kapitel noch näher beschäftigen wird, trifft sicher die zweite Erklärung besser zu. Der Hahn war wegen seiner Fruchtbarkeit[1]) und daneben wohl wegen seines an den gezackten Blitz erinnernden Kammes von jeher das heilige Tier des Wettergottes und stand daher wie dieser selbst in enger Beziehung zum Getreidefelde. —

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Feiern stehen nun diejenigen, die sich an das Einbringen des letzten Getreidefuders schließen oder den Beschluß der gesamten Ernte, einschließlich der Kartoffelernte, bilden, also in die Zeit fallen, wo der Landmann am besten Zeit zum Feiern hat. Zu diesen Festlichkeiten gehört in der Regel der Erntekranz oder die schon kurz erwähnte, an seine Stelle getretene Erntekrone, die gern mit Hülfe von zwei auf Querhölzern ruhenden Bügeln hergestellt und mit Fruchthalmen, buntem Papier, Rauschgold, Buchsbaum und Tannenzweigen geschmückt wird. Mit besonderer Feierlichkeit wird in manchen Gegenden das letzte Fuder eingeholt. So in Schaumburg-Lippe, wo es mit Vieren geht, das

[1]) Auch andere Korndämonen sind durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Wesen. Wir erinnern an den Bock, den Hasen, die Sau. Es scheint, daß einst der Volksglaube die Fruchtbarkeit des Feldes mit der Fruchtbarkeit dieser Dämonen in Zusammenhang gebracht hat.

Gesinde und selbst die Peitsche festlich geputzt sind und oben auf dem Fuder der mit einem goldenen Hahn geschmückte, aus allen Getreidearten hergestellte Kranz liegt; nach ihm heißt denn auch die sich anschließende häusliche Feier der „Erntekranz"; diesem folgt später das Dorferntefest, das „Erntebier". Ein ähnlicher Brauch schwebt unserm großen Dichter vor:

Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Im Schwabenland verlief zur Zeit Schillers die patriarchalische Feier, Sichelhenket genannt, folgendermaßen[1]): Wenn die Schnitter nach der Einfahrt des Getreides ihre Sicheln an die Wand des Zimmers gehängt hatten (daher der Name „Sichelhenket"), begann der Schmaus. Oben saßen der Bauer mit seiner Frau, der Amtmann und der Pfarrer. Da gab es — wenigstens bei einer richtigen Sichelhenket — großäugige Fleischsuppe mit Schwarzbrot (nur der Pfarrer und der Amtmann bekamen Weißbrot), Rindfleisch mit Meerrettig, Sauerkraut mit Schweinefleisch und einem Blonzen (Blutwurst), Gänse- und Schweinebraten, fetten Salat, kleine Fastnachtsküchle und dicke Butterkuchen. Die Burschen legten den Mädchen vor und tranken den Wein mit ihnen aus demselben Zinnbecher; ein Hoch nach dem anderen reizte des Hausvaters Freigebigkeit. Dem Essen folgte Spiel und Tanz und schließlich die Abrechnung

[1]) Nach dem „Wirtemberg. Hofkalender" von 1790 (Birlinger II S. 331 f.).

des Hausvaters mit den Schnittern, die den Rest der Mahlzeit mit nach Hause bekamen und noch aus der Ferne manches Hoch erschallen ließen.

Weithin im allemannischen Gebiet ist nach dem Volksglauben mit den letzten Halmen, dem einstigen Ernteopfer, ein Segen verbunden. Sie heißen daher in der Schweiz das Glückhämpfeli, im elsässischen Sundgau das Glückshämpfele (von „das Hampfel" = Handvoll). Im Baselland[1]) legt der Hausvater in ein Büschel der schönsten Ähren, das er selbst aussucht (gewöhnlich sind es neun Halme), einige kleine Geschenke. Ist das Getreide geschnitten, so schneidet der jüngste Schnitter kniend das Büschel in drei Zügen, im Namen des dreieinigen Gottes, ab. Er bekommt die Geschenke und die Hausmutter das mit dem letzten Fuder heimgebrachte Glückhämpfeli. Die nun folgende häusliche Feier heißt, ähnlich wie im Schwäbischen, Sichelhenki, daneben Sichellegi oder Sichellösi (Niederlegung, Lösung der Sichel). Bei der Feier steht das Glückhämpfeli auf dem Tisch. Später erhält es in der Form eines Kranzes oder einer Taube — des heiligen Geistes — seinen Platz an der Wand, unter dem Kruzifix. Im Herbst mischt man die Körner aus dem Büschel unter die Saat, um so den Segen der alten Ernte auf die neue zu übertragen. Wie die letzten Halme, ist nach schweizerischem Glauben auch die letzte Garbe glückbringend und heißt daher die „Glücksgarbe". Mit Goldflittern geziert, liegt sie oben auf dem Erntewagen; das Vieh gedeiht, wenn es von ihr zu fressen bekommt, besonders beim Einläuten des Weihnachtsfestes.

In den Hochtälern Tirols,[2]) wo der Wagen nicht verwendbar ist und jede Garbe auf dem Kopf heimgebracht werden

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906, Nr 45. [2]) Gartenl. 1887, Nr. 37.

muß, holen die Kinder den Knecht und die Dirn mit Schellengeläut ein, wenn diese mit dem letzten Bündel, der sogenannten „Braut", kommen. Das heißt das „Brauteinläuten". Ein Festschmaus mit Honigkrapfen bildet den Beschluß des Tages. Die Bezeichnung „Braut" für das letzte Bündel stammt aus der noch heute stellenweise im Österreichischen üblichen Sitte, daß eine wirkliche Braut die letzte Garbe schneidet.

Und nun vom äußersten Süden nach dem Norden! Wir sind auf einem Gute Hinterpommerns[1]). Es ist am Nachmittag. „Nun danket alle Gott" erklingt es da: der Festzug kommt auf den Hof, voran die Musikanten, dahinter das Kranzmädchen mit der Erntekrone und dann zu zweien die Dorfbewohner. Vor dem Hause steht der Herr mit seiner Familie. Das Kranzmädchen tritt vor und überreicht die Krone mit einem Gedicht, wofür sie ein Geldgeschenk erhält. Der Hofmeister läßt den Herrn, die Hausfrau, die Kinder, die Gäste — alle einzeln, jedesmal mit einem Tusch — leben. Einige Hofgängermädchen verteilen gegen eine Geldgabe unter die Teilnehmer Aust-strütz (Ernteſträuße), die beim Fest getragen werden. Nach einem Tänzchen auf dem Hofe, wobei der Herr mit dem Kranzmädchen, die gnädige Frau mit dem Hofmeister tanzt, geht es paarweise, der Herr mit dem Kranzmädchen voran, zum Tanzraum, wo bis an den Morgen gefeiert wird.

Als Beispiel für einen Erntespruch mag das folgende, in den sächsischen Landesteilen westlich der Elbe weitverbreitete Gedicht[2]) dienen:

---

[1]) Marg. Nereſe-Wietholtz: Niederſ. IX S. 13. [2]) M. v. Berlin, a. a. O. Vgl. Pfannenſchmid S. 414 f. Die geſperrten Verſe kommen in dieſer oder ähnlicher Faſſung auch ſonſt vor und gelten mit Recht für beſonders alt.

Guten Tag, Herrschaften insgemein,
Ich bitt, nun ein Weilchen mal stille zu sein
Und meinen Worten hören zu,
Die ich weiter reden tu.
Wir haben gemacht den Erntekranz,
Der ist nicht halb, sondern der ist ganz.
Er ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinem, gewachsenem Korn.
Ich hatte ihn gemacht allerwegen,
Gedachte ihn meinem Herzallerliebsten zu geben.
Da der aber nicht da ist und nicht kommen kann,
Präsentier ich ihn meiner Herrschaft an.
So manches Ahr (Ähre),
So manches Jahr,
So manche Rispe,
So manche tausend Taler in des Herrn Geldkiste!
Ich will nun wünschen, daß die Pferde gut gehn
Und die Schwein' gut gedeihn
Und die Kinder reich frei'n.
Eins hab' ich noch vergessen,
Was wir heut abend essen,
Gebratene Fische und Forellen,
Dazu kommen Jungfern und Junggesellen,
Und dazu 'ne Pfeife Tabak,
Dann haben die Mannsleute auch etwas.
Und von der Herrschaft bitten wir Bier und Wein,
Und dabei woll'n wir recht lustig sein.
Spielt auf, Musikanten!

Die Erntekrone wird, wie in der Schweiz das Glückhämpfeli und in Angeln der Fock, in manchen norddeutschen Gegenden, z. B. auf pommerschen Gütern und stellenweise im Hannoverschen, sorgfältig aufbewahrt: sie erhält nach dem Fest ihre Stelle auf dem Vorplatz und hängt dort bis zum nächsten Erntefest. — In der Uckermark[1]) zogen bei der „Auft-köst" (Erntefchmaus,

[1]) Anna Zarnack: Land XV, Nr. 23.

Erntefeier) die Arbeiter, indem die Kuhmagd die aus allen Getreidearten, Astern, Georginen, Spargelwedeln und Hagebuttenketten gefertigte Krone trug, zunächst durch das Dorf und einen Teil des Feldes. Dann nahm man beim Gutshause Aufstellung, die Mäher strichen ihre Sensen, und dann sagte das Mädchen seine Verse auf. Beim Tanzen kamen auch Tänze aus der alten Zeit zu ihrem Rechte, so der „Abklatschwalzer", bei dem die Frauen und Mädchen jedesmal auf das Klatschen eines Überzähligen hin den Tänzer wechselten, und der „Besentanz"[1]), bei dem ein Besenreiter durch Fallenlassen des Besens den Tänzern das Zeichen zum Wechseln der Partnerin gab, worauf der Besen dem Übrigbleibenden zufiel.

In Mecklenburg war es wenigstens vor einigen Jahrzehnten noch ein verbreiteter Brauch, in Verbindung mit einem Erntefest eine Hochzeit zu feiern; die Ehre wurde aber nur unbescholtenen Brautpaaren zuteil.

Größere bäuerliche Besitzer feiern das Erntefest oft wie die benachbarten Güter. Anderwärts ist das Erntefest ein Fest des gesamten Dorfes. In Nordhannover, z. B. im Kreise Harburg, feierte man früher das Erntefest, den „Orndag" (Erntetag), so, daß das Festhaus in jedem Jahr wechselte. Die neue Krone wurde in feierlichem Zuge aus dem letztjährigen Festhaus abgeholt und nach dem diesjährigen gebracht. In diesem waren alle Vorkehrungen für das Fest getroffen worden, und jeder ließ sich für sein Geld bewirten. Das Gesinde schlief am folgenden Morgen, so lange es wollte: es war ja in erster Linie sein Fest! Seit einigen Jahrzehnten wird die Feier im Wirtshaus abgehalten, der Umzug ist fortgefallen. In ganz

[1]) Text und Singweise bei Gertrud Meyer, Tanzspiele u. Singtänze (1907), Nr. 31.

alter Zeit ist auch im Kreise Harburg[1]) ein Erntеschmaus auf dem einzelnen Bauerhof am Schluß der Roggenernte üblich gewesen: dabei gab es einen eigens zu diesem Zwecke gemästeten Hahn.

Als Korndämon spielte nämlich, wie schon erwähnt, bei den mit dem Einbringen des letzten Getreides verknüpften Feiern eine besondere Rolle der Hahn. Der bayrische „Saathahn", der schwäbische „Schnitthahn", der schweizerische „Krähhahne", der westfälische „Baudhahn" (von „Baud"-Ernte), der nordhannoversche „Arnhahn" (Erntehahn), die schlesische „Arhenne" (Erntehenne), alles Bezeichnungen für den Erntеschmaus oder das Erntefest, erinnern noch an ein altes, vermutlich auf dem Felde dem Donar als Dank für gutes Erntewetter und mit der Bitte um eine gute Ernte im folgenden Jahr dargebrachtes Opfer[2]). In der Umgegend von Bergen (Kr. Celle) hackte man bis etwa 1860 am letzten Tage der Roggenernte morgens einem Hahn den Kopf ab. Am Schluß des Mähens ließ man 20—30 Halme stehen, befestigte den Hahnenkopf auf einem zwischen die Ähren gesteckten Stock und band um Stock und Ähren ein buntes Band: das nannte man den „Stoppelhahn". Der Hahn selbst wurde in Suppe gekocht und mittags gegessen. Nach der Haferernte verfuhr man ebenso. In andern lüneburgischen Dörfern mußte der Hahn im Erntefestzug mithüpfen oder, mit Branntwein berauscht, auf dem Musikantentisch tanzen, auch brachte man auf dem Erntekranz einen aus Pappe geschnittenen und bunt beklebten und bemalten Hahn an, einen sogenannten „Papphahn". Der an die Stelle des Hahnenopfers getretene künstliche Hahn findet sich übrigens

[1]) Mitteilung von Auguste Wiese, Lüneburg (Kückische Sammlung).
[2]) Das Folgende nach Kücks S. 112 angeführtem Aufsatz.

weithin in Niedersachsen. Noch heute prangt in der Soester Börde[1]) ein aus Holz geschnitzter Hahn, den bunte Tücher und ein Kranz von Eierschalen schmücken, auf dem mit Buschwerk gekrönten letzten Fuder und später am Giebel des Herrenhauses oder der größten Scheune, wo er bis zum nächsten Erntefest oder „Harkemai" verbleibt. Auch das bekannte Hahnenschlagen (S. 56 und 135) wurde ursprünglich in Verbindung mit dem Erntefest geübt. In der Oberpfalz wurde noch bis vor einigen Jahrzehnten bei der Erntefeier ein Hahn von einem der Burschen mit verbundenen Augen erschlagen. In Schlesien, wo wir das Schlagen nach einem lebenden Hahn schon als Fastnachtsbelustigung kennen lernten, lebt es noch heute auch als Erntescherz. Bei den slawischen Völkern, bei denen ebenfalls der Hahn die Rolle eines Korndämons spielt, finden wir ähnliche Bräuche. So wurde von dem Bauer des Spreewaldes in den letzten Garben ein Hahn versteckt, den das junge Volk fing und mit dem letzten Fuder heimbrachte. Wie das Hahnenschlagen, gehört auch das Hahnreiten, das bei den Pfingstvergnügungen (S. 136) geschildert wurde, eigentlich in den Kreis der Erntespiele. Tatsächlich halten denn auch die Dörfer des Osthavellandes[2]) das Hahnreiten noch nach der Ernte ab: statt des hölzernen Hahnes wurde früher[3]) dabei ein lebender Hahn verwendet, der in einem Korb saß und dem von den Reitern mit einem Säbel der Kopf abgeschlagen wurde. Bei dem Hahnreiten sei auch gleich das gewöhnlich ebenfalls nach der Ernte veranstaltete Gänserichreiten genannt. In der Gegend von Wurzen (Königreich Sachsen) wurden beim „Gänsigreiten" zwei mit einer Flittergoldkrone und Bändern geschmückte

[1]) Sievert: Tägliche Rundschau 1902, Unterhaltungsbeil. 219. [2]) Gartenlaube 1895, Reimann S. 335. [3]) Berl. Lokalanz. 1907, Unterhaltungsbeil. Nr. 120.

Gänseriche in einiger Entfernung von einander mit den Füßen an einem Stock aufgehängt, um von den Reitern heruntergerissen zu werden. So lange sie bei Kräften waren, hoben sie beim Nahen eines Reiters ein wenig den Kopf: das genügte aber, um ein Erfassen unmöglich zu machen, und der Reiter, dem noch wie zum Hohne ein „Gak, Gak" nachschallte, wurde von den Zuschauern weidlich ausgelacht. In Schlesien[1]) ist das „Ganschreita" noch heute als Ernte- und stellenweise als Kirmeßbelustigung im Schwange, in Bayern[2]) fand das „Gansreißet" von jeher am Martinstage statt: wer dem Gänserich den Kopf abriß, erhielt eine gebratene Gans.

Die oben erwähnte westfälische Bezeichnung „Harkemai" für Erntefest nötigt noch zu einer Erläuterung. In Westfalen steckt man am Schluß des Mähens einen mit Bändern und Ähren geschmückten Buchen- oder Birkenast aufs Feld. Dieser wird mit dem letzten Fuder, d. h. mit den letzten Garben und dem Nachgeharkten (Naharkelse), heimgebracht. Daher heißt dieser Maibusch der „Harke-mai", eine Benennung, die dann auf die Erntefeier übergegangen ist. Die Sitte, einen solchen Maibusch aufzustellen, findet sich in dieser oder ähnlicher Gestalt innerhalb Deutschlands besonders in Westfalen und am mittleren und unteren Rhein; auch im hannoverschen Emsland (S. 157) ist sie uns begegnet. So ragt der Maibaum, ein Sinnbild des kräftigen Wachstums, eigenartig in die Erntebräuche hinein. Der Brauch bezieht sich wohl, ähnlich wie das Begießen mit Wasser, auf die Ernte des folgenden Jahres: er soll „die Gewähr eines guten Gedeihens"[3]) für die neue Aussaat bieten.

Auch an einem allerdings nur auf niedere Komik hinauslaufenden Erntefestspiel fehlt es nicht: In einigen Dörfern

[1]) Drechsler I S. 161, II S. 72. [2]) Hagelstange, Südd. Bauernleben i. Mittelalter S. 233. [3]) Mannhardt I S. 190 f.

des Kreises Neisse[1]) machen die Knechte am Sonntag nach dem Einbringen des letzten Haferfuders das „Haferfahn". Einem Bajazzo folgt ein Lastwagen mit einem als „Haferbraut" verkleideten Bauernsohn oder Knecht; der Braut zur Seite sitzt der Bräutigam, der sie fleißig aus der Branntweinflasche trinken läßt, während sie das Taschentuch zu den Augen führt und die Ohnmächtige spielt. Dann kommt ein Wagen mit der Musik und hierauf ein langer Zug zusammengekoppelter Pflüge und Eggen, einen Eisenbahnzug darstellend; ein Brettwägelchen mit einem geheizten Ofen, das zugleich ein Fäßchen Bier mitführt, ist die Lokomotive. Den Brautwagen umkreist der „Feldscher", der in einer alten Landwehruniform steckt und mit Scheere und Pflaster, Spritze und Kümmelflasche sich um die Kranke bemüht. So zieht man, Gaben einfordernd, unter dem Lachen und Gekreisch der Ortseinwohnerschaft von Hof zu Hof und schließlich zu Trunk und Tanz ins Wirtshaus.

Wir haben oben gesehen, wie stark auch heute noch die religöse und kirchliche Sitte in die Erntezeit und das Erntefest hinübergreift und wie neben den christlichen Gepflogenheiten zäh festgehaltene, wenn auch nicht mehr verstandene und durchweg verzerrte Reste des heidnischen Glaubens einhergehen, neben christlichen Vorstellungen Reste des Glaubens an Wodan und Gode und solche heidnischer Ernteopfer und Opferschmäuse. Bei dieser Verbindung von Christentum und Volksglauben ist es begreiflich, daß nun auch die kirchliche Erntedankfeier, die bekanntlich in den meisten Gegenden Deutschlands am Sonntag nach Michaelis stattfindet, wenigstens auf dem flachen Lande vielerorts ein gewisses volkstümliches Gepräge trägt. Im Züricher Land brachte man noch vor nicht langer Zeit,

[1]) Mitteilung von M. Seydel, Brieg.

vermutlich nach dem Vorbild des alttestamentlichen Ernteopfers, in die Kirche eine große Garbe mit, die den Armen zufiel. Weitverbreitet ist der Brauch, den Altar mit Ähren und Blumenschmuck zu schmücken; vereinzelt zieht noch in evangelischen Gegenden der Geistliche vor dem Gottesdienst mit der Gemeinde singend aufs Feld, und von hier geht es nach einer Ansprache mit dem Erntekranz in die Kirche. Im Nassauischen[1]) werden auf dem Altar einige Ähren verbrannt. An den erwähnten Züricher Brauch erinnert ein bergischer, das erste Brot nach der Ernte in die Kirche zu tragen, wo es nach dem Gottesdienst zerschnitten und unter die Armen verteilt wird, vermutlich der Rest eines alten Brotopfers. Im sächsischen Vogtlande[2]) wird Kuchen gebacken, und der Landmann legt mehr Geld in die Becken als an andern Festtagen. — Die kirchliche Erntedankfeier der evangelischen Kirche und die in katholischen Gegenden übliche Dankvotivmesse vor dem ährengeschmückten Altar[3]) blicken auf eine lange Geschichte zurück, und manches spricht dafür, daß es schon in heidnischer Zeit ein religiöses Erntedankfest der Gemeinde gegeben hat, das von der bekanntlich sich gern der alten Volkssitte anschmiegenden christlichen Kirche umgebildet worden ist. In dem Abschnitt über den „Martinstag" wird hierauf zurückzukommen sein.

Wir haben von der Getreideernte gehört. Nun noch einige Worte über die Festbräuche, die mit dem bekanntlich einen großen Teil des Winterhalbjahres ausfüllenden Ausdreschen des Getreides und mit der Einerntung der übrigen Früchte verknüpft sind. Die Arbeit der **Dreschers** begleitet allerlei

[1]) R. Reichhardt: Tägl. Rundsch. 1907, Unterhaltungsbeil. S. 203. [2]) Köhler S. 221. [3]) Pfannenschmid S. 126.

schelmischer Humor. Dem Schlesier[1]) klingt es, wenn nur zwei dreschen, wie: „Kommt, helft!" oder „'s geht schlecht", den Dreischlag aber deuten die Drescher, einen Katzenbraten wittrend, als: „Deck 's Bett auf, schlag d' Katz' tot!" und den Vierer-schlag also:

Der Katzen Rugg (Rücken)
Der steckt im Tupp,
Der wird gekucht,
Das schmeckt ni gutt.

Wer beim Dreschen den letzten Schlag tut, wird gern gehänselt. Im Koburgischen[2]) wurde dieser gern, zumal wenn es ein Unerfahrener war, mit einem Korb im Dorf herumgesandt, um das „Mäusegarn" zu holen, das in einer Elle Garn, einem Gebind Zwirn, etwas Geld, Tuch und einer Wurst bestand. Heimlich geschwärzt kehrte er mit seinen Gaben zu den Mitdreschern zurück. In noch älterer Zeit hat man ihm vermutlich, wie das wenigstens anderwärts geschah, allerlei wertlose Dinge wohlverpackt in seinem Korb mitgegeben[3]). Im Württembergischen schloß sich wenigstens früher[4]) an den letzten Drusch, der Sichelhenket entsprechend, eine Flegelhenket. Der Bauer lud kurz vor dem Schluß des Dreschens die Drescher dazu ein. Diese dankten und wollten, weil's so sein müßte, kommen. Mit einem freudigen Flegeltakt ward der Rest ge-droschen, die Flegel erhielten ihren Platz an der Wand, und die Drescher ließen sich an dem reichbesetzten Tisch nieder. Das von einem Knecht gesungene Amen war das Zeichen zum Zu-

[1]) Mitteilung des Pastors H. Müller, Hartmannsdorf, vgl. auch Drechsler II S. 76f. [2]) Mitteilung von Reinhold Volk, Emstadt. [3]) In ähnlicher Weise wird in Südhannover der Schäferjunge ge-foppt, der bei der Schafschur fortgeschickt wird, um ein „Wullenseewe" (Wollesieb) zu holen: E. Bunzendahl, Land XI S. 309. [4]) Reimann S. 326.

greifen. Die Mädchen lugten während des Essens durchs Fenster und warteten ungeduldig auf den Beginn des Tanzes. Im Kanton Graubünden feiert man hier und dort noch ähnlich das „Flegel-legi". Im oberen Innviertel[1]) ladet der Bauer die Nachbaren und andere Bekannte zu einem „Drischleg": allerlei Mummenschanz wird getrieben, und Musikanten, die aber nur „mit schlechtem Gelde", etwa mit Steinen und gefrorenen Roßäpfeln, bezahlt werden, spielen zum Tanz auf.

Als Abschluß der **Heuernte** begeht der Graubündner ein Segessen-henki (Aufhängen der Sense). Diesem tritt zur Seite die durch Rosegger bekannte steiermärkische Gürtelsprenge, bei der der Riemen kürzer und kürzer wird und die Enden seines Ringes zuletzt nicht mehr reichen wollen nach der Milch mit Weißbrot, dem Speckkraut, den Roggenknödeln, den Rahmstrudeln und wie die Leckerbissen alle heißen mögen. Auch im schwäbischen Gebiet kennt man eine Feier am Schluß der Heuernte; das letzte Fuder heißt auf dem Schwarzwald[2]) die Heugeiß, und damit man die Heugeiß recht trinken kann, darf es an Wein und Gebäck nicht fehlen. Zu einem urwüchsigen Volksfest gestaltete sich bis 1825 die Heuernte in dem schwäbischen Heuberg[3]). In den benachbarten Orten Binsdorf, Dormettingen und Geislingen rief der Büttel aus, daß „der Heuberg offen sei". Dann fand an dem festgesetzten Tage gemeinsam das Mähen und das Bearbeiten des Grases statt, und abends schwangen sich die Paare auf dem abgemähten Wiesengrund, worauf am nächsten Tage das Heimbringen des Heus und ein lustiger Krammarkt auf der Wiesenfläche folgte. Hierauf schloß sich der Heuberg wieder, und nur noch die weidenden Schäfer betraten ihn.

---

[1]) H. v. Preen: Z. d. V. f. Volksk. XIV S. 361 f. [2]) Birlinger II S. 333. [3]) Birlinger II S. 342 f.

Auch des **Flachses** ist in diesem Zusammenhang zu gedenken. In der Soester Börde[1]) sangen die Mädchen beim „Riepen", dem Abraufen der Flachsknoten, ein Flaßroiperstückſken nach dem andern, neben ausgelassenen Liedern die alten sinnigen, dem Volk ans Herz gewachsenen Weisen. In den Pausen ging auf Tellern Branntwein mit Zucker und Kuchen herum. Das Flachsriffeln war das lustigste Fest, „dat gänk öawer't Schützenfest". „Knottenflaß"! rief jede, der gerade kein Flachs mehr zur Hand war, und so laut, daß es durchs ganze Dorf schallte und die Hunde bellend aus den Häusern kamen. Man hänselte so den Schweinejungen, der den Flachs zureichte. Oder es wurde gesungen:

Wat schwemmet op uassem Duike (Teiche)?
Mm, nana, ßaßa hoho!
Eune hoalne Tunne!
Mm, nana, ßaßa hoho!
Allwei (Wer) do satt drinne?
Mm, nana, ßaßa hoho!
Do satt Olbers Bettken (Lisbeth, eine der Anwesenden) drinne!
Mm, nana, ßaßa hoho!
Allwei seau gänk (ging) drümme?
Mm, nana, ßaßa hoho!
Müllers Kasper geut drümme!
Mm, nana, ßaßa hoho!
Is dei guat?

Erscholl es „Neu" (Nein), so wurde weiter gesungen:

Lot us noch eunmal öawerrummeln,
Heu juchheu!
Wet dei suin Mann verkungeln (Wir wollen der ihren Mann verhandeln = ihr einen Mann verschaffen),
Rummel juchheu!

---

[1]) Henrich: Westfälischer Anzeiger 1906.

Wui wet är eunen annern giewen,
Heu juchheu!
Müllers Kasper soll't selwer suin,
Rummel juchheu!
Is dei guat?

Wenn man diesmal einverstanden war, so hieß es „Jau" (Ja), und neue Pärchen kamen an die Reihe. War die Arbeit fertig, dann wurde der Flachs zum Teich gefahren, wo er faulen sollte; auf dem Fuder saßen singend, mit strohumhülltem Kopf, die Mädchen, denn nun kamen die Burschen mit gefüllten Eimern und begossen sie.

Im Bayrischen Wald[1]) wird jede an einer Flachsbrechhütte vorbeikommende männliche Person von dem schönsten der Mädchen mit einem Bund Flachs an den Füßen gebunden und so zu einem Trinkgeld genötigt. Auch im Schwabenland[2]) wird beim „Liechen" (Herausziehen) oder Brechen des Flachses ein vorbeigehender Bauer oder Herr von einer der Jungfern „gefangen". Im Innkreise[3]) neckte beim Flachsriffeln ein Bursche der Nachbarschaft das arbeitende Gesinde, indem er mit dem Hirsebrei der Hauswirtin sich zeigte und dann schleunigst reißaus nahm: wurde er erwischt, so erhielt er ein Strohkostüm, wurde angebunden und war den ganzen Tag die Zielscheibe des Spottes. Entkam er aber in sein Haus, so war er beim Essen und „Haartanz" (Flachstanz) der Held des Tages und durfte seinerseits seinen Witz an jedem üben. Bei der „Brakelköst", dem gemeinsamen Flachsbrechfest in der Lüneburger Heide[4]), „brakten" die Mädchen um die Wette: dabei floß die Arbeit ebenso munter fort wie bei den Neckversen der Westfälin. Wer die letzte „Rüste" brakte, wurde „Braut": sie bekam bei

[1]) Tägl. Rundsch. 1896, Unterhaltungsb. 295. Vgl. auch Montanus, S. 43 f. [2]) Birlinger II S. 352. [3]) Reimann, S. 337. [4]) Kück, S. 88.

der Bewirtung die Butterdose vor sich wie bei der Hochzeit die Braut die Brautbutter. Dann fanden sich auch die Burschen ein und neckten mit Vorliebe die Bäuerin, indem sie einen Pfannkuchen vom Herd nahmen, ähnlich wie die westfälischen Mädchen ihr den Breikessel durch daruntergesteckten Flachs zum Überkochen zu bringen suchen. Eine „Brechelbraut" finden wir im steierischen Oberland, wo an das Mahl sich ein Tanz bei Zither und Hackbrett schließt, eine „Brechhochzeit" in der Rheinpfalz[1]). In der Bremer Gegend[2]) bringt der zuerst seinen Flachs rein Bekommende dem Nachbar einen aus Flachsabfall, der „Schäw" oder dem „Schavels", hergestellten Kerl, den Schaav-keerl. Dieser trägt eine Branntweinflasche und vor der Brust einen Brief mit den Spottversen:

God'n Dag, ji Herrn un ji Damen,
Bi jo (Euch) is woll de Schaavkeerl kamen?
De well jo graleern (gratulieren) ob jo Braken (zu Eurem Braken)
Un bringen jo en Buddel vull in de Knaken.
Dadör bekamt ji neen (neuen) Moot
Un hebt mit'n paar Dagen jo Braken ok.
Deerns, ji staht jo mit de Jungens got,
Kamt mi aber nich an'n Hoot!
Ick möcht jo fallen int Gesicht,
Un mi föll de ganze Buddel tonicht.
Nu prost: Gesche, Aleid, Wübke un Annbek (Anna Beke)[3])!

In andern niedersächsischen Gegenden erhält solchen Mann auch wohl das zuletzt mit dem Braken fertig werdende Mädchen.

Die westfälische Bäuerin wehrt sich beim Flachsbrechfest gegen die Neckereien der Mädchen, indem sie diese mit Wasser begießt. Auch am Schluß der sauerländischen **Kartoffelernte**[4]),

---

[1]) Jahn, S. 200 f. [2]) Mitteilung von Elisabeth Waldmann in Brinkum. [3]) Mädchenvornamen. [4]) Nach Sohnreys Dfztg. 1902, Nr 37.

wenn das Gesinde eine mit dicken Kartoffeln besteckte und bekränzte Forke nach Aufsagen eines Reimspruches auf den Herd legen will, sucht die Bäuerin das durch ein Begießen des Gesindes zu verhindern. Gelingt das nicht, so schuldet sie einen dicken Pfannekuchen, „drin Speck und Eier nicht zu suchen". Stellenweise im Lüneburgischen, z. B. in Hanstedt, Kr. Winsen[1]), lud dieser und jener Bauer die jungen Leute des Dorfes an einem Sonntagnachmittag zum Kartoffelroden ein. Nach der Arbeit ging es mit dem Kartoffelfuder zum Bauernhaus. Die Musikanten saßen auf dem Fuder und spielten. Einen Tagelohn gab es nicht. Schmaus und Tanz waren genügende Reizmittel.

Reste alter, dem Donar dargebrachter Beerenopfer birgt hier und da noch die **Beerenlese**. Im Bendahl[2]) bei Elberfeld zerdrückten die zum Beerenpflücken gehenden Kinder die drei ersten und schönsten Beeren an einer alten Eiche, dem „schwarzen Peter", vermutlich einem einstigen Baum des Donar, an dessen Stelle oft Sankt Peter getreten ist. In Dodenhausen (Kr. Frankenberg) steckten sie auf dem Nachhausewege einige der besten Beeren an einen Dornstrauch und warfen unter einem Dankesspruch einen Stein in den Busch. Im Bergischen singen sie noch heute auf dem Heimwege das einst dem Donar heilige Eichhörnchen an. Im badischen Triberg[3]) singen die Kinder, wenn sie aus „de Heibeer" kommen:

Holle, holle Röhre,
M'r kumme us de Beere.
's Beeremaidili isch zu is kumme,
Het is alle Heibeer g'numme,
's Kiewili (die Kinnbacken) voll, 's Kärbli leer.
Wemmer nu dr'haime wer!

[1]) Lehrer Steincke, Brackel (Kückesche Samml.). [2]) Schell: Z. f. rhein. u. westf. Vk. I S. 59f. [3]) Mitteilung eines Ungenannten.

Beim **Weinlesefest** spielen vielerorts die Hüter eine wichtige Rolle. Im Niederösterreichischen[1]) halten sie mit bändergeschmückten Flaschen und Gläsern ihren Umzug, wobei jeder Hauer ein Ständchen bekommt, und dann, beim Einzug in den Festraum, rennen sie, was das Zeug halten will, jeder nach seinem Mädchen. Nämlich die zuerst in den Saal Geführte ist für dieses Jahr das erste Hütermädel, eine hohe Ehre, denn die Hüter rechnen zu den Respektspersonen. Den ersten Ländler macht sie mit „ihm"; nachdem er den Musikanten fünf Gulden zugeworfen hat, führt er sie dem Feuerwehrhauptmann und den anderen Honoratioren zum Tanze zu. Erst in der Morgenfrühe geht es ans „Heimgeigen": die einen werden auf die Straße, andere sogar bis vors Haus geleitet. Sang und Geigenklang überall! Im Luxemburgischen[2]) spielte früher der uns bekannte Erntehahn auch bei der Weinlese eine Rolle. Ein mit einem Traubenkranz geschmückter Hahn wurde, auf einer Stange befestigt, im Zuge der verkleideten Winzer und Winzerinnen dahingetragen und dem Weingutsbesitzer überreicht. Den Heiligen aber, deren Gedenktage in die Monate Juli oder August fallen, dem heiligen Laurentius, der heiligen Anna und anderen, bringen noch die an der Mosel sitzenden Luxemburger an den jenen geweihten Kirmeßsonntagen ein altes Erstlingsopfer dar, indem sie den Standbildern Trauben in die Hand geben. Der heilige Urban, der eigentliche Schutzherr des Weinbaues, muß sogar schon im Mai für gutes Wetter sorgen, und die Weinbauern Deutschlands spielen seiner Bildsäule stellenweise übel mit, wenn am Urbanstage, dem 25. Mai, schlechtes Wetter ist.

---

[1]) Vgl. Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 44 (nach dem „Neuen Wiener Tageblatt"). [2]) de la Fontaine, Luxemb. Sitten S. 159.

Schließlich wollen wir auch der **Obst-** und **Nußernte** gedenken. Im allemannischen Wiesental nennt man den 3. November **Allerbuebe**[1]). Der 1. November ist nämlich der Tag „Allerheiligen", der 2. November „Allerseelen", der 3. November ist der Tag aller Dorfbuben: ihnen ist verfallen, was an diesem Tage noch an Obst auf den Bäumen sitzt! Im Badener Land[2]) wird noch vereinzelt nach der Nußernte das **Nußkegeln** getrieben. Die Nüsse werden in einen gerade gezogenen Strich gelegt, auf einem drei oder vier Schritt davon entfernten Strich stehen die Spieler. Unter Aufregung und Geschrei rollen die besonders großen, schweren und runden Nüsse, die „Bohler", über die gewöhnlich etwas ansteigende Spielfläche. Jede aus dem Strich gerollte Nuß mit allen Nachbarinnen zur Rechten gehört dem Werfer!

Kirmeß.[3])

Vielerwärts ist die Kirmeß das beliebteste Fest des ganzen Jahres. Man rechnet stellenweise die Ereignisse des Jahres nach ihr, man spricht von ihr ein halbes Jahr vorher und ein halbes Jahr nachher, und wenn der Österreicher ein lustiges

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 44. [2]) Mitteilung von J. U., Freiburg i. B. [3]) Quellen: Pfannenschmid, Erntefeste und W. Kolbe, Die Eichsfelder Dorfkirmeß im Land XIV, Nr. 5 und in Sohnreys Dfztg. 1900, Nr. 35. Ferner wurde geschöpft aus Stieler, Kulturbilder aus Baiern, Gillwald, Volksfeste d. Harzer (einer belletr. Korrespondenz entnommen), Helene Brehm, Eine althessische Kirmes (Hessenland 1905) und aus Mitteilungen des Hauptlehrers Höhler in Münster bei Vilmar (für den Oberlahnkreis), des Ansiedlers Joh. Streng in Topolno, Kr. Schwetz (für das württ. Oberamt Mergentheim), von A. Ellendt, Bernterode (für den Regbez. Erfurt), Dorette Brübach in Oberrieden (Hessen-Nassau), Marie Hermes v. Baer in Dresden-Blasewitz (für Wickerstedt bei Apolda) und Bergbauingenieur K. Pusch, Poln.-Ostrau (für Böhmen).

Dahinleben bezeichnen will, sagt er wohl: „Bei dö Leut is jeden Tag Kirtag". Die Kirmeß ist, wie schon das gleichbedeutende „Kirchweihe" oder „Kirchweihfest" sagt, ein Erinnerungsfest an den Tag der Kirchweihe, die von altersher gewöhnlich auf einen Sonntag oder ein Heiligenfest fiel. Somit ist die Kirmeß von Haus aus an keine Jahreszeit gebunden. Aber die weltliche Feier, die sich schon früh der kirchlichen gesellte, brachte allerlei Mißstände mit sich, und so machte sich das Bestreben geltend, die Kirchweihfeste nach Möglichkeit zu gleicher Zeit stattfinden zu lassen. Hierfür eignete sich nun keine Zeit besser als die nach der Ernte, wo der Landmann die Hauptarbeit hinter sich hatte. Kaiser Josef II. griff sogar mit einer entsprechenden Verfügung ein. So sind denn viele Kirchweihfeste verlegt worden, und man feiert mit Vorliebe am Ende des August oder in der Zeit von Michaelis bis Martini, wodurch freilich die Kirchweih an manchen Stellen stark das Gepräge eines Erntefestes bekommen, an andern das alte Martinsfest verdrängt hat. In den meisten Gegenden Süddeutschlands, ebenso in Österreich, ist die Feier auf den dritten Sonntag des Oktober gelegt worden. In manchen Dörfern hat man aber an dem ursprünglichen Zeitpunkt festgehalten und begeht so zwei Kirchweihen, die ursprüngliche und eine herbstliche, die „Kaiserkirchweih"; man unterscheidet auch wohl, wie z. B. der Schlesier, die „kleine" oder „Jungkirms" und die große oder Altkirms. Die Kirmeßfeier dauert gewöhnlich zwei oder drei Tage; außerdem wird vielerwärts acht Tage später eine Nachkirchfeier gehalten. In manchen Gegenden, z. B. am Mittelrhein, sucht man nach Möglichkeit ein Zusammenfallen der Feiern zu vermeiden, und die einzelnen Ortschaften begehen das Fest an verschiedenen Tagen unter gegenseitiger Beteiligung.

In den protestantischen Ländern Niederdeutschlands ist das von Luther stark angegriffene Fest fast überall ausgestorben; unter der „Kirmeß" (mnd. kerken-misse, d. h. die am Kirchweihtag gelesene Messe, dann der an diesem Tag abgehaltene Markt) versteht man hier heute, soweit das Wort überhaupt noch gebraucht wird, einen Jahrmarkt. Der Mitteldeutsche feiert, auch in den protestantischen Gegenden vielfach noch unter Mitwirkung der Kirche, die „Kermesse", „Kirmes", „Kirmse", „Kirms" oder, wie man im Nordthüringischen sagt, das „Planfest", der Franke die „Körbe", der Allemanne die „Kirbe" oder „Kilbe" (aus Kil-wihe, Kirchweihe, zusammengezogen), der Bayer und Österreicher die „Kirda" oder „Kirta" (eigentlich Kirchtag), der Böhme die „Kirwa" oder „Kerwa".

Und nun hinaus auf eine Kirmeß des an der Südgrenze Hannovers liegenden Eichsfeldes! Der Eichsfelder feiert zwei „Kermessen", die eine am Gedächtnistage des Kirchenpatrons, die zweite im Herbst. Schon wochenlang hat man das Fest vorbereitet. Die Näherin hat den Kirmeßstaat in Stand gesetzt, das Haus ist gereinigt und frisch gestrichen worden. Schweine, Ziegen und Gänse haben ihr Leben lassen müssen, und im ganzen Hause duftet es nach Eier- und Pflaumenkuchen, Zwiebel- und Topf-, Kirsch- und Apfel-, Rosinen- und Butter-, Zucker- und Schmant-(Sahne-)kuchen, von dem der Gast am Schluß des Festes ein Paket voll als „Quittung" über seine Anwesenheit mit auf den Weg bekommt.

Blumengewinde und Kränze, in katholischen Dörfern auch bunte Altäre, schmücken die Dorfstraßen, durch eine schöne Ehrenpforte sollen die Kirmeßgäste einziehen. Schon am Kirmeßsonnabend hat sich ein Teil eingestellt, am Sonntagmorgen kommen die anderen, mit der Bahn, auf Wägelchen

oder auf Schusters Rappen. Mit aufrichtiger Herzlichkeit heißt man in den Häusern die auswärtigen Verwandten und Bekannten willkommen.

Am Morgen zieht alles zum Gottesdienst in die ebenfalls festlich geschmückte Kirche; der kirchlichen Feier folgt in den katholischen Dörfern, wenigstens bei der dem Kirchenpatron geltenden Kirmeß, eine Prozession durchs Dorf. Dann geht es an den unter der Last der Speisen fast zusammenbrechenden Tisch. „Nun, Vetter, schnitt an!" sagt der Hausvater und fordert damit einen Verwandten zum Zerlegen des Bratens auf. In keinem Hause fehlt der Gänsebraten. Im übrigen zieren den Tisch des wohlhabenden Eichsfelders besonders Braten und Würste vom Schwein, während die ärmere Bevölkerung sich an einem Ziegenbraten (Zeggenbroden) und Kalbskaldaunen mit Honigkuchentunke gütlich tut. Dann kommen der zur Feier des Tages ohne Zichorien gebraute Kaffee und die Kuchenberge an die Reihe.

Am Nachmittag zieht man nach dem Anger bei der Kirche. Die beiden „Platzburschen", die für einen ordnungsmäßigen Verlauf des Festes sorgen und früher auch auf gemeinsame Rechnung das Bier besorgten, eröffnen mit ihren Mädchen den Tanz, der am Abend in einem Saal fortgesetzt wird. Nach strenger Sitte wird um 11 Uhr geschlossen, und zwar mit einem Ständchen, das man dem Dorfschulzen, den Platzburschen und ihren Mädchen, stellenweise auch dem Geistlichen und dem Lehrer bringt.

Am zweiten Tag beginnt der Tanz schon am Vormittag; hier und da holen die Burschen zum Nachmittagstanz ihr Mädchen ab und erhalten dafür als „Verehrung" ein Sträußchen. An manchen Orten werden am zweiten Tag der Herbstkirmeß die Platzburschen für das folgende Jahr gewählt. Nach einer ge-

reimten Rede des einen alten Platzburschen sammelt der eine neugewählte auf einem Teller Geldspenden zur Bestreitung der Unkosten ein, während der andere die Spender mit einem Kirmeßschnaps traktiert. Dann folgt in feststehenden Wendungen der Dank des alten Platzburschen für die reichen Spenden. Inzwischen hat der Schulze die Wahl des ersten neuen Platzburschen schriftlich anerkannt; diese Anerkennung wird nunmehr öffentlich verlesen. Daran schließen sich als besondere Auszeichnung drei Solotänze der vier Platzburschen.

Am dritten Tage findet hier und da noch ein Hammelreiten statt. Der fetteste Hammel des Dorfes wird angekauft, mit Blumen geschmückt und dann auf dem Anger bei Musik und Tanz geschlachtet, um dort am Abend gebraten und verzehrt zu werden. Vorher veranstaltet man um sein Fell einen Wettritt oder einen Wettlauf. Daneben gab es noch andere Belustigungen, wie einen Wettlauf der Mädchen und ein Sackhüpfen.

Diese Einzelschilderung bedarf nun aber noch einiger Ergänzungen. Weit verbreitet ist die Sitte, daß die Burschen das Recht, die Kirchweih abzuhalten, vom Gemeindevorstand erwerben. An vielen Orten wird es geradezu von den Burschen oder einigen von ihnen ersteigert. Diese, die Festordner, heißen im Elsaß die „Kilbeknaben"; ihnen stehen die „Kilbejungfrauen" helfend zur Seite. In Schwaben tritt stellenweise der „Kirbebub" an die Spitze; anderwärts, z. B. im württembergischen Oberamt Mergentheim, wird von den Burschen am Sonntag vorher auf Grund einer Versteigerung der „Blotzknecht" (Platzknecht, nach dem Tanzplatz genannt) bestimmt und seine und seines Mädchens, der „Blotzmad", Gesundheit ausgebracht. In Mittelfranken haben wir zwei „Blotzknechte" und zwei „Blotzjungfern", im Thüringischen einen oder zwei

„Platzmeister", während hier die gesamten mitfeiernden Burschen als „Planburschen" bezeichnet werden, in Hessen-Nassau zwei „Platzburschen". Jeder Festordner hat gewöhnlich das Recht des Vortanzes; so tanzte er im Oberlahnkreis am ersten Kirchweihnachmittag die drei ersten Tänze, einen Schottisch, einen Walzer und eine Polka, mit seiner Erwählten allein, eine Ehre, die ein Bursche in den siebziger Jahren einmal mit nicht weniger als siebenundzwanzig Schoppen Branntwein ersteigert hatte. Hier und da bestand zwischen dem Wirt und der bei ihm feiernden Jugend ein kameradschaftliches Verhältnis; im Oberlahnkreis schmückte jener die Burschen eigenhändig mit dem Kirmeßstrauß und einem roten Taschentuch.

Der zeitige Schluß des Tanzes sollte jeder Ausschreitung vorbeugen. Stellenweise, so in den oberfränkischen Dörfern, enthält auch der im Namen der Herrschaft verlesene „Kirchweihfriede" strenge Ermahnungen in dieser Richtung. Außerdem ist in der Regel nur ehrbaren jungen Leuten die Teilnahme erlaubt.

Das Gesinde hat an der Festfreude besonderen Anteil. In Mittelfranken erhalten die Dienstboten den „Körbetaler", in süddeutschen Gegenden, im Voigtland und in der Eifel neue Kleider. Der Eichsfelder „Verehrung" des Mädchens an den Burschen entspricht vielerwärts, z. B. in Mittelfranken und im Böhmerwald, ein Strauß mit dem bräutlichen Rosmarin.

Die volkstümlichen Gerichte der Kirmeß sind natürlich überaus mannigfaltig; in Bayern gibt es die „Kirdanudln", im Böhmerwald und Mähren die „Flöckn", runde, flache Bröte, im elsässischen Sundgau die aus Mehl, Milch, Butter, Zwiebeln und Obst gefertigten „Waien".

Ein alter Brauch ist das Begraben und Ausgraben der Kirmeß. So vergräbt man am Schluß des Festes in den

mittelrheinischen Gegenden einen an die heidnischen Pferdeopfer gemahnenden Pferdeschädel oder ein geschnitztes Bild des Zachäus, des gastfreien Zöllners, der mit Vorliebe zum Gegenstand der Kirmeßpredigten gewählt und so zum Kirmeßpatron wurde, und gräbt Schädel oder Bild beim Beginn der nächsten Kirmeß wieder aus, um damit jauchzend zum Tanzplatz zu ziehen.

Mit Vorliebe werden an den Kirchweihen alte Volkstänze getanzt. Auch Kirchweihlieder erklingen; so singt man im Schwabenland[1]):

D' Kirchweih ist chomma,
D' Kirchweih ist dao!
Kirchweih, gang nimma,
Bleib allweil dao!

Im bayrischen Hochland wird am ersten Tage daheim, im Kreise der Freunde und Bekannten, nach der Zither oder Harmonika getanzt und gesungen, indem die Maßkrüge sich immer aufs neue füllen; am zweiten Tage, bei der „Nachkirda", wird die Feier im Wirtshaus fortgesetzt.

Um auf die Volksbelustigungen zurückzukommen, so steht der schon erwähnte Hammel in vielfacher Beziehung zum Kirchweihfest. Im Oberlahnkreis wurde er im Schulhaus verlost. Man drehte eine eigens dafür hergerichtete Holzgabel auf einem Pflock; Gewinner war, über wessen Namen die Gabel stehen blieb. Im württembergischen Oberamt Mergentheim wird der Hammel ausgetanzt. Die Burschen drehen sich tanzend um einen Maien, indem bei jedem Umtanz ein anderer eine Fahne trägt. Am Baum hängt ein Stück brennenden Schwamms mit einem Schwärmer. Wer beim Platzen des

[1]) Birlinger II S. 129.

Schwärmers die Fahne trägt, hat den Hammel gewonnen. In diesen Gebräuchen und dem früher erwähnten Wettreiten mit nachfolgendem Hammelschlachten darf man wohl die Reste eines alten Opfers erblicken. Eine eigenartige Kirchweihbelustigung am Harz ist die Jungmühle: Ein mühlenartiger Kastenbau aus Holz wird von zwei Pferden getrieben; die Burschen tragen die als Greisinnen verkleideten Mädchen nach der trichterförmigen Mühlenöffnung hinauf, die Pferde ziehen an, die Flügel drehen sich, und verjüngt huschen die runzligen Alten aus der Mühle. Die Jung- oder Altweibermühle[1]), die in bildlichen Darstellungen etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts erscheint und im 18. Jahrhundert auch dramatische Behandlung gefunden hat, steht in keinem engeren Zusammenhang zur Kirmeß und tritt daher auch zu anderen Volksfesten in Verbindung, zur Pfingstfeier in der Grafschaft Hohenstein, zur Fastnacht im Oberinntal. Auch das wiederholt erwähnte Hahnenschlagen findet sich unter den Kirmeßbelustigungen. — Auch der Ringkämpfe ist hier zu gedenken. Früher vielfach eine Ehrensache der Gaue, haben sie allmählich viel von ihrer alten Bedeutung verloren. Früher trafen z. B. die Tiroler des Bezirkes Kitzbüchel mit den Pinzgauern auf dem Jochberg[2]) im Sommer zum Ringkampf zusammen. Heute fordern sich nur noch in einigen Teilen Tirols die Burschen des Dorfes am „Kirtag" und am Abend vorher zum „Rankeln" heraus, einem Ringen, bei dem es darauf ankommt, den Rücken des Gegners geschickt, ohne Gewalttätigkeit, mit der Erde in Berührung zu bringen[3]); Sieger ist für das betreffende Jahr, wer alle Gegner geworfen hat. Früher war, wie an andern

[1]) Bolte: Arch. f. d. St. d. n. Spr. CII S. 241 f. W. Kolbe: Niederl. IX S. 263. Prutz: Z. d. V. f. Volksk. X S. 84. [2]) Weinhold: Z. d. V. f. Volksk. III S. 1. [3]) Gartenlaube 1881, Nr. 33.

Festen, auch an der Kirchweih das Raufen beliebt, und die Zillertaler Raufer („Robbler")[1]) mit der herausfordernden Spielhahnfeder am Hut waren weit und breit gefürchtet.

Zu diesen Bestandteilen der Kirmeßfeier kommen nun noch andere, die auf den ersten Blick befremden können. So die fastnachtsartige Vermummung, wie sie z. B. in Wickerstedt bei Apolda gebräuchlich ist, wo am vierten Tage, dem „Kehraus", die Planburschen mit einem Elefanten, Esel und Bären herumziehen und Gaben erbitten. In manchen hessischen Dörfern hatte man einen säbelrasselnden Husaren und einen vor ihm hertanzenden Läufer mit einem blumengeschmückten Stab, die sich auf dem Weg zur Kirche gegenseitig den Rücken zukehrten und, wie vermutet worden ist, einst den Kampf zwischen Winter und Sommer darstellen sollten. Befremden könnte auch der vielerwärts erscheinende Kirmeßbaum, eine Fichte, Linde, Eiche, Buche oder ein anderer, nach Art der Maienbäume zurechtgehauener und mit Jubel auf dem Festplatz errichteter Baum. Im mittelfränkischen Barthelmesaurach werden auch bunte Kränze ringartig um den Stamm befestigt; künstliche Rosen und Bänder und eine doppelfarbige Blechfahne schmücken den vom Geäst allein übrig gebliebenen Wipfel; in Südtirol treffen wir auf die aus dem Maibaum hervorgegangene und uns vom Schützenfest her bekannte Kletterstange, an der oben Geschenke befestigt sind. Hierher ist ferner das Auftreten der Gerte zu rechnen, z. B. im mittelfränkischen Schalkhausen, wo die Knaben die Mädchen mit Weidenruten schlagen, auch die bereits beim Mailehen (S. 116) erwähnte Versteigerung der Mädchen vor der Kirmeß und das Vogelschießen, das eigentlich auch in den Kreis der Maibelustigungen gehört, aber vieler-

[1]) Vgl. v. Reinsberg-Düringsfeld S. 267 f.

wärts ein Bestandteil der Kirmeß geworden ist. Die Erklärung für diese mannigfaltigen Bestandteile liegt darin, daß die Kirmeßfeiern aus den Volksfesten der jeweiligen Jahreszeit diese Bräuche übernommen und sie auch nach einer Verlegung der Feier in den Herbst beibehalten haben.

Auch das Vieh bekommt stellenweise sein Teil vom Feste ab. So wurde und wird vielleicht noch heute in Ullersdorf bei Teplitz zur Kirchweihzeit das Vieh, bescheiden mit einigen Bändchen geschmückt, auf ein besonders gut gepflegtes Grundstück, eine Wiese oder Kleefeld, die sogenannte Karmstweede (Kirmeßweide), getrieben, um sich dort das letztemal im Jahre gütlich zu tun.

Die Kirmeß ist ein Dorf- und zugleich ein Familienfest. Sie scheint aber in manchen Gegenden diese Bedeutung mehr und mehr zu verlieren und zur Tanzbelustigung herabzusinken. So findet sich denn auch gelegentlich die Jugend verschiedener Dörfer zu einer gemeinsamen Kirmeß zusammen. Beispielsweise feiern — nach der Zuschrift einer ungenannten Sommerfrischlerin — beim Ziegenhirten in Siebenhütten in der Nähe des oberbayerischen Bades Kreuth die Burschen und Mädchen der ganzen Umgegend an einem Augustsonntag die „Siebenhüttener Kirchweih". Auf geschmückten Leiterwagen fahren sie schon in der Frühe mit lautem Juhu durch die Dörfer zum Tanzplatz, wo die Zither zum Schuhplattler erklingt, und kehren erst spät ins heimatliche Dorf zurück.

Martinstag.

Um Martini ist die Wintersaat bestellt. So bildete der Martinstag (11. November) den natürlichen Schluß des bäuerlichen Jahres. Noch heute wechselt in der Grafschaft Hohenstein[1]) das Gesinde an diesem Tage. Die Dienstherrschaft ehrt die Abgehenden durch ein Abschiedssessen und gibt ihnen eine Martinsbrezel, die sogenannte „Trollbrezel", mit auf den Weg. Ähnlich ist es an vielen Orten Oberhessens[2]), wo die Dienstboten nach dem Verlassen des Dienstes gewöhnlich einige Tage im Elternhause verbringen und dann die Knechte von den Kameraden unter Peitschenknallen, die Mägde von den Freundinnen unter Gesang zu dem neuen Dienstherrn gebracht werden, der alle gastfrei bewirtet[3]).

Der Martinstag, „Martini", war gleichzeitig Zinstag. Mancher Hahn, manches Huhn und manche Gans wurde an diesem Tage der Gutsherrschaft, der Kirche oder dem Kloster als Steuer entrichtet. Im nördlichen Thüringen gestaltete sich stellenweise diese Tributablieferung zu einem kleinen Volksfeste: auf dem Anger standen Körbe von bestimmter Höhe, über ihren

---

[1]) R. Reichhardt, Der Martinstag im Harz und in Thüringen: Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 45. [2]) Heßler II S. 162f. [3]) In Steiermark „födelt" oder „wandert" das Gesinde am 31. Dezember und hat am Tage vorher seinen „Flicktag", im Schwarzwald gehen die „Völkere" am zweiten Weihnachtstag, der daher auch „Bündelestag" heißt, ab (Land III S. 108, X S. 154), in Niederösterreich verlassen die Burschen und Mädchen, mit einem Laib Brot beschenkt, am Stephani- oder Johannistage (26. oder 27. Dezember) ihren Dienst und haben dann Urlaub bis zum Dreikönigsfest, das sind die sogenannten „Schlankeltage" (Land XII S. 93). In norddeutschen Gegenden findet der Dienstbotenwechsel wohl gewöhnlich in der Osterzeit statt, z. B. im nördlichen Hannover in den drei Tagen nach dem Feste, worauf am Sonntage darauf, dem „Kufferdag", das Holen des Koffers folgt (Kück S. 56).

Rand mußten die Zinshähne und -hühner fliegen, um als tributfähig zu gelten. In Bayern und Österreich[1]) werden die Kühe am Tage vor Martini zum letztenmal auf die Weide getrieben. Am Abend überreicht der Hirt im Namen des „St. Märten" den Bauern die St. Martinigerte, ein Birkenreis oder einen Zweig der Sahlweide, mit altertümlichen Segenssprüchen für das Gedeihen von Herde, Wiese und Acker; die Gerte wird als Schutzmittel gegen Verhexung des Viehs und Viehseuchen aufbewahrt. Der heilige Martin ist aber nicht bloß der Beschützer der Herde; auch die Pferde und mehrere Vögel sind ihm geweiht, insbesondere die Gans, deren Brustbein, je nachdem es weiß oder rötlich ist, einen strengen oder milden Winter ankündigt[2]), und der rothaubige Schwarzspecht[3]), der die alle Schlösser aufschließende Springwurz kennt und in dem man das „Martinsvöglein" mehrerer Martinslieder vermutet.

Zu Ehren des wohltätigen Heiligen schwelgte man beim Martinsschmaus, bei dem die Gans eine besondere Rolle spielte, wie denn möglicherweise auch das früher erwähnte Gänseritreiten (S. 168) ursprünglich zu diesem Fest in enger Beziehung gestanden hat. Auf sein Wohl stieß man mit dem ersten Wein an, wie noch heute in den weinbautreibenden Gegenden Thüringens am Martinstag der erste Wein gekostet wird. Auch die Weingärtner im württembergischen Weinsberg[4]) trinken noch den „Märteswein", um im nächsten Jahr eine gute Weinernte zu erzielen. Noch heute flammen in der Eifel und nordwärts davon am Rhein bis nach Holland hinein die Martinsfeuer, bei denen früher gern Körbe mit Obst und Eßwaren verbrannt

---

[1]) Pfannenschmid S. 219. [2]) So in Schlesien: Drechsler I S. 165.
[3]) Pfannenschmid S. 221. [4]) Kapff, a. a. O. S. 2.

wurden, und vielleicht singen noch heute die Kinder in oder bei Bonn[1]):

O, gett (gebt) dem arme Mä'tesmännchen (Martinsmännchen)
doch e kleen Stöckelche Holz!

Im Württembergischen beschenkt der „Pelz-" oder „Schellenmärte", in den fränkischen Gegenden auch „Nußmärte" genannt, die artigen Kinder mit Nüssen und Märteswecken.

Wir stehen hier den Resten eines altheidnischen Herbstfestes, vermutlich des großen Erntedankopfers der Gemeinde, gegenüber, das wohl in verschiedenen Gegenden zu verschiedener Zeit, im Laufe des Oktobers oder Novembers, gefeiert wurde. Ihm gehören die Martins- und Michaelisfeuer an, ihm die verschiedenen Opfer und so auch die wohl dem Donar dargebrachten Gänseopfer. Später wurde die Hauptmasse dieser festlichen Überlieferungen unter kirchlichem Einfluß auf den Tag des heiligen Bischofs Martin von Tours gelegt[2]), dessen Person anscheinend mit dem Feste ursprünglich in keinem Zusammenhang stand und erst nachträglich zu ihm in allerlei Beziehungen gesetzt worden ist. Hier und da, z. B. zu Blomberg in Lippe[3]),

[1]) Böhme, Kinderl. Nr. 1664. Nachträglich teilt uns Maria Sadée, Oberlehrerin in Bonn, folgenden, noch heute in den Dörfern bei Bonn beim Einsammeln für das Martinsfeuer gesungenen Text mit:

Ihr lieben, lieben Leute!
Die Martinsjungen kommen heute,
Halten an um ein bißchen Stroh,
Ho, ho ho!
Haben Sie kein Stroh,
So geben Sie uns Holz!
Haben Sie kein Holz,
So geben Sie uns Geld!
Haben Sie kein Geld,
So geben Sie uns, was Ihnen und dem heiligen Martinus wohlgefällt.

Der Schimpfreim lautet:

Dotz, dotz, ditz,
Der × × ist ein Gitz (Geizhals).

[2]) Vgl. Pfannenschmid S. 193 f., Jahn S. 223 f. [3]) Mitgeteilt von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

ist das alte Herbstfeuer späterhin auf den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig verlegt worden.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung über das in Niederdeutschland, Hessen und im Rheinland heimische Martinssingen der Kinder, die mit erleuchteten und auf einem Stock getragenen hohlen Kürbissen oder brennenden Stocklaternen, stellenweise auch, wie die Knaben Ostfrieslands, mit dem „Rummelpott", am Vorabend des Martinstages herumziehen und für sich Gaben erbitten. Da singen sie z. B. in der Göttinger Gegend[1]):

Marten, Marten, gaude Mann,
Den (dem) ek't wol vertellen (erzählen) kann.
De Appel un de Beeren,
De Nötte, de gaht ok wol mit,
De ät ik gar to gern.
Ik stah op diessen Steine,
Mek früßt an mine Beine.
Geft mek wat, or lat mek gahn,
Lat mek nich so lange stahn!
Dat Himmelrik is uppedan,
Da süllt wi alle rinnegahn
Mit allen unsen Gästen.
Wer üssek (uns) wat gift, is de Beste.

Wir dürfen annehmen, daß diese Äpfel, Birnen und Nüsse, die in den Martinsliedern oft wiederkehren, einst als Gaben für das Opferfeuer erbeten und dargebracht wurden.

---

[1]) Niederf. VIII S. 80.

Die Spinnstube[1]).

Der Mittelpunkt heiterer Geselligkeit in der herbstlichen und winterlichen Abgeschiedenheit des Dorfes, ein Ort, wo dem Jungvolk Lust und Liebe lachte, ob es da draußen stürmte oder schneite und fror — das war und ist stellenweise noch heute die Spinnstube.

Das Spinnen ist unserm Volk eine altvertraute Kunst. Es gab eine Zeit, wo selbst Fürstinnen und Fürstentöchter spannen. Göttinnen waren spinnende Frauen und besuchten die Spinnstuben, und ein treuherziges deutsches Volkslied läßt selbst im Zimmermannshaus zu Nazareth Maria das Spinnen und Jesus das Haspeln verstehen. Bis ins 19. Jahrhundert war der Leinenschatz ein Stolz der Bauerfrauen und der Bauertöchter. In verschiedenen Gegenden Deutschlands steht noch heute auf dem Aussteuerwagen vor der Braut das geschmückte Spinnrad, ein Sinnbild des häuslichen Fleißes. Im Landkreis Hildesheim gehörte „'n Foire Riuhflaß" (ein Fuder Rauhflachs) mit Haspel und bändergeschmücktem Spinnrad oben darauf zur Aussteuer.

So bildete das Spinnen einen wichtigen Bestandteil der ländlichen Winterarbeit. Ihre eigentliche Bedeutung aber erhielten die Spinnstuben durch die mit der Arbeit Hand in Hand gehende Pflege der Geselligkeit und der alten Volksüberlieferungen. Auch die landschaftlich sehr wechselnden Bezeichnungen der Spinnstube deuten zum Teil diese ihre Beziehung zum geselligen Leben an. Im Waldeckschen spricht

[1]) Über die Spinnstube liegt uns so reichhaltiges Material vor, daß ihr später ein besonderes Buch gewidmet werden soll. Aus diesem Grunde haben wir uns in diesem Abschnitt nach Möglichkeit beschränkt, auch von der Anführung der Quellen in der Hauptsache abgesehen.

man vom „Spinnengehn" und nennt die Mädchen und Burschen, die in den Spinnstuben zusammentreffen, „Spinnmäkens" und „Spinnknechte". In der Rhön heißt die Bäuerin, die gerade die Spinnstube hält, die „Spinnfrau". In der Altmark bilden die zu einer Spinnstube vereinigten Mädchen eine „Spinnkoppel", im Lüneburgischen einen „Spinnklumpen". Im Kreise Langensalza haben wir die „Spinnten", in Böhmen und Schlesien die „Rock-" oder „Rockenstube", in Sachsen-Koburg die „Röcknerei", in Schwaben und im Elsaß die „Kunkelstube". Süddeutsche Ausdrücke sind ferner „die Rockenfahrt" und „in den Rocken gehn". Andere Benennungen, die ebenfalls vorzugsweise in Süddeutschland heimisch sind, heben das Zusammensein am Abend, beim Licht, bei der Kerze hervor: „Lichtstube", „Lichtgang", „z' Licht goh", „Karz", „Lichtkarz"; im Vorarlberg sagt man die „Nachtstubat", in Appenzell die „Liechtspine", im Riesengebirge der „Lichtenabend"; an manchen Stellen wurde als Abschluß der Spinnstube im Frühjahr das „Lichtvergraben" gefeiert. Daneben treten nun aber Benennungen, die lediglich das trauliche oder fröhliche Zusammensein hervorheben, der altbayrische „Heimgarten", die schwäbische „Hostube" (Heimstube), die elsässische „Maje" oder „Maistube" (von majen, maien = plaudern), das nordwest-lüneburgische „Gelach" (Gelage, Gesellschaft); in Schlesien ist „zum Lichten gehen" eine verbreitete Bezeichnung jedes Abendbesuches geworden.

Selbstverständlich tritt in der Ausgestaltung der Sitte eine große Mannigfaltigkeit hervor. Die Zusammenkünfte finden wohl überwiegend der Reihe nach in den verschiedenen Häusern, seltener in ein und demselben Raum statt. In größeren Dörfern bildeten oder bilden sich gern mehrere Spinnstuben, bald nach den Teilen des Dorfes, bald nach Unterschieden des Lebens-

alters. Hier und da, z. B. im Waldeckschen, kommt es auch wohl vor, daß, der guten alten Überlieferung entgegen, Standesunterschiede gemacht werden und die Bauermädchen in stolzer Absonderung für sich eine Spinnstube bilden. Wie anmutend dagegen die aus dem hannoverschen Kreise Burgdorf berichtete Sitte, daß die Mitglieder eines „Tropps" sich lebenslänglich zugetan bleiben und in der Not kameradschaftlich helfen; auch die Fortziehenden verknüpft noch die Spinnstube mit der Heimat! Weitverbreitet in Deutschland ist der Brauch, nur ehrbare Mädchen in den Spinnstuben zu dulden. Auch ein zu junger Bursche darf sich nicht sehen lassen: in der Gegend von Bremervörde (Regierungsbezirk Stade) wird ein solcher von den Mädchen in einen großen Sack geschoben und muß versprechen, nicht wieder zu kommen. Die zugelassenen Burschen aber sitzen nun etwa nicht zimmer müßig: in der Bremervörder Gegend z. B. betätigen sie sich gern durch Strumpfstricken, und im Westfalenland kann man noch heute hier und da den Hausherrn, den „Wehrfester", selber neben seinen Söhnen und Knechten am Spinnrad sehen.

Auch die verheirateten Frauen taten sich stellenweise zu einer besonderen Spinnstube zusammen. In einer derartigen hessischen Spinnstube am Fuße des Meißners ging es etwa so zu[1]): Am Tisch standen die rot angestrichenen Stühle mit den Lehnen in Reih und Glied, aus der Ofenkachel (Ofenröhre) stieg der Duft von Kaffee, und auf dem Tisch prangten die Teller mit den verschiedenen, drei Finger hohen Kuchen. Gegen zwei Uhr kamen die Gäste, die Wase (Base) Annemarthe, die Wase Annekatharine, die Wase Dorthe, und wer's sonst noch

[1]) Nach handschriftlichen, uns zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen von Helene Brehm, Rinteln a. W.

war, in den weißen Betzelchen (Mützchen) und schwarzen Tuchröcken, eine weite Schürze umgebunden, die zugleich den Flicken vorn im Rock verdecken mußte. Jede trug in der Hand ihr Spinnrad, an dessen Wocken der goldene, mit buntem Seidenband umwickelte Flachs glänzte und dessen metallene „Netzetöpfchen" nur so blitzten. Zuerst ging es an das Kaffeetrinken, wobei die Tassen so voll geschenkt wurden, daß der Kaffee auch noch die Untertassen füllte, denn für geizig will doch keine Hausfrau gelten. Und nun kam das Spinnen an die Reihe, und alles war in Tätigkeit, die Finger mit Flachszupfen, die Füße mit Treten, das Rad mit Schnurren, der Mund mit Schwatzen und der Kopf mit Nicken. In der Dämmerstunde ging es auf einige Zeit heim, und nach dem Abendessen kehrten sie zurück und brachten nun auch ihre Ehemänner mit; Brot, Knackwurst und Branntewein stand späterhin auf dem Tisch bereit.

In den Spinnstuben der deutschen Mädchen ging es zum Teil ähnlich und doch auch wieder anders zu. Auf das schmucke Aussehen des Rades wurde auch hier Gewicht gelegt. „Glatte Wichters (schöne Mädchen), glatte Wockenbläer (Wockenblätter)" sagt ein westfälisches Sprichwort. Am Nachmittage trank man Kaffee und spann, am Abend stellten sich die Burschen ein, und hier und da machte in später Stunde eine Magenstärkung (im Kreise Langensalza der „Hahneweckel") den Beschluß. In der Spinnstube wurden die Tagesneuigkeiten durchgenommen, Spukgeschichten und Sagen erzählt, Rätsel aufgegeben, die freilich oft recht zweideutig waren. Da wurden zwischendurch Neckereien getrieben (wie das Wegnehmen des Wockens, der durch einen Kuß einzulösen war), man machte ein Spiel, oder es drehte sich auch das eine oder andere Paar im Tanze herum. Da erklang vor allem beim Schnurren des Rades das Volks-

lied; „Rockenlieder" und Volkslieder sind stellenweise, z. B. in Sachsen-Meiningen, gleichbedeutend. Und wie viele süddeutsche „Schnadahüpfl", mitteldeutsche „Rundas" und „Tschumperlieder" und andere Volksgedichte mögen durch Erlebnisse und Beobachtungen an den langen Winterabenden entstanden sein oder, wenn sie auch beim Tanz oder anderwärts zuerst gesungen worden sind, hier doch den letzten Schliff erhalten haben! Wie im Sommer der Anger und die Dorfstraße, so war im Winter die Spinnstube die Stätte der Sangeslust, wie übrigens ähnlich die Spinnstube unserer slavischen Vettern, in der stellenweise (z. B. in der Niederlausitz) geradezu eine „Kantorka" (Vorsängerin) gewählt wurde.

Dreimal rem hintern Haus.
Madl, bist drenne?
Lang mer dein Rocken raus,
Ich will der helfen spinne!

So singt der Bursche im Vogtland. Mit dem Spinnen hat es oft begonnen und mit einem Bund fürs Leben seinen Abschluß gefunden. Die Göttin, die die Spinnstube beaufsichtigte, war von jeher auch die Spenderin ehelichen Glückes und Segens!

Allerlei Bräuche ernster und heiterer Art lassen den innigen Zusammenhang der Spinnstube mit dem gesamten Dorfleben erkennen. Am Sonnabend Abend pflegte die Spinnstube aus Achtung vor dem Feiertag auszufallen, stellenweise auch in der Zeit der zwölf Nächte. Im Württembergischen dagegen veranstaltet die Jugend gerade in dieser Zeit und besonders in der letzten Nacht, der „Durchspinnnacht", in den Spinnstuben festliche Schmausereien. Im Hessischen begrüßten sich hier und da die verschiedenen Spinnstuben in der Neujahrsnacht mit sinnigen Liedern. Im Göttingischen und Grubenhagenschen

wurde ein Mädchen in einen Kittel gesteckt und, nachdem Kissen hineingestopft waren, als „Stoppegaus" (Stopfgans) in eine andere Spinnstube getragen. Im Koburgischen warfen die Burschen einen Topf krachend in die Spinnstube: wurde der Übeltäter gefaßt, so mußte er den Mädchen ein Geschenk machen. Im Schwarzwald gehen die Mädchen ihrerseits in einer Pause in die andern Häuser und necken die Bewohner durch ihr „Posseln", indem sie heimlich die größte Unordnung anrichten. In der Fastnachtszeit ist die Spinnstube oft der Ausgangspunkt der Fastnachtsscherze. Auch beim Schlachtefest, bei der Taufe und der Hochzeit zeigt sich, wie wir sehen werden, die enge Verbindung von Spinnstube und Dorfleben. In den Dörfern bei Ulm bekommt sogar das Lichtstubenhaus einen Maien, und die Burschen schmücken ihn reich mit Bändern. In den südhannoverschen und braunschweigischen Spinnstuben wird der Tag des durchs Los zum Nachfolger des Judas Ischarioth bestimmten[1]) **Matthias** (24. Februar) festlich begangen. Man gießt an diesem Tage Blei und belustigt sich an Losorakeln und andern Weissagespielen. So bringen die Burschen in der Umgegend von Northeim einen Ganter (Gänserich) mit, dem ein Strumpf über den Kopf gezogen und dann eine Brille aufgesetzt wird: jeder von ihm Berührte wird noch in demselben Jahre heiraten![2]) Auch der Wettkampf fehlt in der Spinnstube nicht: die Mädchen spinnen gelegentlich um die Wette, und in Ostfriesland kommt es sogar vor, daß eine be-

[1]) Apostelgesch. 1, 26. Diese Stelle war vermutlich der Grund, die Orakelspiele auf den 24. Februar zu legen. Ursprünglich haben sie einmal einem großen, in diese Zeit fallenden Fest angehört (S. 68).
[2]) Derselbe Brauch herrscht, ebenfalls am Matthiastage, im fränkischen Niederhessen. In der Gegend von Heilbronn belustigt man sich an ihm am Thomasabend (21. Dezember), im Fichtelgebirge und in Schlesien am Andreasabend (30. November): Heßler II S. 92, Kapff, a. a. O. S. 5, Bavaria III S. 331, Drechsler I S. 11.

sonders geübte Spinnerin durch eine im Wirtshaus eines andern Dorfes aufgehängte Spindel die Mädchen dieses Dorfes zum Wettkampf herausfordert!

Die Spinnstuben haben neben vielem Guten auch mancherlei bedenkliche und bedauerliche Mißbräuche und Auswüchse gezeitigt. Seit dem 16. Jahrhundert sind sie von geistlichen und weltlichen Behörden, zeitweise mit der größten Erbitterung, bekämpft worden. Mehr aber als diese oft kurzsichtige und mehr auf Ausrottung als Veredlung bedachte Gegnerschaft hat ihnen die neuere Kulturentwicklung Abbruch getan. Trotzdem sind sie auch heute nicht verschwunden. Überhaupt wäre es unrichtig anzunehmen, daß die Spinnstube mit dem Spinnen stehe oder falle. Mag man in ihr spinnen oder stricken, häkeln oder sticken, nähen oder flicken — die Spinnstube ist vor allem eine eigenartige Form dörflicher Geselligkeit, die veredelt und zeitgemäß umgestaltet die Jahrhunderte überdauern wird. Spinnstuben wird es, um eine hoffnungsfreudige süddeutsche Stimme anzuführen, noch geben, wenn auch das letzte Radl ins Feuer geflogen ist.

Schlachtfest.[1])

Die Schlachtfeste sind, wie vermutet worden ist, die Ausläufer heidnischer Familienopfer. Etwa um Martini beginnt die Schlachtzeit; der „Schlachtmonat" (mnd. slacht-man, mhd. slaht-manot) ist schon eine alte Bezeichnung des Novembers

---

[1]) Quellen: Andree S. 368, Pfannenschmid S. 218, Kück S. 228 f., A. Gillwald a. a. O., Ph. Johanni, Schweine u. Metzelsuppe: Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 47, Böhme, Kinderl., Nr. 1676, Helene Brehm, Allerlei hessische Bräuche: Hessenland XX.

oder auch Dezembers, denn stellenweise beginnt die Schlachtzeit erst im Dezember, und der Eichsfelder spricht sogar von dem Thomastage (21. Dezember) als dem „Schwinethommes": erst dann schmeckt ihm das Schwein am besten. Stellenweise fällt die Hauptschlachtzeit später. Auf jeden Fall ist das Schlachtfest ein winterliches Fest: man schlachtet nicht vor dem Gallustage (16. Oktober), der dem Volke in gewissem Sinne als Anfang des Winters gilt („Sankt Gallen läßt den Schnee fallen") und nach dem sich erst das Pökelfleisch halten soll.

Wird im Dorfe ein Schwein geschlachtet, so ist das ein freudiges Ereignis nicht nur für das betreffende Haus, sondern auch für die Nachbarn und die Freundschaft. Die Kinder sind oder waren doch früher an diesem Tage vielerwärts schulfrei. Natürlich durften sie dem Schlachter nicht im Wege stehen. Sonst „maß" er ihnen wohl, wie das aus dem Hessischen berichtet wird, „eine Wurst an", d. h. er zog ihnen einen Teil des gerade zu füllenden Darmes durch den Mund! In vielen Gegenden hilft der Nachbar das Schwein und ebenso die Kuh „an den Haken bringen". Im Braunschweigischen schloß sich an dieses Ereignis ein kräftiges Frühstück mit Branntwein und Kartenspiel. Beim Fleischhacken muß die ganze Familie mithelfen. Stellenweise, z. B. am Harz, werden auch die eingeladenen Gäste hierzu herangezogen. Am Abend geht es dann an den Schlachtschmaus. In der Lüneburger Heide hieß dieser die „Slachtköst" oder „Wustköst": beim Schweineschlachten gab es Buchweizengrützsuppe und nachher Beutelwurst, die aus Grütze, Roggenmehl, Salz, Zwiebeln, Blut und den letzten Fleischresten hergestellt war; beim Rinderschlachten stellten sich wohl die Nachbarn und Verwandten zur Fleischsuppe und zu gebratener Fleischwurst ein. Im Braunschweigischen aß man frische gebratene Semmelwurst mit Weißkohl. In nieder-

rheinischen Gegenden tritt an die Stelle des Wurstessens ein Karbonadenessen („Karmenadenessen"). Im Hessenland gibt es den „Schlachtekohl", ein in Fleischbrühe mit Wurstfett gekochtes Sauerkraut, Quellfleisch, Leber- und Weckewurst und „trockene Brotsuppe". Im Vogtland ladet man die Verwandten und Nachbarn zum „Krummbah" (Krummbein). Bei der süddeutschen „Metzelsuppe" ist der Tisch, von der Wurstbrühe und den Getränken abgesehen, mit Sauerkraut und Quellfleisch, Blutwurst und gekochten Äpfeln, Schweinepfeffer und Bratwurst besetzt; der Metzger, der Held des Tages, sitzt oben am Tisch. Gar nicht so selten soll der freundnachbarlichen Schmauserei am Tage des Schlachtfestes das ganze Borstentier zum Opfer gefallen sein. An manchen Orten der Provinz Hannover ladet man die Freunde und Nachbarn nicht zu dem Schlachtefeste ein, sondern schickt ihnen Fleisch und besonders Würste ins Haus.

Am Abend pflegen sich gern die Kinder oder Burschen des Dorfes einzustellen und unter allerlei Scherzen um einige Gaben zu bitten. So schoben die jungen Leute im Lüneburgischen[1]) plötzlich durch die Tür eine lange Stange, den sogenannten „Wust-staken", mußten aber dann oft erleben, daß man ihnen statt der erwarteten Wurst ein wertloses Stück, z. B. die Galle oder Gurgel, daran befestigt hatte. Stellenweise im Brandenburgischen[2]) kommen die Mädchen aus der Spinnstube oder auch die Kinder und singen um eine Wurst; sie erhalten das Gewünschte, werden aber beim Weggehen unversehens mit einem Topf voll Wasser übergossen. Ähnlich machen es die Kinder seit Jahrhunderten in der Schweiz, be-

[1]) Mitteilung des Lehrers Buchholz, Winsen a. d. Luhe (Kückesche Sammlung). [2]) Mitteilung von Paul Kolzke, Datten b. Pförten.

sonders im Baseler Land, wo sie „ums Würstli" singen, denn eine Wurst,

Nit so gar e chleini,
Lieber zwo für eini,

ist ihr höchster Wunsch.

Beliebt sind bei diesem Anlaß auch Vermummungen, die zum Teil damit zusammenhängen, daß stellenweise, z. B. in Württemberg, erst Fastnacht der Hauptschlachttag des Jahres ist. In mittelfränkischen Gegenden[1]) fallen verkleidete Burschen so zur Tür herein, daß der mitgebrachte „Hafen" (Topf) zerbricht; nun jammern und betteln sie, und nachdem man sie zunächst mit abgenagten Knochen und Sägespänwürsten gefoppt hat, schenkt man ihnen Kraut, Würste und Speck. Dieses Würstebetteln heißt das „Würstekratzen". Im Oberamt Schwäbisch Hall[2]) kommen die „Wursthafenstupfler", die einen Hafen an langer Stange tragen und, wenn er gefüllt ist, mit großen Schritten davonstapfen. Im Braunschweigischen befestigt man einem der Verkleideten unbemerkt den Schweineschwanz auf dem Rücken. Im Hessischen fanden sich wenigstens noch 1895 (nach einer Zeitungsnotiz) die Kinder armer Leute als „Wurstmännchen" verkleidet ein, um unter Singen und Sprücheaufsagen sich ihren Teil von der Wurstsuppe zu holen. In noch schönerer Weise gedenkt man der Armen am Harze: unaufgefordert verteilt man hier die Wurstsuppe unter die Armen des Dorfes.

---

[1]) Mitteilung von Luise Pfeiffer, Deutenheim b. Sugenheim, Unterfranken. [2]) Mitteilung von G. Binder, Wertheim.

Familienfeiern und andere Feste.

Dem Lauf des Jahres folgend, haben wir ein Bild von den Festen des deutschen Landvolks zu entwerfen versucht. Zu den geschilderten Festen treten aber noch andere, insbesondere die Familienfeiern,[1]) hinzu und vervollständigen das Bild.

Bei den bisher geschilderten Hirtenfesten ist kaum des Schäfers gedacht worden. Die **Schäferfeste** sind im ganzen spärlich verbreitet, aber wegen ihres gewissermaßen zunftmäßigen Gepräges besonders erwähnenswert. So treffen einmal im Jahre die Schäfer des Hügellandes zwischen Saale und Ilm zu froher Feier zusammen (1906 am Sonntag Reminiscere in Heilsberg[2]) bei Rudolstadt). Hinter einem geschmückten Hammel durchziehen sie mit Musik das Dorf und bringen den einzelnen Schafbesitzern ein Ständchen. Daran schließt sich ein Tänzchen der Schäfer und Ortseinwohner und am Abend ein Mahl mit einer Ansprache des Obmanns.

Ein weit lebensvolleres Bild zeigen die thüringischen Schäferfeste früherer Zeit. So erzählt uns ein Bericht aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts[3]) von einem farbenfrischen Fest, das die Schäfer der schwarzburgischen Ämter Ilm, Paulinzelle und Ehrenstein in Stadtilm vereinigte. Auf dem Festplatz war inmitten mehrerer gefällter Tannen eine Fichte errichtet, deren Krone Blumen und Bänder trug. Mit Schalmeien und Dudelsack zogen die Schäfer zum Festplatz, einen Hammel im Zuge mitführend. Auf dem Platz führte man, hintereinander im Kreise aufgestellt, einen Schäfertanz[4])

[1]) Die Familienfeiern wollten wir nicht unberücksichtigt lassen, doch war hier dem reichen Stoff gegenüber besondere Beschränkung nötig.
[2]) Herm. Kühn: Deutscher Dorfbote 1906, Nr. 14. [3]) Reimann S. 310 f.
[4]) Anderer Art war der z. B. in Mecklenburg übliche „Schäfertanz", nämlich ein gesungenes Zwiegespräch zwischen Schäfer und Edel-

vor, Tanzfiguren mit allerlei Fechtbewegungen, die der älteste Schäfer mit einem Säbel vor- und die übrigen mit ihren Stäben nachmachten, wobei jeder ausgelassen den Rücken des Vordermannes bearbeitete. Auf dem Schloßhof und beim Pächter Wiederholung des Tanzes, beim Amtmann erneute Vorführung unter belustigendem Mitspringen des Hammels, der dann dem Amtmann geschenkt wurde. Am folgenden Tage Wiederholung auf dem Festplatz, Abschlagen der Krone im Verlauf des Tanzes, Flucht und Verfolgung des sie zuerst Ergreifenden, dem sie, wenn er entkam, als Siegespreis gehörte.

Bei dem schon 1443 nachweisbaren und früher vom ganzen Schwabenvolk und wiederholt selbst von den Landesherren besuchten, die Schäfer des württembergischen Unterlandes zusammenführenden Schäferlauf von Markgröningen[1]) veranstalten noch heute die jungen Schäfer über ein 300 Meter langes Stoppelfeld einen Wettlauf um einen mit buntfarbigen Bändern geschmückten Hammel, während für die Mädchen ein Kleidungsstück oder ein silberner Schmuckgegenstand der Preis des Wettlaufes ist. Auch im Wassertragen, wobei ein Kübel frei auf dem Kopf zu tragen ist, und im Sacklaufen mißt man sich. Diesen Wettkämpfen, die am Nachmittag des Bartholomäustages (24. August), des schwäbischen Erntetages, stattfinden, geht am Vormittag ein Kirchgang der Schäfer voraus: mit aufgepflanzten Hirtenstäben ziehen sie zur Kirche, um einer Predigt über den göttlichen Hirten zuzuhören. Häufiger ist der Apostel Bartholomäus der Patron der Fischer; damit hängen die Fischerfeste des Bartholomäustages zusammen, bei

---

mann, das nach einer ernstlichen Bedrohung des Schäfers durch den Edelmann auf eine Verhöhnung dieses durch den stolzen Schäfer hinauslief. E. Pagels: Niedersachsen XI S. 184. [1]) Reimann S. 317 f., Kapff S. 19.

denen der erfolgreichste Fischzug dem betreffenden Fischer für ein Jahr den Titel des Fischerkönigs einbringt. Ähnlich wie der Schäferlauf von Markgröningen verläuft der „Schäfersprung" in Bretten,[1]) wo sich am Laurentiustage (10. August) die Schäferzunft des Oberamts versammelt.

Dann sind Feste **geschichtlichen** oder angeblich geschichtlichen **Ursprungs** zu nennen. Im schlesischen Wahlstatt[2]) feiert die bäuerliche Bevölkerung der Umgegend noch heute am 9. April ein Erinnerungsfest an die Mongolenschlacht des Jahres 1241. Ein lebhaftes Jahrmarktstreiben entwickelt sich; in einem Festgottesdienst schildert der Geistliche die Einzelheiten des Kampfes. Im mittelfränkischen Dinkelsbühl[3]) wird am dritten Montag des Juli die „Kinderzeche" gefeiert zur Erinnerung an eine Tat mutiger Kinder, die im Dreißigjährigen Kriege bittend zu den schwedischen Belagerern hinauszogen und so das Städtchen vor dem Untergang retteten. Das Fest hat einen militärischen Zuschnitt. Die Kinder ziehen, viele als Soldaten gekleidet, durch die Straßen, und der kleine „Oberst" sagt ein Gedicht auf. 1897 ist dem alten Stamm noch ein neues Reis aufgepfropft worden, durch die Einfügung eines von Ludwig Stark verfaßten Festspiels. Zu Molschleben im Gothaischen hält oder hielt man durch ein ähnliches Kinderfest[4]) das Andenken an einen Sieg des schwedischen Grafen Königsmark über die Kaiserlichen, der die Gegend von den drangsalvollen Einquartierungen befreite, wach: am zweiten Pfingsttage reiten die Knaben auf Weidenstäben, eine „Compagnie Reiter zu Fuß", wie sie sich wenigstens früher selbst nannten, durch den Ort; dann werden

---

[1]) Birlinger II S. 209. [2]) Mitteilung von Paul Greulich, Liebenau. [3]) Nach Sohnreys Dorfkalender 1902. [4]) Reimann S. 170.

die Pferde zerbrochen, und nun geht man zum Schmausen und Tanzen über.

Im badischen Dorfe Maulburg[1]) wird am Pfingstmontag das „Friedensfest" zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71 gefeiert. Am Nachmittag begibt sich alt und jung in feierlichem Zuge zu der „Friedenshöhe", wo das von der Friedenslinde beschattete Kriegerdenkmal steht. Schon am Morgen haben die „Buebe" und „Maidli" den Platz geschmückt. Ein munteres Treiben entfaltet sich nun dort oben, bei dem Spiele und Aufführungen, Ansprachen und Musikstücke, Gesang und Tanz wechseln.

Im weinfrohen Wasgau, zu Rappoltsweiler, wird noch in jedem Sommer das bekannte Pfeiferfest gefeiert. Die alte elsässische Pfeiferinnung ist dahin, deren weltliche Schutzherren als „Pfeiferkönige" die Herren von Rappoltstein waren, während die wundertätige Madonna vom benachbarten Dusenbach als Patronin sie beschirmte, aber das Fest hat die Innung überdauert und bildet noch heute für die ländliche Bevölkerung der ganzen Umgegend den Kernpunkt der sommerlichen Freuden. Der „Rappschwihrer Pfifferdai"[2]) wird am 8. September und zwar zugleich als Kilbe (Kirchweih) gefeiert. Die Feier beginnt am Abend vorher mit einem Fackelzug, mittags folgt ein Festzug durch die geschmückten Straßen, später der Tanz im „Herrengarten" und abends eine Beleuchtung der umliegenden Burgruinen; in bestimmten Zeiträumen gelangt ein Festspiel, die „Pfeiferbrüder", von dem Rappoltsweiler Arzt Dr. Jahn verfaßt, zur Aufführung und vermittelt den Teilnehmern ein tieferes Verständnis des geschichtlichen Festes.

---

[1]) Frida Sailer: Deutscher Dorfbote 1907. [2]) Tägliche Rundschau 1895.

Selbst die Pest hat volkstümliche Feiern hervorgerufen. So hinterließ im Marktflecken Kreuzwertheim am Main[1]) im 17. Jahrhundert ein Bürger, als die Pest fast die ganze Bevölkerung hingerafft hatte und auch er sich von ihr ergriffen fühlte, den letzten acht Mitbürgern einen Wald mit der Bestimmung, daß die Erben von dem Ertrag alljährlich zum Gedächtnis des Erblassers einen Umtrunk veranstalten sollten. In jedem Herbst, am „Achtherrentag", feiern noch heute die Nachkommen beim Most das Andenken des Stifters.

Auch die **Schulfeste** verdienen besondere Erwähnung. Hierher gehören die nach Gregor d. Gr. benannten und diesem Kinderfreund und alten Schutzherrn der Schule zu Ehren am 12. März, seinem Gedächtnistage, gefeierten, aber mit Rücksicht auf allerlei Ausschreitungen eingeschränkten und seltener gewordenen Gregoriusfeste[2]). Im badischen Schwarzwalde geleiten die Schulkinder, teilweise als Engel verkleidet, den heiligen Gregorius in malerischem Zuge von Haus zu Haus. Die einzelnen sagen ihr Sprüchlein auf. Der Heilige weist auf die ihn begleitenden Schulkinder hin und erinnert an das Wort des Herrn, „daß der Himmel denen sei zum Lohn, die die Kleinen nie verachten", und an ein anderes „Diese Kleinen ärgert nicht!" Während ein gemeinsames Lied gesungen wird, macht sich einer, der „Fuchs", vor dem der Hausvater und die Hausmutter bereits gewarnt worden sind, über die Tischlade und füllt die Körbe der Mädchen. Ein Dank folgt, und der heilige Gregorius verspricht, im Himmelreich für die Geber zu bitten.

---

[1]) Nach F. Diesler, Volkskunst und Volkskunde. [2]) Josef Ruf, Das Gregoriusfest: Badische Kurztg. 1900, Nr. 3.

Im Waldeckschen feiern alle Gemeinden am Sonntag nach Johannis ein kirchliches Schulfest, bei dem der Prediger über eine Frage aus dem Gebiete der Erziehung spricht. Im sächsischen Kölleda[1]) ist die Osterprüfung eine kleine Festlichkeit: die Kinder bekommen Brezeln, die sie an bunten Bändern befestigen und mit in die Ferien nehmen; danach heißt die Prüfung das „Brezelexamen". Im benachbarten Battgendorf nennt man sie aus einem ähnlichen Grund das „Semmelexamen".

Der festliche Schulausflug an einem Mai- oder Frühlingstage in das frische Grün gehört wohl fast ausschließlich der Stadt an. Eine Nachricht aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berichtet von Württemberg[2]), daß dort fast jedes Städtchen im Mai ein Kinderfest mit einem Auszug in den Wald, den Maientag, feiere.

Wie die Schule, weiß aber auch die Kirche den Zauber und Reiz, den der Wald auf den Deutschen ausübt, zu würdigen. Bis 1852 wurde in jedem Jahre mitten im Walde bei Schlebusch (nordöstlich von Köln) ein achttägiges Volksfest veranstaltet, dessen Mittelpunkt der Gezelinbrunnen und sein gegen allerlei Kinderkrankheiten wirksames Wasser war[3]). In Bayern feiert man noch heute an einem Sommersonntag das Grünfinker Fest[4]) bei der alten Wallfahrtskapelle Grünfink in der Nähe Starnbergs. Unter Buchen wird da Gottesdienst gehalten. Unter einer Buche ist die Kanzel errichtet. Unter Buchen stehen drei Beichtstühle, in denen die Geistlichen die Beichte abnehmen. Krämer, Wurstler, Wachszieher und andere Händler beleben das Bild, selbst Akrobaten fehlen nicht.

Hier sei auch der Missionsfeste gedacht, die in vielen Gegenden Deutschlands mit Vorliebe im Waldesdom abgehalten

[1]) Sohnreys Dfztg. 1903. [2]) Reimann S. 367 f. [3]) Montanus S. 75. [4]) Augsburger Abendzeitung 1907.

werden, wo das Wort der Prediger und Missionare beim Quellengemurmel und Blätterrauschen, beim Gesang der Vögel und Spiel der Sonnenstrahlen ebenso seinen Weg zu den Herzen findet wie im engen Gotteshaus.

Das Dorf ist eine erweiterte Familie: daraus erklärt es sich, daß der Dorfbewohner dem Dorfbewohner und insbesondere der Nachbar dem Nachbar gegenüber in guten und bösen Tagen allerlei Pflichten zu erfüllen hat. Stellenweise sind oder waren doch diese Pflichten zu einem richtigen Nachbarschaftsrecht durchgebildet. Die Dörfer der Siebenbürger Sachsen zerfallen noch heute in mehrere „Nachbarschaften", deren jede zu nachbarlicher Hülfsbereitschaft verpflichtet ist und ihre besonderen Versammlungen und Feste abhält. Ein Hineinragen derartiger dörflicher Gepflogenheiten in eine Stadtverfassung tritt uns in dem **Nachbarschaftsfest** des südhannoverschen Städtchens Einbeck[1]) entgegen. 1880 war es zum letzten Mal gefeiert, 1905 ist es erneuert worden. Den Einwohnern soll Gelegenheit gegeben werden, sich näher kennen und sich schätzen zu lernen, sowie nachbarliche Freundschaft und Einigkeit zu fördern. Die Feiern fallen in die Zeit nach Pfingsten; die einzelnen Gemeinden, die Maschenstraßengemeinde, die Altendorfer- und Backofenstraßengemeinde, die Münstergemeinde und so fort „halten" nacheinander „Nachbarschaft"; an der Spitze jeder stehen die „Schaffer". Die Teilnehmer haben sich gegen ein Strafgeld mit „Herr Nachbar", „Frau Nachbarin" oder „Jungfrau Nachbarin" anzureden. Neu Aufzunehmende zahlen ein „Hänselgeld". Der Magistrat wird nach altem Brauch „zu fröhlichem Trunk und lustigem Sprung" eingeladen. Verboten wurde bei

[1]) Zur Einbecker Nachbarschaft (Verlag von Rüttgerodt, Einbeck). W. Feise, D. Einbecker Nachbarschaften (1905).

der Erneuerung des Festes die Nötigung zur Teilnahme, z. B. durch Heranbringen mit der Bahre. Die Nachbarschaften Einbecks hatten früher auch ihre besonderen Weidegerechtsame. Man sieht in ihnen ursprünglich selbständige Gemeinden, die sich vor den Toren der Stadt angesiedelt hatten und später in die Mauern einbezogen worden sind.

Hier und da haben die Nachbarschaften noch heute besondere Zusammenkünfte, die man als Versöhnungsfeste bezeichnen kann und deren Zweck die Beseitigung von Feindschaften ist. So feiert alljährlich im Januar der rheinische Flecken Camp einen „Sühnungstag“[1]). Einem Gottesdienst folgt die allgemeine Versöhnungsfeier auf dem Rathaus, die von dem Lied „Den, der mir flucht, will ich segnen, wie's mein Erlöser tat“ eingeleitet wird. Jeder bringt seinen Wein selbst mit; wer keinen baut, trinkt mit dem Nachbar. Die Bewohner des Ober-, des Mittel- und des Unterfleckens begehen das Fest an drei Tagen nacheinander.

Zu einem Dorffest gestaltete sich früher vielerwärts das **Richtefest.** Die Nachbarn haben an vielen Orten nicht nur die Verpflichtung, unentgeltlich das Material zum Bau eines Hauses heranzufahren oder, wie der Schwabe sagt, „Ehrenfuhren“ zu tun, sondern auch die Knechte für die Richtearbeit zu stellen. Auf der Hardt[2]) bringen Männer und Frauen sogar Schinken und Kuchen als Beisteuer zum „Ufrichtimahl“ mit. Mit einem Vaterunser oder selbst mit einer Messe beginnt noch heute in manchen Dörfern die Arbeit, d. h. die Aufrichtung des Daches auf dem bereits stehenden Unterbau.

---

[1]) Mitteilung von J. Benner, Wallmerod. [2]) E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 379.

Auf dem gerichteten Haus wird der Kranz oder Maibusch befestigt, und nun spricht von oben der Baumeister oder ein Geselle, während der Bauherr und die festliche Menge unten aufmerksam zuhören, einen gereimten Spruch, der unter anderem gern die edle Zimmermannskunst feiert. Eine Flasche Branntwein wird geleert und zerschellt, vielleicht der Rest eines alten Spendeopfers.[1]) Anderwärts, z. B. im Thüringischen, ist es ein Glas mit Wein; im Erzgebirge muß es unversehrt bleiben, das bedeutet Glück; im Fränkischen hat ein Trunk Milch aus einem solchen Glase sogar Heilkraft bei gewissen Kinderkrankheiten, oder das heilgebliebene Glas vertreibt, wie man im württembergischen Franken glaubt, unter das Kissen eines Kindes gelegt, die „Gichter".[2]) Ein geistliches Lied begleitet noch heute an vielen Orten die Feier. Früher waren, wenigstens auf niedersächsischem Boden, allerlei eigenartige Geschenke üblich: buntbemalte Fensterscheiben, woher das Fest auch „Fensterbeer" hieß, die den Dachgiebel bildenden Pferdeköpfe, die an sich schon nach altem Volksglauben den bösen Geistern, den Seuchen und dem Unwetter wehrten[3]) und diese Kraft noch mehr entfalteten, wenn junge weibliche Verwandte des Bauherrn sie schenkten, ferner eine Wetterfahne oder ein einzelner Balken, die stellenweise die Jungfrauen des Dorfes spendeten. Andere Gäste gaben Geld, ähnlich wie in vielen Gegenden bei einer Hochzeit. Überhaupt trug früher die Feierlichkeit mit ihren Schmausereien und dem Tanzen, bei dem übrigens die Zimmerleute die erste Rolle spielten, ein ähnliches Gepräge wie die Hochzeit. —

---

[1]) Wuttke S. 292. [2]) Wuttke S. 209 u. 360. Sohnreys Dfztg. 1907 S. 359 (nach der „Deutschen Warte"). [3]) E. H. Meyer, Volksk. S. 70.

Wie das Richtfest, ist auch die Hochzeit in weitgehendem Maße ein Dorffest. Sie soll indessen erst später im Rahmen der Familienfeste behandelt werden.

Bei der Fastnacht lernten wir Feste kennen, bei denen besonders die Frauen hervortraten. Derartige **Frauenfeste** kommen auch sonst noch vor. In Nordhastedt (Schleswig-Holstein)[1]) feiern die Frauen alle drei Jahre am 15. Juni das sogenannte „Frauenbier", angeblich zur Erinnerung an einen im 13. Jahrhundert geschehenen Überfall durch eine Räuberbande, wobei die Frauen ihren besiegten Männern zu Hilfe kamen und die Räuber verjagten. Die Männer haben sich an diesem Tage durchaus dem Willen der Frauen zu fügen. Im Braunschweigischen veranstalten, wie schon erwähnt (S. 135), die Mädchen stellenweise im Sommer eine „Mäkensmusike", in den Dörfern um Nordhausen einen „Mädchentanz" oder „Jungfernball". Sie laden die Burschen ein, bezahlen die Musik und fordern jene zum Tanz auf. In der lübeckischen Enklave Schretstaken[2]), in der sich noch mancher alte Brauch erhalten hat, geben die Mädchen einige Sonntage nach der „Pfingsthöge", dem Pfingstvergnügen, eine „Dirnsmusik". Hierbei schlagen sie mit einem hölzernen Hammer den Boden einer Tonne ein, in der ein Knecht verborgen sitzt; die von dem Versteckten Erhaschte ist die Königin des Festes. In Berghausen bei Speyer[3]) feiern die Frauen alljährlich den „Weiberbraten". Sie ziehen mit Musik durchs Dorf; neben der Fahnenträgerin gehen einige Frauen mit Milchkannen. An dem Wirtshausschmaus nehmen nur Frauen teil. Zum Tanz haben nur unverheiratete Männer Zutritt; auch hier wählen

---

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1902, Nr. 28. [2]) Niedersachsen XI S. 345. [3]) Nach Sohnreys Dfztg. 1907, Nr. 3.

die Frauen sich ihre Tänzer. Die Milchkannen erinnern an den Ursprung des Festes. Die Berghäuser Milchfrauen bemerkten nämlich einst den Ausbruch eines Brandes im Spital zu Speyer und halfen ihn mit ihrer Milch löschen. Zum Dank stiftete das Spital den Milchfrauen jährlich einen Schmaus, an dessen Stelle später eine entsprechende Geldsumme getreten ist. Im Aargauer Seetal[1]) wird der zweite Sonntag jedes Jahres als „Meitlisundig" gefeiert, und zwar in Erinnerung an die wackere und siegbringende Teilnahme von Frauen und Mädchen an einer Schlacht. Die Männer und jungen Leute lassen sich von den weiblichen Genossinnen zum Tanz führen, bewirten und kommandieren.

Von einem schönen Gedanken getragen sind die **Spenden an die Armen.** Im oberen Meierhof zu Lüsen in Tirol[2]) wurde am St. Georgskirchtag offene Tafel gehalten. An dem einen Tisch saßen die Geistlichkeit von Lüsen und die geladenen Gäste von Brixen, an dem andern die Armen. Auch bei der Hagelfeier (S. 108) haben wir derartige Spenden an Arme kennen gelernt. Viele fallen auf die Tage Allerheiligen und Allerseelen (1. und 2. November). So gab es im schwäbischen Rangendingen[3]) sogenannte „Sailenäcker" (Seelenäcker), von deren Ertrag ein besonderes Backwerk, die „Sailen", hergestellt und im Anfang November in der Kirche an die armen Kinder verteilt wurde. In Ober- und Niederbayern[4]) bitten am Allerseelentag Kinder und arme Leute, die „Seelleut", um Festgebäck. In Steiermark ziehen, wie Rosegger es schildert, am Vorabend von Allerheiligen die Armen von Haus zu Haus,

[1]) Frankfurter Zeitung 1905, Nr. 22. [2]) Heyl, Bräuche und Meinungen aus Tirol. [3]) Birlinger II S. 135. [4]) Bavaria I S. 383.

und jeder, auch der Geizhals, gibt ihnen gern den erbetenen „Allerheiligenstritzel", denn jeder Dank eines solchen Armen bedeutet für das Feld mehr als ein Fuder Dünger; auch die Dienstboten erhalten an diesem Tage einen besonderen Laib Brot.

Wie Max Hoefler nachgewiesen hat, wurden in alter Zeit aus dem Rest des Teigs (Abkratze, Scharre) Spendebröte für die Seelengeister hergestellt, und sind die Spenden an die Armen oft aus solchem Restgebäck hervorgegangen. So sind auch die samländischen Flammfladen,[1]) ein aus Roggenteig mit Speckstückchen und Zucker hergestelltes Festgebäck, das nach dem Volksmund „für die Engelchen" (d. h. die verstorbenen Kinder) sein soll, eigentlich ein Spendebrot für die Seelengeister. Wenn in vielen Fällen die Armen die Empfänger solcher Seelenspenden geworden sind, so erklärt sich das in der Hauptsache daraus, daß sie nach Entgegennahme der Gabe zur Fürbitte für die abgeschiedenen Seelen verpflichtet waren. —

Wichtige Bestandteile der Volksfeste sind, wie wir an vielen Beispielen gesehen haben, das Schmausen und Trinken, und alle nur denkbaren Anlässe werden wahrgenommen. Wenn in der Gegend von Oberohe (Landkreis Celle)[2]) ein Habicht getötet war, wurde er auf einer Stange befestigt, und die Burschen und Mädchen zogen damit, um Gaben bittend, von Hof zu Hof, um hinterher ein „Behawkenfest" (Viehhabichtsfest) zu feiern, nach dem dann vermutlich, wie es jedenfalls für viele Gegenden Deutschlands bezeugt ist, der Räuber als abschreckendes Beispiel für seinesgleichen an das Scheunentor genagelt wurde. Wer im elsässischen Sundgau eine Versteigerung halten will, hat, wie eine Zeitung 1906 zu melden wußte, zunächst den

[1]) Elisabeth Lemke: Brandenburgia XV S. 397 f. [2]) Z. des Heimatbundes Niedersachsen 1906.

Wein zu liefern oder anzugeben, in welcher Wirtschaft er „z' süffa" bezahlt; andernfalls tut niemand ein Gebot! Selbst wenn die Kuh ein Kalb bekommt, bewirtet in den Dörfern um Reichenbach im Vogtland[1]) der Bauer die Hausgenossen und jeden Besucher mit dem „Rumpelbrot", d. h. mit Brot, Butter, Branntwein oder Bier. Und war in den Dörfern am Riesumer Moor (Nordfriesland)[2]) ein Kindlein geboren, so fanden sich einige Zeit darauf die jungen Leute zu einer Bewirtung, dem „Bierstehlen", ein, wobei einer in wohlgesetzten Worten die Bäuerin über die Mittel gegen das kalte Fieber unterrichtete und diese anfangs die Hereinpolternden mit einem Stock vom Bett aus von den aufgebauten Herrlichkeiten fernhielt.

Das Schmausen und Trinken hat von jeher bei öffentlichen und persönlichen Anlässen eine große Bedeutung gehabt. Zur Gerichtsversammlung, dem „Mal", gehörte die Gasterei so eng, daß sich „Mal" mit der Zeit zur Bedeutung Schmauserei (Mahl, Mahlzeit) entwickeln konnte. Zu einem Kaufvertrag gehörte als Besiegelung der Weinkauf (niederd. „Winkop"). Für die **Familienfeiern**, die Taufe, das Begräbnis und die Hochzeit, die diesem ersten Teil des Buches einen fröhlichen Abschluß geben mag, trifft dasselbe zu.

Hochtit gahn
Un Vadderstahn (Gevatterstehen)
Un Kinnelbeergeven (Kindelbier geben)
Het mennig Bur van de Plats ofdreven

sagt ein ostfriesisches Sprichwort[3]). Auch die mancherlei landschaftlichen Namen der Tauffeier, wie das schon genannte „Kinnerbeer", ferner „das Kindelmahl", „die Kindszehr",

[1]) Köhler S. 222. [2]) Handelmann S. 26. [3]) Lüpkes S. 96.

„die kleine Hochzeit", sind bezeichnend. Weithin in Norddeutschland ist für die Hochzeit der alte Bauernausdruck die Köst, d. h. eigentlich die Beköstigung, der Schmaus. Und hinsichtlich des Begräbnisses reden Ausdrücke wie der „Leichenschmaus", das böhmische „Leichbier", das niederdeutsche „Arfbeer" (Erbbier), der süddeutsche „Leichentrunk" eine deutliche Sprache, wobei indessen in Betracht zu ziehen ist, daß das Schmausen und Trinken nach altem Volksglauben der abgeschiedenen Seele zugute kommt und das ursprünglich von dem Erben der Sippe gegebene Totenmahl,[1]) bei dem jener sein Erbe antrat, auch eine rechtliche Bedeutung hatte.

Wir beginnen mit der **Taufe.** Dicht rankt sich der Volksglaube um die erste Lebenszeit des Kindes und das Verhalten der Mutter vor und nach der Geburt. In Westfalen und Ostpreußen müssen bei der Taufe die Beteiligten eine Axt und einen Besen, die man auf die Schwelle gelegt hat, mit dem Täufling überschreiten: das vertreibt die bösen Geister. Wenn man schnell zur Kirche geht, so lernt das Kind früh laufen, wie der Brandenburger meint. Überhaupt ist das Verhalten der Paten an diesem Tage wichtig für die Entwickelung des Kindes. Wenn im Vogtland sich der Pate vor der Taufe nicht ordentlich wäscht, wird das Kind unreinlich! Die Wahl der Paten im Kreise der Verwandtschaft ist durch die Überlieferung geregelt; das hindert aber den Lüneburger Heidebauer nicht, gelegentlich, wenn die Kinder nicht einschlagen wollen, Nichtverwandte zu Paten zu bitten; er macht es wie unter Umständen bei der Viehzucht, er versucht es mal mit etwas anderem. Dem Taufwasser wohnen geheime Kräfte inne: ans Zahnfleisch gewischt, erleichtert es

[1]) Vgl. Freybe: Land III S. 310.

dem fränkischen Kind das Zahnen; über einen Rosenstrauch gegossen, verleiht es dem kleinen Mecklenburger und Wetterauer rote Wangen. Das Taufzeug war früher vielerwärts Gemeindeeigentum und wurde auf der Pfarre aufbewahrt. Die Mutter — und gewöhnlich auch der Vater — bleibt während der heiligen Handlung in den meisten Teilen Deutschlands daheim; sie liest während der Zeit wohl in einem frommen Buch: dann kann das Kind gut lernen (Mecklenburg, Lüneburg). In manchen Gegenden findet nach der Taufe im Wirtshaus eine tüchtige Zecherei statt, und erst von hier geht es mit dem Täufling ins Elternhaus zurück. Dabei geht das Kind auch wohl verloren. Noch im November 1907 ist das nach Zeitungsberichten einer angeheiterten Hebamme begegnet, und erst in der Nacht hat man das übrigens noch nicht einmal getaufte Kind auf einer Waldwiese in seinem Bündel schlummernd wiedergefunden. Den heimkehrenden Kindtaufleuten, die (nach einer verbreiteten Formel) statt des „kleinen Heiden" einen „kleinen Christen" zurückbringen, nimmt noch heute hier und da[1]) nach offenbar alter Sitte der Vater diesen ab. Das innige Verhältnis, das sich durchweg in Süddeutschland und zum Teil in Mitteldeutschland zwischen Paten und Patenkindern herausbildet, ist in Norddeutschland seltener zu finden. Im hessischen Abterode (am Meißner)[2]) hat die Patin das Recht, ihre Spinnstubenkameradinnen mit einzuladen; soweit es junge Mädchen sind, erscheinen sie dann bei der Tauffeier mit Kränzen geschmückt. In der Rhön[3]) wird das Patengeschenk, der „Tödebübel" (Patenbeutel), ein buntes Beutelchen mit einem größeren Geldstück, vor der Taufe im Kissen unter

[1]) z. B. in Hanstedt, Kr. Winsen: Mitteilung des Lehrers Steincke, Brackel (Rückesche Sammlung). [2]) Helene Brehm: Hessenland XX. [3]) O. Seifert: Land XVI S. 90 f.

dem Kopf des Kindes versteckt, wo es dann die Mutter entdeckt. Bemerkenswert ist noch die Sitte, daß die Teilnehmer der Feier in manchen Gegenden durch ein Geldgeschenk zu den Kosten der Bewirtung beisteuern; beispielsweise gibt in der Rhön ein Mann etwa eine Mark, eine Frau etwa fünfzig Pfennige. In Ober- und Niederbayern[1]) trägt der „Göttel" (Pate) die Kosten des „Kindlmahls" im Wirtshaus; dem Täufling wird ein eingewickeltes Geldstück hinter die „Fatsche", das Wickelband, gesteckt. In den Dörfern um Ölsnitz im Vogtland stellen sich bei den Kindtaufsmahlzeiten die „Spießeinrecker" ein. Sie reichen einen Spieß, an dem sich ein mit einem Gedichtchen auf die Festgesellschaft beschriebener Zettel, ein Sack und eine Flasche befinden, zum Fenster hinein. Wenn die Verse gefallen, stehen nachher vor der Haustür Speisen und Getränke für sie zum Abholen bereit.[2]) Zu Rappenau im nördlichen Baden[3]) bilden das „Geetle" (die Patin), der „Pfetterich" (der Pate) und die Hebamme die „Kindstaaiflait"; unter dem Vaterunserläuten brechen sie nach der Kirche auf; ein Blatt aus einem Gebetbuch ist unter das Tragkissen gelegt. Bei der Bewirtung spielt eine wichtige Rolle der „Kindtaaifkaffee", „bei dem etwas mehr Cichorie in Verwendung kommt als sonst".

Das bäuerliche **Begräbnis** weist manchen schönen Zug auf. In den Vierlanden ritt wenigstens noch vor fünfzig Jahren nach dem Tode eines Bauers der Großknecht auf gesatteltem Pferd von Haus zu Haus mit der Nachricht, sein Herr habe „Feierabend gemacht" (Fierabend makt). Die Sitte, daß der Bauer sich schon bei Lebzeiten „Notholz", Holz für

[1]) Bavaria I S. 410. [2]) Köhler S. 249 f. [3]) O. Meisinger, Rappenauer Mundart S. 45 f.

seinen Sarg, hinlegte oder wohl gar diesen selbst anfertigen ließ, schwindet immer mehr. Dagegen ist noch heute weithin die Totenwache[1]) und das Stellen und Führen des Totenwagens eine Nachbarspflicht. Der Tote wird nach der Totenfeier vielerwärts aus der Großen Tür hinausgetragen, derselben, durch die er bei der Hochzeit seinen Einzug hielt. Auf dem Totenwagen sitzen noch heute die Klagefrauen, allerdings wohl nirgends mehr in den weißen selbstgewebten Laken, die früher wenigstens in verschiedenen Gebieten Niedersachsens üblich waren. Auf der Bahre (in älterer Zeit über dem Sarg) liegt das weißleinene Sarglaken, gewöhnlich ein Familienstück.

Die Abhaltung der häuslichen Trauerfeier ist, wenn das Dorf kein Kirchdorf ist, gewöhnlich die Pflicht des betreffenden Lehrers: unter dem Gesang eines Chors von Schulkindern wird die Leiche zum Hause hinausgetragen, das nennt man z. B. in der Gegend von Gifhorn (Hannover) das „Aussingen". Auf dem Kirchhof singt bei den sogenannten öffentlichen Beerdigungen vielerwärts der Küster mit einem Schülerchor die Leiche zu Grabe. Im Hessischen, in der Gegend des Meißners[2]), wo die Sitte neuerdings abgekommen ist, hieß eine solche Leiche eine „Singeleiche". Der Kantor, dem ein schmaler, langer Streifen schwarzen Talarstoffes als Zeichen seiner halbgeistlichen Würde vom Hals bis über den Arm herabhing, sang hier den Kindern jede Zeile mit lauter Stimme vor; die Träger bekamen Lorbeerzweige mit schwarzem Seidenband vor die Brust und ein schwarzes Tuch; nach der kirch-

[1]) Die Totenwachen sind übrigens, z. B. am Niederrhein, wiederholt verboten worden. Sie arteten nämlich stellenweise in richtige Zechgelage aus, und man kann verstehen, daß die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten gegen diese letzten Nachklänge der heidnischen Leichenfeiern einschritten. Vgl. Montanus S. 90 f. [2]) Helene Brehm: Hessenland XX.

lichen Feier fand sich die „Freundschaft" im Trauerhause bei Kaffee und Kuchen zusammen.

Vielerwärts erhalten oder erhielten bei der Beerdigung die Träger und der Pfarrer, in den Vierlanden auch der Organist und der Tischler, je eine Zitrone; arme Leute geben im nördlichen Baden statt dessen „Rosemrain" (Rosmarin)[1]); beide, die keimkräftige Zitrone und der immergrüne Rosmarin, sind ein Sinnbild der Auferstehung und Unsterblichkeit. So versteht man, daß auch dem Toten oft eine Zitrone mit in den Sarg gegeben wird. Im bayrischen Hochland, wo die Jungfrauen von Jungfrauen, vier, sechs oder acht, zu Grabe getragen werden, ist das Haar der Trägerinnen gewöhnlich mit einem Rosmarinkranz geschmückt[2]).

Im Lechrain[3]) nahm — in der Mitte des vorigen Jahrhunderts — die Freundschaft, Nachbarschaft und Kundschaft am Begräbnis und allen drei Seelengottesdiensten teil, von denen die ersten beiden, die „Besingnis" (am Begräbnistag) und der „Siebent" (am siebenten Tage), mit einem kurzen Leichentrunk im Totenhaus, dagegen der „Dreißigst" (am dreißigsten Tage) mit einem großen Totenmahl im Wirtshaus verbunden war, das dem Wirt oft mehr einbrachte als eine Kirchweih.

Alter Volksglaube findet sich noch heute überall unter und neben den christlichen Vorstellungen. Über die Vorboten des Todes, die Behandlung des Sterbenden und des Toten, über die Ansage des Todesfalls an die Dorfgenossen und selbst die Haustiere, die Bienen und die Bäume des eigenen Hofes,

---

[1]) Meisinger, Rappenauer Mundart S. 50. Bohnsack, D. Vierländer Familienfeiern S. 13. [2]) Alfr. Hofmann: Sohnreys Dfztg. 1907.
[3]) v. Leoprechting S. 251 f.

damit diese dem Herrn nicht nachfolgen, über die Bekleidung und sonstige Ausstattung des Toten, z. B. die Mitgabe eines Geldstückes, über den Kirchhofweg, über das Verhalten der Leidtragenden unterwegs, auf dem Kirchhof und daheim — über alles hat das Volk in den verschiedenen Gegenden seine oft auffällig übereinstimmenden, oft aber auch abweichenden Ansichten. Wohl überall fürchtet man, daß die Seele des Toten, die durch den Mund entwichen ist und sich in der Nähe aufhält, zurückkehrt, vielleicht gar, um einen Hausbewohner oder auch sein Lieblingsstück aus der Herde nachzuholen. Deshalb verschließt man in vielen Gegenden nach dem Aufbruch des Leichenzuges die Haustür oder das Fenster des Sterbezimmers. Im thüringischen Weida[1]) bindet man jedes Stück Rindvieh an eine andere Stelle der Krippe oder jagt auch die ganze Herde in den Hof oder auf die Weide: dann findet sich die zurückkehrende Seele nicht zurecht. Aus diesem Grunde werden stellenweise auch wohl die Böcke, auf denen der Sarg gestanden hat, umgeworfen. Weitverbreitet ist das Verhängen des Spiegels, damit die hauchgestaltige Seele sich nicht darauf setzt. Im böhmischen Hochofen[2]) schont man selbst die das Licht umschwirrenden Motten: es sind „arme Seelen, die Lichter geopfert haben wollen".

Die Bräuche der **Hochzeit** haben in den verschiedenen Teilen Deutschlands manches Verwandte, aber trotzdem finden sich oft selbst in Nachbarkirchspielen im einzelnen allerlei Abweichungen. Wir wollen zunächst etwas ausführlicher auf die Art der Feier in einer bestimmten Gegend eingehen und greifen dafür das in Nordhannover liegende große Kirchspiel

[1]) Mitteilung von Kurt Karl daselbst. [2]) John S. 181.

Hollenstedt heraus[1]). Die geschilderte Zeit liegt etwa ein Menschenalter zurück; seitdem hat sich manches geändert, wenn auch die Grundzüge der Feier bis heute erhalten sind. Wir nehmen den Fall an, daß Bräutigam und Braut aus verschiedenen Dörfern des Kirchspiels stammen und der Bräutigam der Erbe des väterlichen Hofes ist.

Manche Ehe stiftete der Freiwerber, gewöhnlich ein älterer Verwandter des angehenden Bräutigams, der mit Vorliebe, zumal wenn die Braut ihm und seinem jungen Verwandten noch nicht hinlänglich bekannt war, die Unterhaltung mit einem Viehhandel einleitete; dabei lernte er das Mädchen ungezwungen kennen und rückte schließlich mit der Sprache heraus. Einem angehenden Hoferben wurde aber oft auch ein Mädchen von den Eltern angeboten: das Pferd muß nach der Krippe gehn! Die Verlobung (dat Loeft, von mnd. loven = geloben) wurde zunächst im Hause des Bräutigams, im engsten Kreise, gefeiert und hierbei das ganze Hab und Gut besichtigt. Eine gleiche Feier im Hause der Brauteltern folgte acht Tage später. Stimmte alles zusammen, so wurde die Sache fest gemacht. Es folgte die gerichtliche „Verschreibung", die neben den anderen nötigen Bestimmungen auch über das Altenteil und über die Abfindung der Geschwister Festsetzungen traf; in der alten Zeit war vorher noch die Einwilligung des Gutsherrn einzuholen. Der Verschreibung folgte das zweimalige kirchliche Aufgebot. Die Hochzeit fand — wie noch heute — stets in dem Hause statt, das der Wohnsitz des jungen Paares wurde, in unserem Falle also im Hause der Bräutigamseltern. Die Einladungen besorgten zwei nahe Verwandte, womöglich die Brüder des Brautpaares, die „Köstenbidders": mit bekränztem

[1]) Vgl. Kück S. 158—182.

Hut und einem Stock, den die geladenen Mädchen mit Bändern schmückten, wanderten sie von Haus zu Haus und sagten ein Einladungsgedicht auf. Im Hochzeitsdorf wurde, wenigstens bei größeren Hochzeiten, die ganze Einwohnerschaft geladen. Am Tage vor der Hochzeit, gewöhnlich einem Donnerstag, brachte der „Kistenwagen" (oft waren es auch mehrere) die ganze Aussteuer der Braut in das zukünftige Heim; Musikanten bliesen unterwegs, und die schöngeschmückte Brautkuh folgte dem Wagen. Von der Braut, die selbst nicht mitkam, erfolgten Geschenke für ihre demnächstigen Hausgenossen, z. B. für den Bräutigam ein fertiges Flachshemd; auch die Fuhrleute wurden wohl bedacht. Der Brautvater pflegte nun diese (gewöhnlich waren es Verwandte oder Nachbarn) nicht sofort in sein Haus zu lassen; erst mußten sie sich gehörig ausweisen, ehe er ihnen die eigens dazu verrammelte Große Tür öffnete. Bei manchen Hochzeiten wurde zum Verscheuchen der bösen Geister aus dem Hause Polterabend geworfen, der „Klapppott gebracht", wie man weiter südlich sagte.

Am Hochzeitsmorgen sandte jede Bauerfrau des Dorfes mehrere „Setten" Milch. Dann trafen die Gäste zum Frühstück ein. Gleich darauf begann die Musik zum Tanz aufzuspielen. Unterdessen feierte die Braut im Elternhause im engsten Familienkreise ihren „Ausgang", um dann im Schmuck der Brautkrone mit ihrem Gefolge im „Staatswagen" des Bräutigams zur Trauung zu fahren. Auf der Fahrt mußte sie der Jugend Äpfel, die der Ehe Segen bringen sollten, und anderes Obst zuwerfen; unaufhörlich rief diese: „Brut, Brut, smit ut, smit Appel un Beren (Birnen) ut!" Etwa zu gleicher Zeit wie die Braut kam der Bräutigam mit seinem Gefolge im Kirchdorfe an und traf mit der Braut in einem Wirtshause zusammen. Dann begaben sich Bräutigam und

Braut und das beiderseitige Gefolge getrennt zur Kirche, und der „Ullersmann" (Ältermann, ein älterer Verwandter der Braut) und der auf der andern Seite entsprechende „Broegamsvader" führten die Braut und den Bräutigam vor den Altar. Die Trauringe (von Tombak oder Messing) wurden noch bis in die fünfziger Jahre von der Pfarre entliehen. Nach der Trauung ging es im Galopp zum Hochzeitshause, wo inzwischen auf der Großen Diele oder im Grashof die Tische für die „grote Mahltit" gedeckt waren und die Eltern und Verwandten bedienen halfen, dieses genau so wie noch heute. Mit Gebet beginnt das Essen, und ein Gebet und ein geistliches Lied machen den Beschluß. Während der Mahlzeit geht wiederholt ein für Trinkgelder bestimmter Teller herum, für die Köchin, die sich angeblich „ihren Platen (Schürze) verbrannt" hat, den Bierverzapfer und das andere Personal. Der ärmsten Frau des Dorfes schickt die junge Frau ein Brot mit einem hineingesteckten Geldstück. Dem Essen folgen die „Ehrentänze", kurze Rundtänze, bei denen die Braut der Reihe nach mit allen Männern der eigenen und der neuen Familie tanzt; auch der etwa noch lebende Großvater muß mit heran; wer mit der Braut getanzt hat, fordert bei den nächsten Tänzen die verschiedenen Braut- und Bräutigamsjungfern auf, die gewöhnlich Verwandte des Brautpaares sind, so daß die Tanzenden schließlich die beiden Familien darstellen. Den Abschluß der Ehrentänze, die übrigens den Musikanten ein gutes Stück Geld einbringen, bildet der Tanz des jungen Ehemanns mit seiner Frau. Wer kein Hochzeitsgeschenk gemacht hat, drückt beim Fortgang dem Ehemann einen angemessenen Geldbetrag (als „Gabe") in die Hand. Erst wenn der letzte Gast fort ist, begibt sich das Paar zur Ruhe. Hat die junge Frau einen unglücklichen Liebhaber gehabt, so kann dieser

gewiß sein, daß die spottlustigen Burschen ihm, wenn sie es noch nicht vorher getan haben, in dieser Nacht eine Immenkiepe (Bienenkorb) oben aufs Dach setzen[1]), als Zeichen, daß er einen Korb bekommen hat. Einer älteren Zeit gehört der Brauch an, daß die ganze Hochzeitsgesellschaft, darunter die junge Frau, sich anfaßte und um den freistehenden Herd im Kreise drehte, ein Rest der alten dreimaligen Herumführung der Frau um den Herd, den Mittelpunkt ihres Schaffens.

In benachbarten Gegenden Nordhannovers finden sich noch andere bemerkenswerte Hochzeitsbräuche. So der Brauch, daß die Burschen das junge Brautpaar „schnüren". Das vom Bräutigam hierbei gezahlte Trinkgeld ist eigentlich ein Loskaufgeld, das er für seine Braut an die Junggesellen zahlte. Dies tritt noch klar im Schwarzwald[2]) hervor, wo die Braut an den Bräutigam auf dem Gang zur Trauung von den ledigen Burschen, die einen Trunk Wein kredenzen, regelrecht „versteigert" wird und ein Brautloskauf von 150—200 Liter Wein keine Seltenheit sein soll. Im elsässischen Sundgau wird — nach einer Zeitung von 1906 — dem aus einem andern Dorfe stammenden Bräutigam, wenn der Hochzeitszug aus der Kirche in das Braut- und Hochzeitsdorf kommt, „gespannt": die Burschen spannen ein Seil über den Weg, ein Gläschen wird getrunken, und der Bräutigam muß sich durch das „Spanngeld" den Weg frei machen. Auch in Südthüringen[3]) hält man den Hochzeitszug auf dem Wege zur Kirche durch bunte Bänder, die über den Weg gespannt sind, an. In Böhmen heißt das „fürziehn". Im Sauerland[4])

[1]) Weiter südwärts, z. B. im Kreise Gifhorn, wurde bei Auflösung einer Verlobung dem schuldigen Teil eine Strohpuppe oder ein Strohkerl aufs Dach gesetzt. [2]) Nach Sohnreys Dorfboten 1906, Nr. 26. [3]) Chr. Hanft: Sohnreys Dfztg. 1907. [4]) Jos. Buchkremer: „Westfäl. Volksblatt" 1906.

wird der Aussteuerwagen in derselben Weise „gefangen", und ebenso fangen am Hochzeitstage die Jungfrauen das junge Ehepaar auf dem Heimweg von der Kirche. Auf dem unteren Eichsfeld[1]) spannen die Dorfbewohner, wenn der Wagen mit der Brautausstattung aus einem andern Dorfe kommt, am Dorfeingang und dann in jeder Straße einen Strick über den Weg, das nennen sie das „Hemmen": die zuziehende Braut muß sich den Zutritt in das Dorf erkaufen!

Das erwähnte Verrammeln des Brauthauses findet sich ähnlich in Schaumburg-Lippe. Hier geschieht es aber erst (und das scheint die alte Form) am Hochzeitstage, wenn die Braut geholt werden soll. Diese hält sich versteckt und muß erst gesucht werden. Im südlüneburgischen Kreise Gifhorn[2]) zerschlug der Bruder oder ein anderer Verwandter des Bräutigams beim Abholen der Braut in drei Malen einen Stab an dem Mittelständer der Großen Tür, zum Zeichen, daß er die Braut „êschere" (heische). Dieses Zerbrechen des Stabes, an dessen Stelle später stellenweise ein sinnloses Herausschlagen des Ständers aus der Schwelle trat, besiegelte die Übergabe der Braut.

Auch der Wettlauf fehlt nicht. Das hier und da noch übliche Davonlaufen des Bräutigams oder der Braut nach der Trauung deutet auf eine alte Sitte, die Flucht der Braut vor dem angetrauten Bräutigam, zurück. Zu Dieckhorst[3]) im Kreise Gifhorn veranstalteten noch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Burschen nach der Trauung einen sich über 1—3 Kilometer erstreckenden Wettlauf nach dem Hochzeitshaus, der oft schon bei der Kirchtür begann; der erste

[1]) Mitteilung von Jos. Ellendt, Bernterode. [2]) Nach Andree S. 303 und Mitteilungen G. Wredes in Gamsen bei Gifhorn. [3]) Frl. M. Wiegmann, Dieckhorst (Kückische Sammlung).

Sieger erhielt eine vom Hochzeitsgeber gestiftete Kanne aus Silber, Zinn oder Blech, wonach die Sitte „um de Kanne lopen" hieß, und ein daran gebundenes Taschentuch mit einem großen Geldstück, der zweite einen vermutlich von der Braut gegebenen Reisigbesen und ein Taschentuch mit einer kleineren Münze. Im Dorfe Kaltenweide (Lkr. Hannover) wurde noch 1907 bei der Hochzeit eines Großbauern ein Hindernisrennen nach dem mit einem seidenen Taschentuch geschmückten „Brautbesen" abgehalten. Im braunschweigischen Nordsteimke[1]) veranstaltete ein Schäfer, wenn er freite, ein Wettlaufen für die Gäste und schenkte dem Sieger einen fetten Hammel.

Bei den Schwälmern[2]) im Hessenland ladet der Vater zum „Handschlag" (Verlobung). Der Sprecher, einer der geladenen Burschen, sucht mit Erlaubnis des Brautvaters die Braut, die sich versteckt hat. Zweimal kommt er mit einer falschen, erst die dritte wird vom Bräutigam als die Rechte anerkannt. Die Verlobten reichen sich die Hände, und der Sprecher gibt sie mit einer frommen Rede im Namen Gottes als Verlobte zusammen. Die beiden tauschen nun einen doppelten Taler unter einander; früher wurden diese zu Ringen geschmiedet, um dann bei Festlichkeiten getragen zu werden. Während es drinnen hoch hergeht, singt draußen ein gemischter Chor, der dafür traktiert wird und ein Handschlagsgeld erhält. Nach 14 Tagen folgt der „Weinkauf", die gerichtliche Verschreibung. Bei der Hochzeit sendet der Bräutigam, wenn die Braut zu ihm einheiratet, den „Schappelwagen" (vom Schappel, d. h. Kranz, der Braut und Brautjungfern so genannt) mit vielen Reitern zu ihr. An der Dorfgrenze des Bräutigamsdorfes beginnen

[1]) H. Beck: Z. d. V. f. V. VIII S. 433. [2]) Mitteilung von W. Haas, Kl. Roppershausen b. Neukirchen Hessen-Nassau).

dieſe ein Wettrennen; der Erſte erntet große Ehre: mit einem Krug Wein reitet er zurück und heißt die Braut im Namen des Hochzeitsvaters willkommen. Die Braut wirft das geleerte Glas über die Schulter, daß es zerbricht: dann wird die Ehe glücklich. Braut und Bräutigam eſſen von einem Teller. Der Bräutigam trägt einen großen Strauß mit Bändern, die Braut außer dem Kranz am linken Arm ein Rosmarinſträußchen und ein Gebind Hausmacherzwirn, als Zeichen, daß ſie „das Ihre zuſammenhalten" will.

Im Biebergrund (im nordweſtlichen Speſſart)[1]) wird bei der Verlobung über die verſchlungenen rechten Hände des Brautpaares Wein gegoſſen; damit bringt man den Ausdruck „Weinkauf", der vielerwärts die Verlobung bezeichnet[2]), zuſammen. Dem angehenden Bräutigam zeigen ſich der Reihe nach allerlei vermummte Frauengeſtalten, aber mit ſicherem Blick erkennt er die Geliebte heraus. Die Kameraden des Burſchen, der „Verſpruch hält", knallen draußen mit den Peitſchen und klopfen mit Spießen ans Fenſter, auf die man ihnen Leckerbiſſen, aber auch wohl neckiſch einfache Kartoffeln und anderes ſteckt.

Im Dithmarſchen ſtellt man, wenn ein unwillkommener Freier zu erwarten iſt, eine Schaufel auf; dann weiß er, woran er iſt, und kann ſich eine Abweiſung erſparen. Oft galt es nun aber, nicht bloß den Sinn des begehrten Mädchens und ſeiner Angehörigen, ſondern noch andere Hinderniſſe zu beſiegen. Von der früher erforderlichen Zuſtimmung des Gutsherren war ſchon die Rede. Ebenſo hatte vor der Zeit der Freizügigkeit ein Dienſtbote oder Arbeiter, der heiraten wollte,

[1]) Mitteilung von J. L. Fiſcher, Hanau. [2]) Der Ausdruck bezieht ſich eigentlich auf die Abſchließung des Ehekontraktes, vgl. S. 227.

in vielen Gegenden die Genehmigung der Gemeindeverwaltung zur Ansiedelung nötig. In noch älterer Zeit mußte der Bräutigam stellenweise eine bestimmte Anzahl Bäume gepflanzt haben und darüber einen obrigkeitlichen Schein beibringen, ein Brauch, an den z. B. noch eine „Bräutigamspflanzung" in Süderholz bei Sonderburg (Schleswig) erinnert[1]).

In Limmer (Kr. Alfeld, Hannover)[2]) wird, sobald die standesamtliche Anzeige ausgehängt wird oder das Paar, wie man sagt, in den Kasten kommt, dieser mit einem Kranz und Blumenstrauß geschmückt, wenn Braut und Bräutigam ohne Makel sind. Sonst hängt ein offener Kranz da, und der Strauß fehlt! In der Gegend von Freiburg an der Unstrut[3]) mußte ein derartiges Brautpaar einige Sonntage vor der Hochzeit an der Kirchentür stehen oder knien, die Braut mit einem Strohkranz, der Bräutigam mit einem Strohbukett. 1902 stand vor der Erfurter Strafkammer ein Dienstmädchen, das ein von der Trauung heimkehrendes Hochzeitspaar mit Pferdehäcksel überstreut hatte, um so nach altem Herkommen anzudeuten, daß die Braut nicht in Ehren getraut worden sei. Verbreitet war auch der Brauch, bei einer solchen Braut vor der Trauung Häcksel von ihrer Haustür nach der Kirche zu streuen.

Im Sauerland melden sich die Hochzeitsbitter bei den einzelnen Gästen durch Schießen[4]) an. Im Braunschweigischen erfolgen die Einladungen vereinzelt noch heute durch berittene Burschen, die Ummebidders, ähnlich noch hier und da in

[1]) Nach Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 17. [2]) Mitteilung von Lehrer W. Heynberg, daselbst. [3]) Mitteilung von Kantor Kloekscher, Gutenswegen. [4]) Auch nach der Trauung war und ist stellenweise noch heute das Schießen üblich. In einem von H. Helmers (Bremen) uns mitgeteilten Einladungsgedicht (Hochzeitsbitterspruch) aus dem Bremer Landgebiet werden die Junggesellen geradezu aufgefordert, „ihre Karabiner (Büchsen) auf der Achsel, ihren Püster (Pistole) in der Tasche" zu haben, „damit sie können schießen puff, paff".

Schlesien durch die Huxtloader (Hochzeitslader). In manchen Orten des badischen Unterlandes[1]) muß dreimal geladen werden. Im Hessischen, in der Umgegend des Meißners[2]), laden zwei „Platzmädchen"; die Trauung findet dort Sonntags nach der Predigt statt.

Bei der Hochzeit wird noch immer weithin der Rosmarin als Schmuck verwendet. Noch im März 1908 trugen bei einer Hochzeit zu Reichenbach im Schwarzwald die vierzehn Schäppelmädchen (Kranzmädchen, Ehrenjungfrauen) und die männlichen Teilnehmer einen Rosmarinstrauß, jene in der Hand, diese auf dem Hute.

Den Satten mit Milch, die im Kreise Harburg ins Hochzeitshaus gesandt werden (S. 223), entsprechen anderwärts andere Geschenke. Im Sauerland schicken die Geladenen einige Tage vorher die „Gebekörbe" mit Schinken, einem lebenden Huhn und anderen Dingen ins Haus. Der Bräutigam muß den Spendern jeden Wunsch erfüllen, z. B. bald weiße, bald schwarze Handschuhe anziehen und dergleichen mehr; beim Hochzeitsmahl hat er die Gäste eigenhändig zu bedienen. Im meiningischen Dorf Süchsen[3]) wird im Laufe der Hochzeitswoche der „Brautrocken" abgehalten: die Braut geht mit einer Freundin von Haus zu Haus, wird freundlich aufgenommen und bewirtet und erhält Flachs und allerlei Küchen- und Hausgeräte. Im benachbarten Mendhausen bringen die Dorfbewohner von selbst an einem Abend kurz vor der Hochzeit allerlei nützliche Dinge für den neuen Haushalt, Getreide, Butter, Rahm und so fort, vermutlich früher auch Hühner, denn die Feier heißt der „Hühnersonntag". Auch nach der Hochzeit werden vereinzelt Geschenke gesandt; so bringen in den schwäbischen Orten Gechingen und Deckenpfronn[4]) die Frauen oder Mädchen

[1]) E. H. Meyer, Volksk. S. 173. [2]) Helene Brehm: Hessenland XX. [3]) Mitteilung des Lehrers Chr. Hanft, Mendhausen. [4]) Birlinger II S. 275.

am Tage darauf Mehl, Linsen und andere Nahrungsmittel, für Monate reichend, dem jungen Paar ins Haus, und die Jugendfreundinnen „stecken" der Braut allerlei Kinderkleidungsstücke „an den Maien", d. h. an einen aufgerichteten Tannenbaum.

An die Überführung der Aussteuer knüpfen sich allerlei Bräuche, die auf den Ehesegen oder ein glückliches, langes Leben hindeuten. Ein Püppchen wird mit auf den Wagen geschmuggelt. Auf dem braunschweigischen „Kästewa'en" hängen an dem Wocken des Spinnrades kleine „Mäken" und „Jungen", die von den Brautjungfern aus Flachs geflochten sind. Im Sauerland wird ein lebender Hahn mitgeführt, der als Sinnbild des Ehesegens am vorderen Ende des Wagens an den Besen oder Rechen gebunden ist. In der Oberpfalz[1]) schmückt den Wagen ein verziertes Fichtenstämmchen, in schwäbischen Dörfern mehrere schön aufgeputzte Tannenbäume. Von diesen Bäumen geht ein ähnlicher Segen aus wie von dem um die Pfingstzeit errichteten Maibaum. Auf dem süddeutschen „Kammerwagen", den vielerwärts die Braut selbst geleitet, steht am Fußende des aufgeschlagenen Bettes, recht in die Augen fallend, die Wiege. Aber in Altbayern[2]) fehlt auch das Kruzifix nicht auf dem Kammer- oder „Fedelwagen" (fedeln = ausziehen), und hier und da steht neben dem Himmelbett ein Zimmeraltar. Zu Wunsiedel im Fichtelgebirge muß der Bräutigam erst das Spinnrad vom Wagen nehmen und ins Haus tragen, dann die Wiege!

Auf dem Weg zur Kirche und zum Hochzeitshause muß schnell gefahren werden. Vor der Rückfahrt bekommen die Pferde hier und da sogar mit Branntwein getränktes Brot. „Noch gehören sie zu uns!" rufen die jungen Leute in West-

[1]) Mannhardt I S. 47. [2]) Bavaria I S. 393, III S. 333.

preußen[1]), wenn sie zur Kirche jagen; aber auf dem Heimweg schallt es von den Verheirateten: „Jetzt sind sie unser!" Lustiges Peitschenknallen und Schießen begleiten hier und anderwärts die Fahrt.

Die mannigfachen Äußerungen des Volksglaubens, der in weitgehendem Maße das Verhalten der Verlobten vor und an dem Hochzeitstage regelt und genau vorschreibt, was sie tun müssen, um stets Geld zu haben, um Kindersegen und überhaupt eine glückliche Ehe zu erzielen, z. B. das Hineintun bestimmter Gegenstände in den Brautkranz oder die Brautschuhe, das enge Aneinanderrücken des Paares vor dem Altar und anderes, können nur angedeutet werden. Hervorhebung verdient aber noch ein gewisser militärischer Anstrich, wie ihn früher manche schwäbischen[2]) und auch bayrischen Hochzeiten zeigten, wo die Brautführer die Braut am Hochzeitstag mit gezogenem Degen beschirmten.

In eigenartiger Weise werden vielerwärts die Hochzeitsgeschenke gegeben. Im württembergischen Jagstkreis[3]) legen die Gäste nach dem Essen in eine vor dem Brautpaar stehende Schüssel eine „Schenke". Im württembergischen Oberland[4]) überreicht man das Geschenk wohl mit der sehr aufrichtigen Wendung: „Do schenk i dir au ebbes zur Hauzich. Wenn's mei Nutz wär, wie mei Schad, wett i dir mai gea" (Da schenk ich dir auch etwas zur Hochzeit. Wenn es mein Nutzen wäre, wie es mein Schaden ist, wollt ich dir mehr geben). In der Rhön[5]) werden die Geschenke am zweiten Tage der gewöhnlich dreitägigen Hochzeit den jungen Eheleuten überreicht, nachdem

[1]) Nach einer auch weiter unten benutzten Mitteilung eines Ungenannten. [2]) Vgl. z. B. Birlinger II S. 279. [3]) Mitteilung d. Stadtpfarrers Dr. Mosapp, Heidenheim a. d. Brenz. [4]) Mitteilung eines Ungenannten. [5]) Mitteilung des Lehrers Flöel, Dorndorf.

diese vor dem Hause an einer Tafel Platz genommen haben. Vorangeht ein Zug durchs Dorf mit einigen Tänzen unter der Dorflinde. Bei dem Zuge führt jeder Mann und jeder Bursche eine Erwählte, der er vorher die „Lieberei getrunken", d. h. mit Bier zugetrunken hat, wofür sie ihrem „Liebereikerl" ein neues Tuch auf die Schulter heftete. Der Brauch erinnert an die Sitte süddeutscher Gegenden[1]), wo der Pfarrer dem Brautpaar aus einem dem Evangelisten Johannes geweihten Kelch St. Johannes' Segen oder Lieb zu trinken gibt. Im hessischen Abterode[2]) findet die „Schenke" auch am zweiten Tag statt; ein Verwandter des Paares nimmt, an einem Tisch sitzend, das Geld entgegen. Nach dem Schenken trinkt die ganze Hochzeitsgesellschaft Likör aus einem Gläschen, das dann die junge Frau über die Schulter wirft, so daß es zerbricht. In Westpreußen fällt der reiche Ertrag des „Brauttanzes" nicht, wie es sonst üblich ist, den Musikanten, sondern dem Vater und Schwiegersohn zu und bildet neben der Beisteuer von Butter, Brot und Milch die Hochzeitsgabe. Beim Brauttanz sitzen die Respektspersonen des Dorfes mit einem Knittel an dem Tisch, auf dem die beiden Teller stehen. Ein neidisches Bewundern, wenn einer mit einem großen Geldstück protzig den oberen Teller entzweiwirft. Aber wehe dem, der ein zu kleines Stück hinlegt! Die Knittel schlagen auf den Tisch, die Musik schweigt, und beschämt steht der Arme da. Auch im Boldeckerlande (im südlichen Rgbz. Lüneburg) ging es früher ähnlich zu: wer „gut" und „wohl" gegeben hatte, wurde belobt und erhielt einen Tusch. Nicht weniger als 1800 Mark sind einst bei einer großen Hochzeit, die unser Gewährsmann[3]) selbst mitgefeiert hat, dem jungen Paar „geopfert" worden. In

[1]) Birlinger II S. 249. [2]) Helene Brehm, a. a. O. [3]) Lehrer Wrede, Gamsen bei Gifhorn.

Steinegg (Amtsbez. Pforzheim)[1]) schenkt der „Gesell", der Führer des Bräutigams, sieben, jede „Gespielin", d. h. Brautjungfer, fünf und jeder Anverwandte zehn Mark, die übrigen Gäste, die außerdem Speisen und Getränke selbst bezahlen müssen, geben wenigstens eine Mark: so haben auch hier die Hochzeitsleute einen schönen Gewinn, von dem sie „beinahe ihr Hausgerät anschaffen können". Bei den Hochzeiten in Altbayern[2]) stimmt der Gast, wenn er sein Geschenk in die Schüssel fallen läßt, ein launiges G'sangl an.

In den Vierlanden (bei Hamburg)[3]), wo die Hochzeit im Brauthause gefeiert wird, erfolgt erst am Tage darauf die Überführung der Aussteuer und damit die Übersiedlung des jungen Paares in das neue Heim, „de Intog na den Broegam sin Stä", natürlich in Verbindung mit einer neuen Feier. Am Sonntag darauf, so war es wenigstens vor fünfzig Jahren, besuchte das Ehepaar nach der Kirche die Brauteltern, und nach dem Essen fand das „Perd- und Kohnehmen" statt. Der Schwiegervater hatte sich das beste Pferd vorweggenommen, nun durfte der Schwiegersohn sich eins aussuchen. Und bei den Kühen hieß es ebenso: „De erst Koh hek (hab' ich) för mi nahmen, nu sök du di ok en ut!"

Volksbelustigungen, die mit den Hochzeiten verbunden waren oder noch verbunden sind, haben teilweise schon Erwähnung gefunden. Hierher gehört noch das Hahnenschlagen[4]), das gern am Hochzeitstage oder am Tage darauf stattfand. In Barbis bei Schwarzfels (am Harz) tanzte, wer den Hahn traf, mit der Braut „durchs ganze Dorf, durch die Häuser, über Dielen, durch Stuben und durch Fenster". In Erlau

[1]) Elise Ersch: Blätter d. bad. V. f. Volksk. 1907, Heft 6. [2]) Schlicht, D. altbayer. Landhochzeit S. 42. [3]) K. Bohnsack a. a. O. S. 9. [4]) Pfannenschmid S. 402.

(Rgbz. Erfurt) nahm er bei der Abendtafel die Stelle des jungen Ehemanns ein und tanzte mit der Braut die drei ersten Reigen[1]). Die Vermutung liegt nahe, daß aus derartigen Hahnentänzen, bei denen ein anderer an Stelle des Bräutigams mit der Braut tanzte, unser „Hahnrei" entstanden ist. Im Braunschweigischen und im äußersten Süden der Lüneburger Heide[2]) pflegte der Schimmelreiter aufzutreten: der Schimmel wurde zum Verkauf angeboten und bespritzte, während ihm ein Eimer Wasser vorgehalten wurde, die Hochzeitsgesellschaft. Bei den Hochzeiten im Osterstadischen (Rgbz. Stade)[3]) erschienen ungeladen in allerlei Vermummungen die Stallburschen, junge Knechte, die in den Winkeln und Ecken allerlei Neckereien trieben und sich lebhaft an der mit Spannung erwarteten Schlußprügelei beteiligten. Bei den Jamundern (Rgbz. Cöslin)[4]) wird am Tage nach der eigentlichen Hochzeit während des Festschmauses im Bräutigamshause ein in eine Prügelei auslaufender Ehezwist vorgeführt. Eine schon für das 16. Jahrhundert nachgewiesene fränkische Hochzeitsbelustigung war das Ochsenschlagen[5]). Ein Teilnehmer vermummte sich als Ochse, indem ein großer irdener Topf den Ochsenkopf vertrat. Das nicht ganz ungefährliche Spiel lief darauf hinaus, daß dem Ochsen mit einem gewaltigen Schlage der Kopf zertrümmert wurde[6]).

[1]) Mitteilung von H. Sittig, Erlau. [2]) Mitteilung von Lehrer Wrede, Gamsen. [3]) Mitteilung von Dr. T. [4]) Z. d. V. f. Volksk. I S. 100. [5]) Alma Julia, Beilage z. „Neuen Bayer. Landesztg." 1903, Nr. 17. [6]) Eine Ergänzung dieses Abschnittes bilden die Ausführungen über die Hochzeitstänze im zweiten Teil des Buches (in dem Kapitel „Reigen und Volkstänze").

Zweiter Teil.

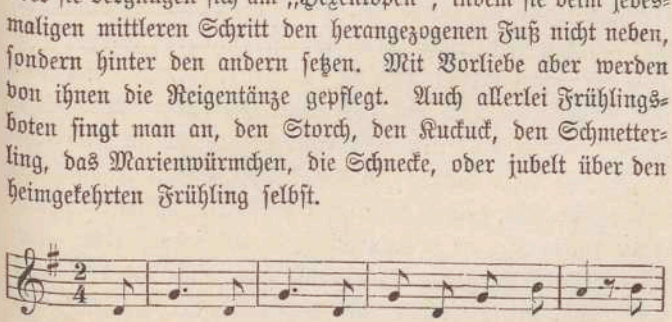
Spiele des deutschen Landvolks.

Stadt- und Landkind.

„Ich möchte lieber mit den Jungens da draußen auf dem Damme spielen", sagte — wie ein ostfriesischer Schriftsteller erzählt — eines Tages der Sohn des Königs Ludwig von Holland und sah dabei seine Pariser Spielsachen mit dem Rücken an. Ein ähnliches Kinderwort fiel nach den Sommerferien 1907 in der Familie eines Berliner Gymnasialdirektors. Das achtjährige Töchterchen hat die Ferien auf einem Gute Mitteldeutschlands verlebt und dort nach Herzenslust mit den Dorfkindern herumgetollt, aber jetzt ist es wieder in die Enge der Großstadt gebannt, und allerlei Rücksichten hemmen seinen Spieltrieb. Als nun die Kleine wieder einmal so in der Stube sitzen muß, macht sie ihrem Herzen Luft mit den Worten: „Ach, Muttchen, wenn ich doch bloß ein Dorfkind wäre!"

In der Tat, das Dorfkind hat bei seinen Spielen vor dem Stadtkind und nun erst dem Großstadtkind viel voraus. Wie bunt und mannigfaltig war und ist vielerwärts noch heute das Treiben der ländlichen Kinderwelt nach der Rückkehr des

Frühlings! Der Ball fliegt. Murmel und Stein, Knopf und Bohne, Knittel und Holzblock, Scheibe und Schleuder treten in Tätigkeit. Die „Abzählreime" werden heruntergeschnurrt. Versteck- und Laufspiele sind an der Tagesordnung. Die Knaben springen, in Norddeutschland vielerwärts mit dem Zuruf „Buck, stah fast!", über die gebückt stehenden Kameraden oder gehen ins weiche Gras, um Rad zu schlagen, „koppheister" zu schießen oder mit quer gesetzten Füßen und angefaßten Fußspitzen, wie man im hannoverschen Kreise Winsen sagt, den Clownlauf (das „Klaun-lopen") nachzuahmen. Die Mädchen dagegen üben etwa im Dreischritt (links, rechts, links — rechts, links, rechts) den Lauf der Tüte, des bekannten Wasservogels, das „Tütenlopen", auch „Kibitlopen" (Kibitzgang) genannt, oder sie vergnügen sich am „Hexenlopen", indem sie beim jedesmaligen mittleren Schritt den herangezogenen Fuß nicht neben, sondern hinter den andern setzen. Mit Vorliebe aber werden von ihnen die Reigentänze gepflegt. Auch allerlei Frühlingsboten singt man an, den Storch, den Kuckuck, den Schmetterling, das Marienwürmchen, die Schnecke, oder jubelt über den heimgekehrten Frühling selbst.



So singen die Mädchen im nassauischen Dorfe Niederselters[1]). Vier Spielerinnen stehen, während die Kinder sich im Kreise drehen, in der Mitte. Nach dem Gesange holt jede der vier sich aus dem Kreise eine Tänzerin, und während die übrigen in die Hände klatschen und die Melodie des Liedes mit „la, la" wiederholen, tanzen die vier Paare mit verschränkten Armen im Kreise herum.

Der Spieltrieb fand und findet vom Frühjahr bis tief in den Winter hinein Anregung. Zu den vielen für sich bestehenden Spielen kommen aber noch die Feste, von denen manche mit Spielen eng verbunden sind. Die Weihnachtszeit, die Fastnacht, die Zeit des heimkehrenden Frühlings, das Oster- und das Pfingstfest, das Johannisfeuer, die Kirmeß und manche andere Festlichkeit, von der wir im ersten Teil des Buches gehört haben, hat uns Fest und Spiel in inniger Verschlingung gezeigt. Die Lust am Spiel erhöht noch der Umstand, daß das Landkind seine Spielsachen zum Teil noch heute sich selbst macht. Ohne Zweifel hat es an diesen weit mehr Freude als an geschenkten Sachen, ja mehr Freude als das heutige Stadtkind an seiner Dampfeisenbahn, seinem Auto oder lenkbaren Luftschiff. Soweit nötig, halfen oder helfen natürlich die erwachsenen Landbewohner bei der Herstellung der Spielgeräte mit, etwa bei der Steckrübenpuppe mit Hedehaar oder dem aus einer Gänseluftröhre und Erbsen gefertigten Klöterspielzeug, aber das meiste Spielgerät erwuchs und vieles erwächst noch heute unter der Hand der Kinder selber, vor allem der Knaben. Das aufgetakelte

[1]) Mitgeteilt von Frl. Klara Pabst, Niederselters (Büchtingsche Sammlung). Statt der jetzt gesungenen Melodie von „O Straßburg, o Straßburg" ist die vermutlich ursprüngliche aus Böhme, Kinderl. Nr. 252 eingesetzt worden. Im Anfang wird der Text früher „Im Maien" gelautet haben.

Schiffchen der norddeutschen Schifferknaben, die Weidenflöten und die anderen Musikgeräte der binnenländischen Dorfknaben, der nachgeahmte Backofen, das aus Borke gefertigte Pferd, der mit den verschiedensten Füllungen versehene Ball, die selbstgeschnitzte Sauballkugel, die aus Hollunder hergestellten Spritz- und Schießbüchsen, die Schleuder, der Drache, die Windmühle, der Schnurrkreisel, für den man nötigenfalls den Schuster um ein Stück Leder anging, der „Stick-up" mit der eingeklemmten Gänsefeder, der in die Luft geworfen wurde und dann mit dem spitzen Ende in der Erde stak, die Kuhhirtenpeitsche mit ihren vier langen Stricken, die Hirtenkeule und im Herbst die Bohnen mit den künstlich geflochtenen Pferdehaaren zu dem Krammetsvogelfang, dazu die Blumen- und Beerenketten und die aus Stroh gefertigten Ringe und Ketten der Mädchen, die von den hannoverschen Dorfmädchen aus Binsen geflochtenen Stühlchen, die Puppentaschen, die von den kleinen Vogtländerinnen aus Weißdornblättern und Stacheln zusammengesteckt werden, die Henkelkörbchen und Wiegen, die die Kinder im Herbst aus den Roßkastanien zurecht schneiden — welche Freude am eigenen Schaffen, welche reizvollen Anregungen, welche vielfache Übung von Auge und Hand!

Die erwachsene Jugend hat sich leider mehr und mehr von den alten Dorfspielen zurückgezogen. Daß sie jedoch in gewissen Grenzen noch heute das Spiel pflegt, haben wir bereits gesehen: man denke etwa an die Wettläufe, die Wettritte, das Klotschießen. Auf jeden Fall werden wir uns auf den folgenden Seiten ebenso mit der erwachsenen wie der heranwachsenden Jugend beschäftigen müssen, und gleich das Kapitel, zu dem wir nunmehr nach diesen skizzenhaften Bemerkungen übergehen, wird beide ins Auge zu fassen haben.

Reigen und Volkstänze.

Nur zu kurzem Verweilen können wir diese reichen Gründe des deutschen Volkstums betreten und die Fülle der Schätze auf diesem Gebiete nur andeuten. Auf die Entstehung und den eigentlichen Zweck der **kindlichen Reigenformen** soll hier im großen und ganzen nicht eingegangen werden: so gewiß es ist, daß in manchen von ihnen Reste eines älteren Kulturlebens stecken, so gewiß ist es, daß manche neuere Deutung ihr Ziel verfehlt hat; man soll eben nicht, wie ein Gelehrter einmal richtig geäußert hat, in jedem geworfenen Pantoffel und jeder Wand sofort eine Beziehung auf Donars Blitz oder die Wolkenwand erblicken! Wir greifen eine Anzahl Reigentänze heraus, die noch heute auf dem flachen Lande und teilweise überall in deutschen Landen anzutreffen sind; die Möglichkeit oder die Tatsache, daß der eine oder andere dieser Tänze auch in der Stadt heimisch oder von dort erst in verhältnismäßig später Zeit auf das Land gedrungen ist, sei gerne zugegeben.

Bei den Kinderreigen steht der dem Stimmumfang des jugendlichen Alters entsprechenden Einfachheit der musikalischen Elemente eine bunte Vielheit der Reigenformen zur Seite.

Die beliebteste Form der Kinderreigen ist der **Kreis**. Dem oben wiedergegebenen Begrüßungslied auf den Mai lag der sich drehende Kreis in Verbindung mit paarweisem Tanz zu grunde. In der Bremer Gegend [1]) verengt sich der offene Kreis spiralförmig, und die Kinder bilden einen Knäuel, worauf dieser sich entweder geschickt wieder auflöst oder die zu-

[1]) Mitteilung von Fr. Krönig, Bremen.

sammengedrängte Kinderschar unter großem Gelächter umfällt; dabei wird gesungen:

Karkhof (Kirchhof), stah faste,
De Torn (Turm) fallt um!

Im Nassauischen, z. B. in Camberg[1]), flechten die Mädchen einen Zaun. Indem der Kreis sich dreht, singen sie:

Wir wollen den Zaun binden,
So binden wir den Zaun!
Unsere (Name) hübsch und fein
Soll in den Zaun gebunden sein.

Die Genannte legt nun die Arme verschränkt über die Brust und faßt die Nachbarinnen wieder an. Nach Wiederholung des Gesanges wird die Nächste in den Zaun gebunden, und so weiter, bis der Zaun fertig ist. Dem „Zaunbinden" folgt, bei der zuletzt Gebundenen beginnend, mit entsprechend verändertem Gesang das „Zaunlösen":

Wir wollen den Zaun lösen,
So lösen wir den Zaun!
Unsere ... hübsch und fein
Soll aus dem Zaun gelöset sein.

Oder der Kreis ist ein Garten und öffnet sich vor einem Mädchen, das jammernd seinen Schatz sucht[2]), indem der Chor singt:

O Jammer, Jammer, höre zu!
Und was ich dir will sagen:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Schließ auf, schließ auf den Garten!

[1]) Mitteilung von Frl. M. Müller, daselbst. (Büchtingsche Sammlung.) Vgl. auch Böhme (S. 456, Nr. 122), der in dem Reigen den Nachkommen des mittelalterlichen „Zäunertanzes" sieht. [2]) Böhme S. 481 Nr. 202 (oldenburgische Fassung).

Ich will gehen, um zu sehen,
Ob ich ihn kann finden,
Und wenn ich ihn gefunden hab',
So fall' ich ihm zu Füßen,
Um seine Hand zu küssen.

Oder aber zwei neben einander stehende Spieler oder Spielerinnen heben den Arm und bilden ein Tor, durch das bei jeder Strophe ein Kind tritt, um eine Verhaftung wegen eines Diebstahls vorzunehmen und dann durch dieses oder ein anderes Tor den Kreis wieder zu verlassen. Im Schwarzwald[1]) sind es gewöhnlich zwei Knaben, der Gendarm (oder Polizeidiener) und der ihm voranschreitende Kutscher. Der Kutscher singt:

Macht auf das Tor, macht auf das Tor!
Es kommt ein großer Wagen.
Chor: Wer sitzt darin? Wer sitzt darin?
Kutscher: Ein Mann mit rotem Kragen.
Chor: Was will er denn? Was will er denn?
Gendarm: Ich will den ... holen.
Chor: Was hat er getan? Was hat er getan?
Gendarm: Der ... hat gestohlen.

Bei einem andern Reigen, in dem mehr oder weniger deutlich von einem siebenjährigen Liebeswerben die Rede ist, dreht nach jeder Strophe sich eine der Mitspielenden um.

Glocken klingen hellen Klang.
Wo seid ihr gewesen sieben Jahr?
Sieben Jahr' sind um.
..., dreh' dich rum!

[1]) Nach dem noch mehrfach benutzten Aufsatz von Jeremias Knittler, Kinderspiele a. d. Schwarzwalde: Freiburger Ztg. 1904, Nr. 4 u. 5. Die Singweise ist einfach: in je zwei Zeilen wiederholen sich die Töne c g g e | c g g e | c g g g a g e. Abweichend in Melodie, Text und Ausführung Böhme S. 537 Nr. 334.

So lautet der in den einzelnen Gegenden sehr abweichende Text zu Niedergebra (Rgbz. Erfurt)[1]). Sobald die Angerufene sich umgedreht hat, singen die andern weiter:

. . . hat sich herumgedreht,
Ihr Liebster hat ihr 'nen Kranz beschert.

Das Spiel wird fortgesetzt, bis der ganze Kreis der Mädchen nach außen gewandt ist, worauf nach jeder Strophe sich eine wieder nach innen dreht.

In einem Preislied auf die Lust des Sommers („Im Sommer, im Sommer da ist die schönste Zeit") dreht sich gleichzeitig in jeder Strophe der ganze Kreis, nachdem er das Lachen, Springen, Klatschen und anderes nachgeahmt hat; da heißt es z. B.:

Das Lachen, das Lachen, das will mir nicht vergehn,
Da muß man, da muß man sich einmal linksum drehn.

Überhaupt ist die Nachahmung der durch Worte bezeichneten Tätigkeiten beliebt. So wird in dem Lied „Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen, wie's die kleinen Knaben machen" — nach dem aus einem nassauischen Dorfe mitgeteilten Text[2]) — das Trommelschlagen der kleinen Knaben, das Püppchenwiegen der kleinen Mädchen, das Peitschenknallen der großen Knaben, das Strümpfestopfen der großen Mädchen und so fort die Beschäftigung der verschiedenen Lebensalter tanzend nachgeahmt; die Kinder bilden, hintereinander aufgestellt, einen Kreis, gehen beim Singen herum und drehen sich mit Händeklatschen am Schlusse jeder Strophe um sich selber. Verschieden hiervon ist die Ausführung des Reigens im Schwarzwalde. Dort steht

[1]) Fr. Krönig: Sonntagsbl. d. Nordhäuser Couriers 1891 Nr. 15.
[2]) Aus Eisenbach (Büchtingsche Sammlung). Böhme, S. 497, Nr. 240 bietet ein verwandtes niederdeutsches Lied aus dem Oldenburgischen.

ein Kind inmitten des Kreises, die Spieler haben das Gesicht nach innen gekehrt. Das Kind macht auf recht komische Weise jede Tätigkeit vor, z. B. „Puppen wiegen, Puppen wiegen," worauf der Chor die Bewegungen nachmacht und singt: „Ei, so hoppsa, Puppen wiegen, Puppen wiegen." — Ein anderes Reigenlied, das ebenfalls mit dem „Wollt ihr wissen" anhebt und beispielsweise noch im nassauischen Henchelheim und Mühlbach gesungen wird[1]), schildert, wie der Bauer seinen Hafer oder sein Getreide aussät und abmäht, wie er ins Wirtshaus geht, sein Schnäpschen austrinkt, aus dem Wirtshaus geht und schließlich sein Weibchen ausklopft.

Das Kind in der Mitte des Kreises, das uns bereits begegnete, tritt noch in andern Reigen auf. Bald führt es allein bestimmte Bewegungen aus („Murmeltier muß tanzen, eins, zwei, drei und vier"), bald macht es nach eigenem Ermessen Bewegungen und Gebärden vor, die die andern nachzuahmen haben, wie in dem weitverbreiteten „Adam hatte sieben Söhne". In Steiermark[2]) singen die Mädchen, während eins im Kreise steht:

Blauer, blauer Fingerhut
Steht der Jungfrau gar so gut,
Jungfrau soll zum Tanze
Mit dem grünen Kranze,
Jungfrau soll nun stille stehen,
Dreimal, dreimal um sich drehen.
Grünes Gras
Frißt der Has'.
Welche ist die Schönste fein?
Diese soll geküsset sein,

worauf die Geküßte in den Kreis tritt und das Spiel sich

[1]) Vgl. auch Böhme, Kinderl. S. 496. [2]) Nach den auch in diesem Teil mehrfach verwerteten Mitteilungen K. Reiterers.

wiederholt. Oder ein Kind steht im Kreise und ruft ein anderes hinein:

Tritt in den Kreis, du meine Rosa,
Tritt in den Kreis, du meine Bloma,
Tritt in den Kreis, mein allerletzter,
Mein allerletzter Trost!

Ein Mädchen tritt in den Kreis und führt nun alle ihm befohlenen Dinge aus, das Einschlafen, Aufwachen, Aufstehen, Waschen, Kämmen, Verlassen des Kreises. Da heißt es z. B.:

Schlafe ein, du meine Rosa,
Schlafe ein, du meine Bloma,
Schlafe ein, mein allerletzter,
Mein allerletzter Trost!

So singt man in der Lüneburger Heide.[1]) In Schleswig lauten die Schlußreihen:

Tritt in Kreis, mein Allerletzter,
Allerletzter, getrost!

Das sind aber Entstellungen. Die richtige Fassung, die noch 1896 in Kassel lebte, läßt drei Mädchen in den Kreis treten, und hier lautet die Strophe:

Geh in den Kreis, meine Rosa,
Geh in den Kreis, meine Blume,
Geh in den Kreis, Annarjettchen
(Anna Henriettchen),
Mein Annarjettchen bist du!

Oder der im Kreis Stehende nimmt entsprechend den Worten des Chores eine Person zu sich, führt allerlei Dinge mit ihr aus und tritt dann selbst in den Kreis zurück, worauf

[1]) Mitteilung von W. Bube. Zum Folgenden vgl. Böhme, Kinderl. S. 473 f.

die zweite Person eine andere holt, bis alle darangewesen sind, so in dem bekannten Kirmesbauerspiel: Der Bauer nimmt sich ein Kirmesweib, sie setzen sich, er schlägt sie, sie stehen auf, und nun nimmt das Weib sich ein Kind, das Kind eine Amme, die Amme eine Magd, die Magd einen Knecht.

Gern wird auch eine Ballade mit dramatischer Anschaulichkeit dargestellt, etwa die Erzählung von Dornröschen, von Anna oder Mariechen, die weinend am Breitenstein (oder auf einem Stein) sitzt, von dem Pfalzgrafen (oder Markgrafen, Kaiser) am Rheine:

Es wohnte ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein.

Die drei Mädchen stehen bei dieser Ballade im Kreise, während der Chor sich dreht und singt. Ein Wechselgesang zwischen der ersten Tochter und der dritten, die elend umherirrt und jener sieben Jahre dient, bis sie erkannt wird und stirbt, unterbricht den Chorgesang:

Ach, Mägdelein, das kann nicht sein,
Dann bist du ja mein Schwesterlein! —

Und wenn du es nicht glauben willst,
So geh hinauf an meine Kist'
Und lies, was da geschrieben ist!

Die älteste Schwester überzeugt sich von der Wahrheit, und

Sie holt' ihr Weck, sie holt' ihr Wein.

So singt man in Heringen (Nassau).

In der Fassung des nassauischen Kirberg aber glaubt die Älteste ohne weiteres der Behauptung der Magd:

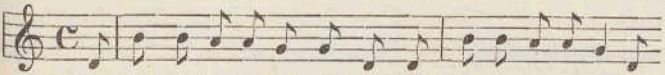
Ach, hätt' ich das schon längst gewüßt,
Daß du meine jüngste Schwester bist!
Ich will dir kochen Tee und Wein.

Ähnlich und doch wieder abweichend heißt es im nassauischen Dorchheim:

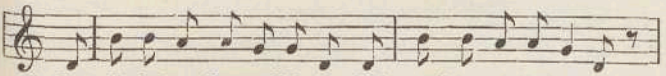
Mein Kind, das hätt'st du früher soll'n sag'n,
Gestickte Kleider hätt'st du soll'n trag'n.

Diese kleine, aus der Büchtingschen Sammlung zusammengestellte Probe kann gleichzeitig eine Vorstellung vermitteln von der Anteilnahme und Liebe, mit der das Volk die ihm ans Herz gewachsenen Lieder hegte und pflegte.

Auch das einfache Kreisen, nur vom Liede begleitet, findet sich gelegentlich. So in dem folgenden Lügenmärchen aus dem nassauischen Oberselters[1]), das vielleicht aus der Spinnstube zu den Kindern gedrungen ist und dessen flotter, launiger Inhalt die Schar begreiflicherweise hinlänglich in Anspruch nimmt und befriedigt:

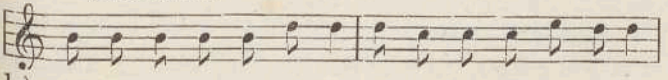


1. Die Kuh die flog ins Schwalbennest Mit zwanzig jungen Ziegen,
2. Die Kö-ni-gin von Por-tu-gal Die handelt mit Spinat,

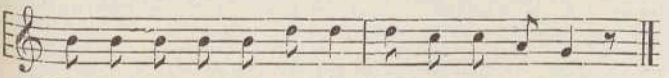


1. Der E-sel zog Pan-toffel an Und woll-te zu ihr fliegen.
2. Der Stephanus vom Wienertal Der wird alsbald Soldat.

(Stephansturm)



1. 2. Schenk uns nochmal Kaf-fee ein, Heu-te woll'n wir lu-stig sein!



Schenk uns nochmal Kaf-fee ein, Lu-stig woll'n wir sein.

[1]) Mitteilg. des Lehrers H. Hergenhahn, das. (Büchtingsche Samml.) Zerstreute Anklänge bei Böhme, Kinderl., Nr. 1249, 1250 u. 1254.

Neben der Kreisform kommen aber auch andere Formen vor. Bei dem überall bekannten Brückenspiel, das noch Erinnerungen an die nach Walhalla führende Brücke birgt und dessen Schlußkampf zwischen den „Engeln" und „Teufeln" an den Kampf zwischen den Bewohnern Walhallas und der Unterwelt erinnert, schlüpft der Chor in Flankenreihe unter der von zwei Kindern durch Hochhalten der Arme gebildeten Brücke durch. Bei „Mudder Marie" sitzen die Mädchen — in der alten lüneburgisch-nordalbingischen Form des Spiels [1]) — hintereinander auf dem Schoß, als letzte Mutter Maria, die an die Stelle einer heidnischen Göttin getreten ist, wie man vermutet, der Frau Holda, die im Kinderbrunnen sitzt und die ungeborenen Kinder auf dem Schoße hat. Eine Spielerin fragt, bei der Vordersten beginnend, jede Mitspielerin nach der Mutter Marie, bis sie diese zuletzt findet. Dann erhält sie von ihr ein Schaf oder Lamm, nämlich das vorderste Mädchen, und dieses muß (im Lüneburgischen unter Gesang) drei Sprünge tun, ohne zu lachen: dann kommt es in den Himmel, sonst in die Hölle. Das Fragen und Springen wiederholt sich, bis die letzte Mitspielerin darangewesen ist. Ein gegenseitiges Zerren der beiden Parteien (Himmel und Hölle), das mit dem Sieg der einen endet, schließt das Spiel.

Auch zwei Halbchöre treten sich bisweilen gegenüber, so in dem Reigen, der eine Brautwerbung oder die Abholung einer Himmelsbraut ins Kloster schildert [2]). Die Kinder sind in zwei einander zugewandten Reihen aufgestellt, und während die eine Reihe vorgeht und singt, geht die andere zurück:

1. Halbchor: Kommt ein Mann von Jericho, heisa fifilate.
2. Halbchor: Was will der Mann von Jericho, heisa fifilate.
1. Halbchor: Er will die jüngste Tochter holen, heisa fifilate.

[1]) Müllenhoff S. 486, Kück S. 27. [2]) Vgl. Böhme S. 508 f. und Bolte: Z. d. V. f. Volksk. IV S. 180 f., VI S. 98.

So beginnt der Reigen im nördlichen Hannover. Diese Gliederung in Halbchöre findet sich nun auch anderwärts, z. B. in Schleswig-Holstein und im Königreich Sachsen. Stellenweise dagegen, und das wird die ursprüngliche Form sein, tritt der Mann oder Herr allein der ganzen Reihe der Spieler gegenüber. Am Südharz sind es „drei Herren aus Ilefeld", drei Mönche des Klosters Ilfeld, die die jüngste Tochter ins Kloster holen wollen und nun nach jedem Singen ein Mädchen zu sich übertreten lassen. Im Brandenburgischen kommt „ein Herr aus Wittenberg", anderwärts „zwei Herren aus Lünefeld", „ein Herr aus Württemberg", „drei Herren aus Ninive", in der Bremer Gegend „ein Herr von Feneveh", im Schwarzwald gar „ein Herr mit zwei Pantoffeln", Abweichungen, die sich leicht noch vermehren lassen und die von der großen Verbreitung und Beliebtheit des auch außerhalb Deutschlands bekannten Reigens zeugen.

Von den Tänzen der Erwachsenen, die wir kurz als **Volkstänze** bezeichnen wollen, fristen einige, vorzugsweise alte Gildentänze, noch heute ihr Dasein in der Stadt, wie etwa das im ersten Regierungsjahr eines Landesfürsten und dann in jedem siebenten Jahr vom Dreikönigstag bis zum Fastnachtsdienstag stattfindende Reifenschwingen der Schäffler (Böttchergesellen) in München. Leider hat sich auch die Zahl der ländlichen Volkstänze stark verringert und droht noch weiter abzunehmen. Die Dorfmusikanten und das Landvolk haben vielfach die Freude an den überlieferten Tänzen verloren und übernehmen urteilslos jedes Neue, was die Stadt bietet, während man umgekehrt gerade in städtischen Kreisen neuerdings einer bemerkenswerten Würdigung der Volkstänze begegnet[1]).

[1]) So empfiehlt Gertrud Meyer (Friedenau) im Jahrb. f. Volks- u. Jugendspiele 1907 den Städtern das Tanzen geeigneter bäuerlicher

Dieser und jener Tanz hat bereits im ersten Teil des Buches Erwähnung gefunden, der Hüettanz der Knechte und Mägde nach dem ersten Austrieb, der Besentanz, der Flachstanz, der Schäfertanz u. a. Die altgermanischen Schwerttänze haben sich in einigen Resten bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zu erhalten vermocht: so führten damals noch in Leesdorf bei Baden in Niederösterreich [1]) vor dem Johannis-wettlauf die Burschen einen derartigen Tanz auf, indem sie zwischen bemalten und in die Erde gesteckten hölzernen Schwertern hin und her sprangen. Ein besonders zähes Leben haben bis in die neuere und teilweise die neueste Zeit die hochzeitlichen Volkstänze gezeigt. Im Gebiet zwischen Isar und Glon [2]) tanzt man vor dem Essen den „Hungertanz" und um Tegernsee beim Auftragen des Krautes den „Krauttanz". Beim „Ehrtanz", dem ersten Tanz nach dem Mahl, ergattern die Musikanten in drolliger Weise ein Trinkgeld von der Braut: diese beginnt plötzlich während des Tanzens zu hinken, während die Musikanten aus dem Takt kommen; der Hochzeitslader rät ihr, bei den Musikanten eine Salbe zu kaufen; die Braut rückt mit einem Pfennig, dann mit einem Kreuzer, schließlich mit einem in ihrem Schuh verborgenen Goldgulden heraus. Nun ist der Schaden gleich kuriert, und der Tanz geht flott weiter. Im Lechrain ist während der Mahlzeit der „Gunkeltanz" üblich. Die Kunkel (Spinnrad) mit dem bändergeschmückten Rocken (Wocken) wird aufgestellt, und unter den ausgespannten Bändern des Rockens, die von den Mädchen gehalten werden, tanzen das Brautpaar und die Gäste; die Kunkel aber erhält

Singtänze und passender Kinderreihen in freier Luft, im Wald, auf der Wiese und stellt diese höher als die modernen Tänze des städtischen Ballsaals. Wir verweisen noch auf ihre Sammlung „Tanzspiele und Singtänze" (Teubner 1907). [1]) Eug. Frischauf: Z. d. V. f. Volksk. IV S. 88. [2]) Bavaria I S. 403 f.

nach dem Tanz ihren Platz an der Seite der Braut. Neckischer Art ist in denselben Gegenden der Tanz des Bräutigams mit der ältesten Ehrmutter gegen Schluß der Hochzeit; der Hochzeitslader, der zur gleichen Zeit mit der Braut tanzt, neckt den Bräutigam, ob sie nicht mit den Tänzerinnen tauschen wollen. Schließlich löst sich der Bräutigam gegen klingenden Lohn die Braut ein, während der Hochzeitslader die alte Ehrmutter auf einem Schubkarren hinausschiebt.

Im braunschweigischen Nordsteimke[1]) zogen am zweiten Hochzeitstage die Brautjungfern in ein anderes Haus und tanzten dort, den Brautwocken in der Hand, mit der jungen Frau mehrere Ehrentänze. An diese schloß sich, nachdem die verheirateten Frauen der neuen Genossin eine Nachtmütze aufgesetzt hatten, im Hochzeitshause unter ohrenbetäubendem Lärm der Männer der „Olewiwerdans".

Im Boldeckerland (Kirchspiel Jembke, Rgbz. Lüneburg)[2]) tanzt man den „Langeregendanz" (Langereihentanz), bei dem der ganz hinten befindliche und eine lange Peitsche schwingende Bräutigam die vorn tanzende Braut zu erhaschen sucht. Verwandt ist der mecklenburgische „Rückelreih"[3]), bei dem die Braut aus der Gemeinschaft der Unverheirateten „ausgetanzt" wird: um die Braut drehen sich in zwei Kreisen die jungen Mädchen und die Junggesellen; durch beide Kreise muß sich der mit der Peitsche angetriebene junge Mann den Weg zur Braut bahnen; ihm folgen, während Kreischen und Jauchzen das Haus durchhallt, die verheirateten Frauen, um sich der jungen Frau zu bemächtigen. Den Schlußtanz bei den mecklenburgischen Hochzeiten bildete — und bildet stellenweise wohl noch heute — der übrigens auch anderwärts, z. B. in Pommern,

[1]) H. Beck: Z. d. V. f. Volksk. VIII. [2]) Mitteilung von G. Wrede, Gamsen. [3]) Czerwinski, Gesch. d. Tanzkunst, S. 206.

bekannte „Kihrut" (Kehraus), eine Polonaise, bei der die mit allerlei Wirtschaftsgegenständen bewaffnete Hochzeitsgesellschaft nach der Melodie „Un as de Grotvader de Grotmoder namm" durch das ganze Haus und die Ställe zog und schließlich mit dem Besen hinausgekehrt wurde[1]). Denselben Tanz kannte man in Mecklenburg aber auch als Eröffnungstanz[2]) bei Hochzeit und Erntebier: bei diesem sogenannten „Koekendanz" (Küchentanz) pflegten der Großknecht und die Köchin, diese mit einer bändergeschmückten Kelle, den Reigen zu eröffnen. Ein nordhannoverscher „Ehrentanz" ist bereits oben (S. 224) geschildert worden. In Scheeßel (Rgbz. Stade) wurden die Ehrentänze früher mit brennenden Lichtern getanzt. Dieser Fackeltanz stammt aus höfischen Kreisen; unsere kaiserliche Familie, bei deren Hochzeiten der Tanz noch heute üblich ist, hat sich hier als zähere Bewahrerin eines ehrwürdigen Brauches gezeigt als die Scheeßeler Bauernbevölkerung. In Stapelholm und Dithmarschen[3]) wird vereinzelt noch ein alter Brauttanz getanzt, bei dem die in der Küche mithelfenden Frauen mit brennenden Lichtern im Kreise um die tanzenden Familienmitglieder aufgestellt sind.

Andere Tänze waren nach den Handwerken benannt. So kannte man in Mecklenburg einen „Schustertanz", einen „Schornsteinfeger", einen „Webertanz"[4]), die zur Belebung der verschiedensten Festlichkeiten vorgeführt wurden. Beim „Schustertanz" setzte das Mädchen ihren Fuß auf das etwas vom Boden erhobene linke Knie des Burschen, und dieser machte die Bewegung des Pechdrahtziehens. Beim „Schorn-

[1]) Czerwinski, S. 205f.; den letzten Zug, das Hinauskehren, haben wir nach anderen Quellen hinzugefügt. [2]) Böhme, Gesch. d. Tanzes I S. 207. [3]) Mitteilung von G. Fr. Studt, Barderup (Bez. Kiel). [4]) Vgl. R. Wossidlo in seinem „Winterabend in einem meckl. Bauernhause", E. Pagels: Niedersachsen XI S. 184f.

steinfeger" mußte der „Geselle", gewöhnlich ein Kleinknecht, den Besenstiel in den vom „Meister", dem Großknecht, gehaltenen Reiserbesen stecken, was dieser erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelingen ließ. Beim „Webertanz"[1]) erscheinen vier Weber tanzend auf einem Erntefest und wollen ihre Kunst zeigen: die beiden Lehrjungen setzen sich mit angezogenen Knien auf die Erde, Meister und Geselle stellen sich rechts und links neben sie, das Weberschiffchen (ein Knittel) fliegt unter den Knien der Lehrjungen hin und her — plötzlich ziehen Meister und Geselle den Knittel mit einem Ruck nach oben, und die Lehrjungen purzeln hintenüber.

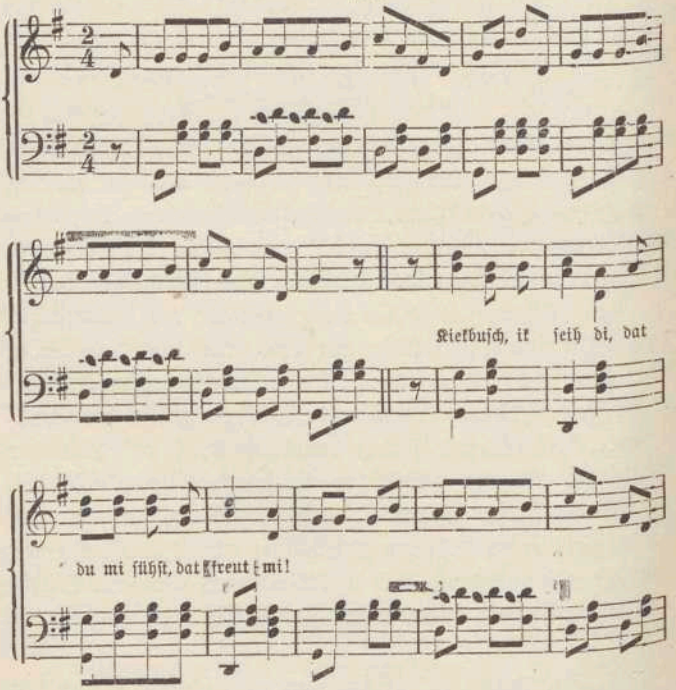
Eine Reihe Tänze bringen Liebe und Zärtlichtun zur Darstellung. Der „Schuhplattler" in den deutschen und österreichischen Alpen, der das Balzen eines Auerhahns nachahmen soll, ist eine ebenso anmutige wie kraftvolle und feurige Liebeswerbung in Gebärden. Der „Fischingertanz" im oberen Allgäu[2]) stellt eine Liebesgeschichte dar, vom schüchternen Gruß bis zum Kuß; ein Lied, das von dem Paare oder den Zuschauern gesungen wird, erläutert die Bewegungen. Beim steiermärkischen „Polstertanz"[3]), mit dem der schwäbische „Kisseletanz"[4]) nahe verwandt ist, kniet ein in der Mitte des Reigens befindlicher Bursche vor einem Mädchen auf seinem Polster nieder, sie macht es ebenso, und ein Kuß folgt, worauf das Mädchen das Polster nimmt, um sich einen Burschen auszusuchen. Wie der Alpenbewohner beim Schuhplattler, wirft der Altenburger Bursche beim „Rumpuff"[5])

---

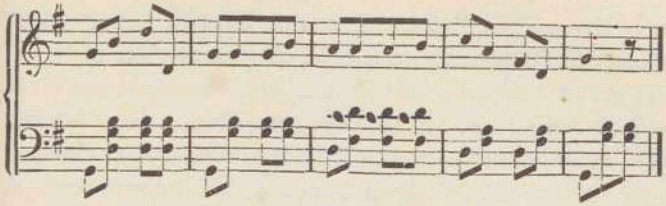
[1]) Dieser wurde auch bei pommerschen Erntefesten in ähnlicher Weise vorgeführt: Land IV S. 13. [2]) Bavaria II S. 832f. [3]) Rosa Fischer: Land 1900. [4]) Vgl. auch den „Kissentanz" bei Böhme, Kinderlied S. 478, wo Amor das Kissen trägt. [5]) Böhme, Gesch. d. T. I S. 206.

das Mädchen mit kräftigem Ruck in die Luft. Der Mönchguter Schiffer rafft beim „Schüttelbüchs" mit beiden Händen die Pumphose, um so im Schwebeschritt (balancez) vor seiner Schönen hin und her zu tänzeln, und der Mecklenburger schaut beim „Kiekbusch", auf den wir genauer eingehen wollen, verliebt hinter dem Kopf der Tänzerin hervor.

Kiekbusch[1]).



[1]) Mit Genehmigung R. Wossidlos seinem „Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause" (2. Aufl. Wismar 1905) entnommen.



Erste Tour: Während der ersten acht Takte nehmen die vier Paare Aufstellung im Viereck. Dann tanzen alle Paare, die Burschen rechts und links hinter dem Kopf der Mädchen hervorsehend[1]), Schwebeschritt (balancez) und singen:

Kiekbusch, ik seih di,
Dat du mi sühst, dat freut mi!

Während der letzten acht Takte Runde (tour de main) rechts und links. Zweite Tour: Großer Rundgang (grande ronde) rechts und links. Darauf folgt wieder, wie in sämtlichen Touren, das Kiekbusch und die tour de main. Dritte Tour: Rundgang der Mädchen „in stolzer Haltung" rechts und links, dann Kiekbusch usw. Vierte Tour: Gleicher Rundgang der Burschen mit Juchen (Jauchzen), aber links und rechts. Fünfte Tour: Rundgang (ronde) zu je zwei Paaren rechts und links. Sechste Tour: Großer Rundgang rechts und links in schnellerem Zeitmaß.

Bei andern Tänzen lag der Hauptreiz in einem dabei zu erringenden Preis. Auf den schwäbischen Kirchweihen kennt man noch den „Huttanz"[2]). An einer mit Laub und Blumen geschmückten Stange hängt ein Hut. Während eines Umganges

[1]) In der Altmark drehte der Bursche bei diesen Worten die Tänzerin an der Taille herum und sah ihr dabei in die Augen: Böhme, Gesch. d. Tanzes I S. 210. [2]) Mitteilung des Lehrers H. Jäger, Eybach bei Geislingen a. St., vgl. Pfannenschmid S. 581.

wandert nun ein Zweig mit bunten Bändern von Hand zu Hand. Plötzlich kracht ein Schuß. Der Tänzer, der in diesem Augenblick den Zweig trägt, erhält den Siegespreis und macht um die Stange mit der Tänzerin den Huttanz, wobei der Hut dem Tänzer nicht selten über die Ohren rutscht, denn der Huttanz ist vielerwärts eine Belustigung der Kinder geworden. Für die Tänzerin hängt stellenweise ein Halstuch an der Stange und außerdem für beide eine Anzahl Würste. Anderwärts ist der Hut an einer Schnur befestigt, die ein angezündetes Stück Schwamm zu durchbrennen droht. Plötzlich ist, während sich die Paare um die Stange drehen, die Schnur durchbrannt, der Hut fällt und gehört dem augenblicklichen Träger des Zweiges.

Auch der „Hahnentanz", der in der Baar, im Allgäu und im Elsaß verbreitet war, wird noch heute hier und da, besonders an der Kirmeß, aber auch am Jakobitage (25. Juli), getanzt.[1]) Den Hahn, der in einem Gitter oder Korb an einer Stange oder einer ausgespannten Schnur hängt, erhält der Tänzer, der, von seiner Tänzerin emporgehoben, ein hochstehendes Glas Wasser herunterwirft oder mit verbundenen Augen die Schnur mit einem Säbelhieb durchhaut. Im Anschluß daran tanzt der Gewinner, wenigstens im Elsaß, mit dem Mädchen und dem Hahn den „Drei-allein". Ein „Hammeltanz" an der Kirchweih ist schon früher (S. 185) erwähnt worden.[2]) Im Schwarzwald (im Kinzig-, Gutach- und Elztal) walzte bei diesem Tanz zur Zeit immer nur ein Paar herum, während in einem an einer brennenden Lunte befestigten doppelten Reifen ein gefülltes Glas Wein hing.

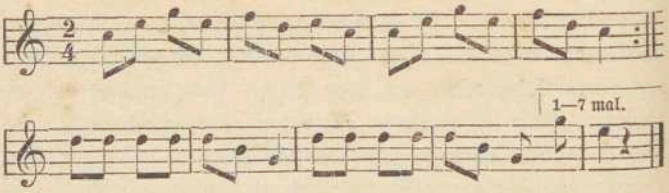
---

[1]) Birlinger II S. 213. [2]) Zum Folgenden vgl. Birlinger II S. 214, Reimann S. 13, Sohnreys Dfztg. 1904, Nr. 28, Kapff S. 20.

Wer beim Fallen des Glases am Tanzen war, hatte den Hammel gewonnen. Noch heute kommen die Schwarzwälder an einem Sommertag auf dem Kandel zum Hammeltanz zusammen, doch ist der alte Tanz durch die Verlosung eines Hammels und anderer Dinge ersetzt worden. In der Umgegend von Öhringen (Württemberg) ist das Herausfallen eines Zwanzigpfennigstückes aus einer brennenden Kerze der entscheidende Augenblick; das Paar, das gerade einen daliegenden Stecken überschreitet, hat den Hammel gewonnen.

Als beliebte Kirchweihtänze,[1]) die wenigstens noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich waren, seien ferner genannt der elsässische, anscheinend schon Fischart bekannte „blaue Storchen", der mittelfränkische „Dreher", der thüringische „Schleifer" und die eine große Geschicklichkeit erfordernden „sieben Sprünge", auch „Siebensprung", niederd. „de soewen Sprüng'" oder „Soewensprung", „Siebenter Sprung", „Siebenspringer" und kurzweg „Springer" genannt.[2]) Beim Erntefest und der Fastnacht, vor allem aber bei der Kirmeß und der Hochzeit war dieser wenigstens bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreichende Tanz als ein Hauptspaß im ganzen deutschen Sprachgebiet beliebt; sogar nach den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Frankreich und dem französischen Belgien ist er gedrungen. Noch heute tanzt man ihn hier und da, z. B. im meiningischen Öpfershausen, auf Hochzeiten im nordhannoverschen Kreise Jork, auf Kirchweihen in der Umgegend des oberbayrischen Röhrmoos. Die einfachste Form der Melodie, aus der sich die meisten Abweichungen ableiten lassen, ist die folgende:

[1]) Vgl. Pfannenschmid S. 288. [2]) Ed. Hermann, D. Siebensprung: Z. d. V. f. Volksk. XV S. 282 f.



Den Tanz und die Sprünge begleitete der Gesang der Zuschauer, der z. B. zu Gutach im Schwarzwald folgendermaßen lautete:

Macht mer nur die siebe, siebe!
Macht mer nur die siebe Sprüng'!
Macht mer's, daß ich tanze ka,
Tanze wie a Edelma!
's ist eins[1]).

Der Siebensprung wurde gewöhnlich nur von einem oder zwei Paaren getanzt. Zunächst tanzte man zwölf Takte Polka oder andere Tanzschritte, beim dreizehnten Takt („'s ist eins") stampfte der Tänzer mit dem linken Fuße auf. Die zweite Tour verlief wie die erste, doch kam, als vierzehnter Takt („'s sind zwei"), das Aufstampfen mit dem rechten[2]) Fuß hinzu. Bei der dritten und vierten Tour („'s sind drei", „'s sind vier") das Beugen des linken und rechten Knies, bei der fünften und sechsten das Aufstoßen des linken und rechten Ellenbogens, bei der siebenten die Berührung des Bodens mit Leib und Stirn. Von der achten Tour an fiel bei jeder ein Sprung, der letzte der vorhergehenden Tour, und damit ein Takt wieder fort, so daß die Schlußtour, die dreizehnte, wieder der ersten glich. Während der Tänzer die Sprünge ausführte, drehte

[1]) Die Worte „'s ist eins" (daneben findet sich „'s ist einer") sind in dem obigen Text auf Grund der sonstigen Überlieferung ergänzt worden. [2]) Anderwärts wurden die Sprünge erst rechts, dann links ausgeführt. Auf andere Abweichungen wird hier nicht eingegangen.

sich die Tänzerin; so wird es wenigstens aus der Umgegend von Tübingen berichtet.

Beliebt waren auch die mit einem Text verbundenen und zum Teil schon erwähnten Rundtänze. So sind, um noch einige Beispiele anzuführen, der Walzer „Hatten Lena mit de Nebelkapp", der Schottisch „Lott is dot", der Rheinländer „Erst up de Hacken un denn up de Tön (Zehen)" vor etwa einem Menschenalter weitverbreitete Volkstänze gewesen. Besonders schön war die Verbindung des Ländlers mit dem Schnadahüpfl[1]) in Tirol: der Bursche bezahlte den Tanz, tanzte und stimmte dann in selbstgewählter Melodie ein Schnadahüpfl an, worauf die Musik einfiel.

Wurf-, Fang- und Schlagspiele.

Wenn der Boden gefroren ist und eine Eisdecke die Gräben überspannt, dann ist für den Friesen die Zeit zum **Klotschießen** oder **Eisbosseln**[2]) gekommen. An jedem Nachmittag sammeln sich, wie eine Zuschrift aus Ostfriesland es schildert, vor den Dörfern oder Städten kleine Trupps, Schuljungen und Jünglinge, Männer und Greise; selbst die jungen Ostfriesinnen[3]) beteiligen sich bisweilen an dem Spiel. Nach dem Lebensalter werden Gruppen gebildet; jede Gruppe teilt sich in zwei Parteien; beide erhalten einen gleich schweren „Klot", d. h. eine hölzerne, polierte, mit Blei ausgegossene Kugel, deren Gewicht

[1]) Böhme, Gesch. d. T. I S. 240. [2]) Quellen: Mitteilung von Johannes Kruse, Wittmund im Harlingerland, Sohnreys Dfztg. 1906, Nr. 9 und 1907, Nr. 2, Handelmann S. 14 f., Ten Doornkaat II 281 und mehrere Zeitungsnotizen. [3]) In Schleswig-Holstein läßt man wohl „zwei Mädchen für einen Mann gelten".

zwischen $^1/_2$ und 2 Pfund schwankt, gewöhnlich aber 1 Pfund beträgt. Nun beginnt das Klotschießen (Kugelwerfen) nach einem verabredeten Ziel, etwa nach einer eine Stunde entfernt liegenden Gastwirtschaft. Man spielt auf der Fahrstraße oder, zumal bei kleineren Kugeln, querfeldein über Felder und Wiesen. Die Parteien werfen abwechselnd und zwar mit einmaligem Umschwung des Armes. Wuchtig, in nicht zu hohem Bogen fliegt die Kugel dahin und rollt am Boden noch ein Stück weiter. Der Punkt, wo sie liegen bleibt, wird bei beiden Parteien nach jedem Wurf von den „Bahnwisern" (Bahnzeigern) durch einen eingesteckten, etwa 3 Meter langen Stock bezeichnet. Die Partei, die mit den wenigsten Würfen das Ziel erreicht, hat gesiegt, die unterlegene bezahlt die Zeche, „dat Klotscheterbeer".

Mit Vorliebe fordern sich ganze Dörfer, Gemeinden, Ämter zum Klotschießen heraus. In Ostfriesland pflegte früher ein besonders geübter Spieler nach Verständigung mit seinen Dorfgenossen einen Klot in einem Krug des herausgeforderten Dorfes aufzuhängen. Wurde er abgenommen, so galt damit die Herausforderung als angenommen. Dem Herausforderer wurde ein geschickter Werfer entgegengestellt. Beide Parteien machten Geldeinsätze, auch Wetten wurden abgeschlossen.

In den schleswig-holsteinischen Marken, wo das Volksspiel „Eisbosseln" heißt, weil man in schnurgerader Richtung vorgeht und daher oft auch über die gefrorenen Grenzgräben hinüberspielt[1]), forderte in alter Zeit ein Dorf oder Kirchspiel das andere durch einen richtigen Bosselfehdebrief heraus. Heute übersenden die Bosseler eines Bezirks eine Kugel, die Herausgeforderten schicken dann Vertrauensmänner, um das Nähere zu verabreden. Am Tage des Kampfes flaggt das Dorf, mit

[1]) W. Peters: Jahrb. f. Volks- u. Jugendsp. XI S. 200.

Musik kommen die Gegner anmarschiert, und nun beginnt der langstündige, immer spannender werdende Kampf. Auf beiden Seiten kämpft die gleiche Anzahl Bossler, deren Reihenfolge genau bestimmt ist: beispielsweise fand 1901 ein Wettbosseln zwischen den Kirchspielen Tetenbüll und Ülvesbüll mit 40 Mann auf jeder Seite statt; auch die Knaben der beiden Kirchspiele fochten damals einen Wettkampf aus. Gewöhnlich finden die „Schetbosseln" von 500, 100 oder 60 Gramm Verwendung; sie werden mit einer Kreisschwingung des Arms, oft aber auch, indem sich der Schwinger gleichzeitig mehrmals um sich selber dreht, geworfen. Daneben gibt es die 2 bis 3 Pfund schweren Handbosseln, die man mit einem Ansatz in Kopf- oder Rückenhöhe wirft. Bei Streitigkeiten entscheidet das Urteil älterer Sachverständiger, der „Krettler". Ob man nur bis zu dem vorn liegenden Ziel oder wieder bis zu dem Ausgangspunkt zurückspielen will, wird vorher ausgemacht.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand das Spiel in Gefahr, völliger Vergessenheit anheimzufallen, da verhalfen ihm umsichtige Vereinsbestrebungen zu neuem Leben. 1894 wurde der Verband schleswig-holsteinischer Eisbossler gegründet, der am 11. und 12. Februar 1906 in Husum das auch von Ostfriesen beschickte 6. Verbandsbosselfest feierte. Vom 15. bis 17. Januar 1905 fand zu Esens in Ostfriesland das 2. gemeinfriesische Klotschießerverbandsfest statt.

Die Sieger in den Wettkämpfen werden geehrt und gefeiert. Dem Pächter Mustert, der in Esens den Sieg errang, erließ sogar sein Pachtherr, Graf Wedel (Neustadt-Gödens), als Zeichen seiner besonderen Anerkennung auf ein volles Jahr den Pachtbetrag von 3000 Mark. In Schleswig-Holstein müssen die Besiegten manchen Spott hören: „Ji könnt ja isbosseln as en dode Hähn" (wie eine tote Henne)!

Ein dem Klotschießen ähnliches Spiel, allerdings ein Schlagspiel, ist im Innern Deutschlands bekannt. In der nordthüringischen Grafschaft Hohenstein[1]) spielt man, wenn der Boden recht fest ist, mit Vorliebe aber um die Osterzeit, das Kollnschloahn (Kugelschlagen). Die Kugel, ebenfalls eine mit Blei ausgegossene Holzkugel, wird auf einen jedesmal eingeschlagenen etwa meterhohen Pfahl gelegt und mit einem Holzhammer fortgeschlagen. Man schlägt abwechselnd, bis zu einem Ziel und zum Wirtshaus des Dorfes zurück. Siegerin ist die Partei, deren Kugel zuerst — durch das offene Fenster — ins Gastzimmer fliegt! Auch das schweizerische Kugelitrölen, in Tirol Watscheln genannt[2]), ist mit dem geschilderten friesischen Spiel verwandt. In Kärnten und den angrenzenden Teilen Steiermarks[3]) ist auch ein „Kugelschlagen" bekannt: wer in einer bestimmten Zeit und in bestimmter Richtung die „Beinkugel" am weitesten mit dem Prügel schlägt, gilt als Sieger. Daneben pflegt man in Steiermark das auf dem flachen Lande seit alter Zeit heimische „Eisschießen", bei dem der „Eisstock", ein schweres, rundes Holz, das unten glatt und oben mit einem Griff versehen ist, über die Eisfläche geschleudert wird.

Ein Knabenspiel auf einem freien Platz des Dorfes oder bei dem Dorf ist das im Westerwald gespielte „Geißhüten"[4]), das in Nordhannover, wo man es ähnlich spielt, „Bock" oder „Eselbock", in Schleswig-Holstein „Munk" (Mönch) genannt wird. Ein entsprechend gewachsener Ast wird zu einem fest auf der Erde stehenden vier- oder auch dreibeinigen Gestell zurechtgeschnitten. Das ist die „Geiß". Um diese wird ein

[1]) W. Kolbe: Sohnreys Dsztg. IX S. 119. [2]) Vgl. Böhme, Kinderl. S. 615. [3]) Schlossar, Kultur- u. Sittenbilder a. Steiermark, S. 171 f. [4]) Von Lehrer W. Jung (jetzt in Camberg, Nassau) in der Büchtingschen Sammlung als ein Spiel, dessen er sich aus seiner Jugendzeit gern erinnere, mitgeteilt.

Kreis von etwa 1 Meter Durchmesser gezogen. Die Spieler stehen, jeder mit einem Knittel versehen, in dem 8—12 Meter entfernten Male. Bei der Geiß, doch so weit zur Seite, daß ein Knittel ihn nicht treffen kann, steht der durch Abzählen oder das Los bestimmte Geißhüter mit einem Stock. Da kommt auch schon der erste Knittel angeflogen und, wenn er nicht trifft, der zweite, der dritte und so fort. Jedesmal, wenn die Geiß umfällt oder sich nur mit einem Bein aus dem Kreise verschiebt, muß der Geißhüter sie zunächst wieder aufsetzen oder zurechtrücken. Das Umfallen der Geiß ist der rechte Zeitpunkt für die Werfer, um wieder zu ihren Knitteln zu gelangen. Das erstemal läuft der Werfer zum Knittel, tritt darauf und nimmt dann den Knittel laufbereit in die Hand; nur die dicht bei der Geiß liegenden Knittel bleiben, nachdem sie mit dem Fuß berührt worden sind, unaufgehoben, und die betreffenden Spieler stellen sich zu ihrer Sicherheit etwas seitwärts. Beim nächsten Umfallen der Geiß geht es dann aber im Galopp mit dem Knittel zum Mal zurück. Nun darf man wieder mitwerfen! Wen aber beim Hin- oder Zurücklaufen der Geißhüter nach dem Aufsetzen der Geiß mit seinem Stock berührt, der wird der neue Geißhüter, und nun beginnt das Spiel wieder von vorn, nachdem die draußen liegenden Knittel ins Mal geholt worden sind.

In Süddeutschland teilt man sich stellenweise in zwei Parteien. Die eine umzieht die „Heugeiß", einen Klotz mit drei Beinen, zaunartig mit zugespitzten Knitteln, während die andere vom Mal aus mit den ihrigen Zaun und Geiß umzuwerfen sucht.

Im Havelland[1]) werden zwei Male, etwa 50 Schritte von einander, bezeichnet und mitten dazwischen, wieder in einem

[1]) Mitgeteilt von Schmidt, Brädikow.

Kreis, der aus einem Ast mit dreifacher Gabelung zurechtgeschnittene Bock aufgestellt. Der „Aufsteller", der sich wenigstens zehn Schritte seitwärts vom Bock entfernt halten muß, gibt den in dem einen Mal in Reihe stehenden Spielern ein Zeichen. Zu gleicher Zeit wird geworfen, jeder läuft seinem Stock nach, rafft ihn auf und läuft nach dem anderen Mal weiter. Große Freude, wenn der Bock umgefallen ist und erst wieder aufgestellt werden muß! Dann kommt die ganze Schar wohl unangefochten durch, und das Werfen nimmt seinen Fortgang. Bleibt der Bock aber stehen, so ist es dem Aufsteller natürlich ein leichtes, einen der Vorbeilaufenden mit seinem Stock zu berühren, worauf dieser an seine Stelle tritt.

Die ostpreußischen Knaben[1]) hauen sich für ihr „Bockchenwerfen" gern eine dreigablige Wurzel aus einem Stubben (Baumstumpf) zurecht. Die Dorfjugend im Lauenburgischen an der unteren Elbe[2]), die das Spiel „Soeg" (Sau) nannte, ließ nach den Jugenderinnerungen unseres Gewährsmannes bei dem aus einem Eschen-, Weiden- oder Birkenstamm zurechtgehauenen Dreibein oben den Stamm noch einen halben Fuß überstehen: dieses Stück, der Kopf, mußte von den wagerecht geschleuderten Knüppeln getroffen werden, worauf die „Soeg" weit wegflog, während sie beim Aufschlag des Knüppels gegen die Beine nur umfiel. Sieger war nämlich, wer die Soeg am weitesten von ihrem Platz wegwarf. Jeden Wurf begleitete ein lautes „Hu, Soeg! Hu, Soeg!"

Vielleicht ahmte das Spiel ursprünglich die Unschädlichmachung eines Korndämons[3]) nach, des Bocks, der Geiß oder

---

[1]) Nach einer auch im folgenden benutzten Mitteilung von W. Kuwert, Rittergut Rathswalde, Ostpr. [2]) Mitteilung des Grafen Bernstorff, Korv.-Kapitän a. D., Wilmersdorf-Berlin. [3]) Vgl. S. 159 und E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 60.

der Roggensau, die im Getreide hausten, bis ihnen ein Bein abgemäht wurde und sie beim Abmähen der letzten Garbe der Todesstreich traf.

Beim „Kappköster" (Küster mit der Kappe), wie man in Mecklenburg-Strelitz sagt, wird vom Mal aus mit einem handlichen Stein nach einem kleinen Stein geworfen, der auf einem größeren steht. Fliegt der Stein herab, so hat der Aufsetzer ihn zunächst wieder aufzusetzen und sucht dann einen der ihren Handstein aufleſenden Werfer zu greifen oder mit einem Stöckchen zu werfen. In Ostpreußen heißt der Aufsetzer bei diesem gern auf dem Dorfanger gespielten Spiel der „Kappmann"; dort wird oder wurde der kleine Stein auf einen aus Feldsteinen zusammengesetzten Haufen gesetzt; man wirft nicht nur nach dem Kopfstein, sondern sucht die ganze Steinpyramide umzuwerfen. Ähnlich warfen früher in Kiel[1]) die Knaben nach einem aus Mauersteinen errichteten Turm, auf dem ein kleiner Stein lag: das Spiel hatte den anscheinend entstellten Namen „Kochspäl". In Ostfriesland ist — nach Lüpkes — ein Ziegelstein das Ziel, der auf einem andern platt hingelegten der Länge nach steht und oben einen kleinen Stein trägt. Lüpkes berichtet gleichzeitig von der Spielart in Geldern, wo man aus Feldsteinen „ein kleines Hühnenbett" baut, das von dem Stein des Aufstellers gekrönt wird, eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit der ostpreußischen und Kieler Spielweise.

Beim holsteinischen „Pickpahl" (Spitzpfahl)[2]) bewaffnete sich jeder Teilnehmer mit einem starken Knüppel von 2 bis 3 Fuß

[1]) W. Peters: Jahrb. f. Volks- u. Jugendsp. XVI S. 325. [2]) Mitteilung des Grafen Bernstorff, Wilmersdorf-Berlin. Eine etwas abweichende Form des Spiels bei Handelmann S. 89 mit Nachweisen über sein sonstiges Vorkommen.

Länge, dessen eines Ende zugespitzt und im Feuer gehärtet wurde. Als Spielplatz diente ein weicher Grund, am besten ein Gartenrasen oder eine Wiese. Hier schleuderte nun ein Spieler, der Pickpahl genannt, seinen Pfahl, so tief es ging, in den Grund und zwar so, daß er möglichst senkrecht stand. Sache der andern Spieler war es, den Pfahl durch ihre schräg dagegen geworfenen Knüppel zu lockern und umzulegen, doch mußte jeder gleichzeitig seinen eigenen Knüppel mit der Spitze in den Grund treiben. Prallte der Wurf ab, so zahlte der Spieler an den „Pickpahl" eine Strafe. Gelang es den Knaben nicht, den Pickpahl umzuwerfen, so zog sein Besitzer ihn aus dem Grund und schmetterte nun seinerseits die andern nieder, was meistens nicht schwer war, da die Knüppel infolge des Anpralls an den Pickpahl nicht tief eindrangen. Wenn aber einer durch seinen Wurf den Pickpahl umwarf, so wurde er Pickpahl.

Die Freude am **Ballspiel** ist auf dem flachen Land seit fünfzig Jahren zurückgegangen. Im Solling spielten die jungen Burschen bis in die achtziger Jahre an den Sonntagnachmittagen auf dem Anger ihren Schlagball. Im Kalenbergischen (um Hannover) soll noch heute dieses Spiel, „Lopeball" genannt, am Ostersonntag alt und jung auf dem Anger vereinigen. Auch die aus dem Braunschweigischen vorliegenden Benennungen der Ballspiele, „Feuerschlag", „Häring", „Ut'r Panne slan" (aus der Pfanne schlagen), „Kauhswans" (Kuhschwanz) und andere, lassen das früher bei solchen Anlässen sich entfaltende bunte Bild volkstümlichen Treibens ahnen.

Besonders bedauerlich ist das Verschwinden der erwachsenen Jugend vom Spielplatz. Bei der Schuljugend sind noch eine Reihe altüberlieferter Ballspiele im Schwange, die einen weit-

verbreitet, andere, wie es scheint, mehr auf bestimmte Gegenden beschränkt. Zur Verbreitung einiger haben der Turnunterricht und die Spielbücher viel beigetragen. Auf einige der volkstümlichen Ballspiele wollen wir nur kurz hinweisen, den in Schleswig-Holstein und früher auch im Braunschweigischen gespielten „Königsball", bei dem die Mitspieler alle vom Könige vorgemachten Würfe genau nachzumachen haben[1]), den in der westlichen Priegnitz[2]) bekannten „Wippball", bei dem der Ball durch den Schlag eines Knittels auf ein Brettchen in die Luft geschleudert und aufgefangen wird, den „Reiter-" oder, wie man im unteren Elsaß[3]) sagt, „Reitball", bei dem eine Abteilung der Knaben die andere als Pferde benutzt und reitend ein Fangspiel ausführt, den früher in der Priegnitz gespielten „Katzball", bei dem einer der im Kreise stehenden Spieler „de springende Katt", d. h. den von der Erde emporschnellenden Ball, durch einen Griff von oben nach unten faßte, um ihn mit dem Ruf „Katt, Katt, Kisch-Katt" zu neuem Aufspringen niederzuwerfen, oder auch mit einem „Katt, ducke di" den Ball, zumal einen Gummiball, mit der flachen Hand sofort wieder zur Erde schlug, und schließlich den z. B. im Nassauischen

---

[1]) Etwas anders spielt man in Süddeutschland, wo der Ball von der Königin „in schönem Bogen" den einzelnen Spielerinnen zugeworfen wird und von diesen ebenso zurückgeworfen werden muß. (Weber, Münchner Spielbuch S. 93.) Verschiedene Arten des Königsballs kennt man noch in der Lübecker Gegend, z. B. den „Zuckball". Bei diesem stehen die Spieler in einer Reihe, der König wirft einem den Ball zu. Wer nicht fängt, „is ut", d. h. er scheidet aus. Oft stellt sich der König, als wenn er werfen will: wer dann „zuckt" — daher der Name des Spiels —, scheidet ebenfalls aus. Wer zuletzt noch übrig ist, wird der neue König (Schumann, Lüb. Spielbuch S. 75). [2]) Mitteilung von E. Handtmann in Seedorf, aus dessen Aufzeichnungen über brandenburgische Spiele wir auch im Folgenden noch mehrfach schöpfen werden. [3]) Mitteilung von Christian Schmitt, Straßburg, dessen Zusammenstellungen für elsässische Spiele noch an anderen Stellen Benutzung finden werden.

gern gespielten „Kappenball" und den schleswig-holsteinischen „Ball op'n Daken", zwei Spiele, bei denen der Ball zunächst in eine der nebeneinander auf die Erde gesetzten Mützen oder auf das Dach geworfen wird, worauf der Besitzer der Mütze oder der beim Hochwerfen des Balles bezeichnete Knabe den Ball ergreift und einen aus der davonlaufenden Schar zu treffen sucht[1]).

Ein im Brandenburgischen verbreitetes Ballspiel, bei dem es sich ebenfalls um ein Werfen nach den davoneilenden Spielern handelt, ist „Affe, Bauer-Stutz". Die Spieler, fünf bis zehn, wählen sich „Lacknamen", d. h. Necknamen, von denen die beiden ersten stets „Affe" und „Bauer" sind. Die Anfangsbuchstaben der Namen werden an eine Wand geschrieben; fünf Schritte davon nimmt die ganze Spielerschar in Stirnreihe Aufstellung[2]). „Affe" beginnt, indem er den Lederball gegen die Wand wirft und einen der Lacknamen ruft. Die Schar stiebt nach allen Richtungen auseinander, der Gerufene erhascht den Ball und bannt durch den Ruf „Stutz!" jeden an seinen Fleck. Wer sich rührt, bekommt unter seinem Buchstaben einen Strich. Der Ballinhaber wirft nun nach einem der Stehenden. Trifft er diesen, so greift der Getroffene den Ball und bringt die Davonlaufenden durch ein neues „Stutz!" zum Stehen, um seinerseits zu werfen. Dies geht so lange, als der Ball trifft. Bei einem Fehlwurf aber wird das Spiel abgebrochen:

[1]) Beim „Kappenball" legt der älteste Knabe seine Mütze zu oberst, der jüngste zu unterst. Der beim Weglaufen getroffene Knabe rückt stets seine Mütze zu unterst. Wessen Mütze zu oberst liegt, also zunächst der Älteste, ist der „König". Verliert er seinen Platz, so wird der zweite König. Der König verliert seinen Platz auch durch dreimaliges vergebliches Werfen nach den Mützen. So in Dietkirchen (Nassau): Lehrer H. Löhr (Büchtingsche Sammlung). Etwas anders Böhme, Kinderl. S. 609. [2]) Oder nur der Werfer steht da, während die anderen sich in einer Reihe neben der Wand aufstellen.

der unglückliche Werfer muß neu anfangen und erhält außerdem einen Strich. Auch das Ausweichen beim Wurf wird mit einem Strich bestraft. Wer zuerst zehn Striche hat, muß auf allen Vieren durch die gespreizten Beine seiner Spielgenossen kriechen, deren Hände klatschend auf den die Fortsetzung des Rückens bildenden Körperteil niederfallen oder auch niedersausen. In der Lübecker Gegend, wo man das Spiel mit einigen Abweichungen spielt, wird — nach Schumann — derjenige, der eine bestimmte Anzahl Striche hat, mit dem Plumpsack geschlagen. Außer den verschiedensten Tiernamen waren hier in älterer Zeit manche drollige Bezeichnungen der Spieler üblich, wie Eierliesch (Eierliese), Gurkenfreter, Zickdeef (Ziegendieb) und andere.

Ein fesselndes Ballspiel,[1]) dessen Form, die Bedrängung der einen Partei durch die andere in festgesetzten Grenzen, auf hohes Alter schließen läßt, ist der in Nordhannover sogenannte „Eckball", dem in Schleswig-Holstein das Spiel „Ballholt in 'n Putt" entspricht. Hierbei stellen sich nach der schleswig-holsteinischen Spielregel vier Spieler an den Ecken eines quadratförmigen Platzes auf, während vier sich im Quadrat befinden. In Nordhannover benutzt man gern den Platz vor einer Hauswand und bezeichnet den Standpunkt der Spieler, die sich „an den Ecken" befinden, durch hingelegte Steine; die Spieler, deren Zahl schwankt, wählen diese Stellen nach Gutdünken aus; die alte quadratförmige Aufstellung, die noch in den Ausdrücken „Eckball" und „an den Ecken" hervortritt, ist hier in Vergessenheit geraten, und oft liegen die „Ecken" oder genauer die sie bezeichnenden Steine in einem Halbkreise.

In Schleswig-Holstein fangen nun die vier an den Ecken oder, wie man dort sagt, die „Reinen" unter sich den Ball

[1]) H. Carstens: Jahrb. f. nd. Spr. XIII S. 112 u. Kück S. 34.

einmal herum. Erst dann darf nach denen im Mal, den „Fulen", geworfen werden. Die Reinen müssen stets von ihrer Stelle aus werfen, dürfen aber den Ball ihren Zwecken entsprechend sich zuwerfen. Dagegen haben die Faulen völlige Bewegungsfreiheit innerhalb des Mals, sie können laufen und springen, sich bücken und hinwerfen, um nicht getroffen zu werden. Der Faule, der getroffen wird, scheidet aus. Der Reine, der vorbeiwirft, ebenfalls. Sind zuletzt noch ein Reiner und ein Fauler übrig, dann darf der Reine „jagen", d. h. von Ecke zu Ecke laufen, um einen leichteren Wurf zu haben. Denn dieser bringt die Entscheidung! Wirft der Reine vorbei, so kommen die Reinen in die Stellung der Faulen. Trifft er dagegen, so behalten sie ihre bevorzugte Stellung.

Eins fehlt bei dieser Spielweise, die neckische Flucht der Angreifer, die wir in Nordhannover finden und auch im nassauischen Mensfelden[1]), wo das Spiel ein beliebtes Mädchenspiel ist. Nämlich wenn der Werfer einen getroffen hat, so scheidet hier der Getroffene damit noch nicht aus, sondern er ergreift den Ball, während der Werfer und seine Parteigenossen davonlaufen. Erst jetzt entscheidet es sich: trifft er einen der Davonlaufenden wieder, die aber naturgemäß durch allerlei Künste einen Fehlwurf des Gegners herbeizuführen suchen, so scheidet dieser aus, andernfalls er selber.

Das Spiel gewinnt noch an Reiz, wenn man — wie gewöhnlich im Hannoverschen — mit Points spielt. Etwa vier spielen gegen vier, und jeder „gilt" zwei. Oder drei

[1]) Mitteilung des Lehrers G. Neuschäfer, daselbst. In Mensfelden unterscheidet man die „draußen" und die „drinnen"; wer ausscheiden muß, einerlei von welcher Partei, ist „faul", offenbar der alte und richtige Ausdruck gegenüber dem in Schleswig-Holstein gemachten Unterschied zwischen Faulen und Reinen.

gegen vier, indem jene je vier und diese je drei gelten. Hierbei kommt das sofortige Ausscheiden in Wegfall: der Betreffende verliert jedesmal nur einen Point, gilt einen weniger.

Nur streifen wollen wir hier das „Sauballspiel“ [1]), das überall in der altüberlieferten Form der einzelnen Landschaften wieder zu Ehren kommen sollte. Der Schleswig-Holsteiner spielt sein „Kulsoeg“ (Lochsau), „Soegjagen“ oder „Soegkul“; mit Vorliebe wird hier statt des Balles die Klaue von einem geschlachteten Rind zum Treiben benutzt. Südwärts, im Lauenburgischen, wird ein Steinchen oder eine Holzkugel genommen. Im Lüneburgischen schnitzten sich die Knaben die Kugel selbst aus einem abgesägten Stück Holz zurecht; hier hieß das Spiel „Suball“. Der Dorfknabe in der Bremer Gegend spielt sein „Tickſoeg“ (ticken = berühren), der Schweizer Bube sein „Morentreiben“ (mhd. more = Sau, eigentlich schwarze Sau).

Weniger bekannt als der Sauball, dem das Turnspiel allerlei Vorschub geleistet hat, ist der in der Mark Brandenburg heimische „Ra-ball“, ein treffliches Wettkampfspiel, bei dem jeder Spieler ähnlich wie beim Sauball mit einem unten leicht gekrümmten Stock bewaffnet ist. Die beiden Parteien zeichnen oder stecken auf einem ebenen Platz ein Rechteck ab, dessen Längsseiten etwa 200—300 Schritte betragen, während die Schmalseiten etwa der Fahrstraßenbreite (5 m) entsprechen. Von der einen Schmalseite treibt ein Ausgezählter mit kräftigem Schlag eine kleine Holzkugel aus, die, wie das ganze Spiel, „Raball“, in der Priegnitz und Altmark „Klise“ heißt und

[1]) H. Carstens: Jahrb. f. nd. Sprachf. XXVI S. 133, Böhme, Kinderl. S. 612, Mitteilung des Lehrers Wäbekindt, Ritterhude bei Bremen.

zu Ostern durch die Kinder statt des sonst üblichen Osterballes von Neuvermählten als Tribut erhoben wird. Etwa bis zur Mitte des Raumes stehen die Parteien, auf der einen Längsseite die Parteigenossen des Ausschlägers, die die rollende oder fliegende Kugel mit dem Stock vorwärts zu treiben suchen, auf der andern Seite, ihnen gegenüber, die Gegner, die bemüht sind, die Kugel aufzuhalten oder zurückzutreiben. Ein wildes Gewirr von Köpfen und Stöcken! Fliegt die Kugel etwa seitwärts über eine Längsseite hinaus, so faßt ein Beherzter sie mit zwei Fingern und befördert sie in gleicher Höhe in die schlagfreie Bahn zurück. Hat die Kugel sich in einer Vertiefung festgelaufen, so kommandiert der Ausschläger eine Pause, hebt die Kugel mit zwei Fingern und läßt sie niederfallen. Aber schon im Niederfallen prasseln die Stöcke wieder gegen sie! Den Sieg erringt die Partei, der es gelingt, den Ball über die Schmalseite der Gegner zu treiben. Ein feierliches „Ra, ra, ra!" erschallt aus dem Munde der Sieger, und der letzte Schläger hat die Ehre des neuen Ausschlagens.

Die Schläge sollen nicht in gebückter, sondern möglichst in aufrechter Haltung erfolgen. Schreien ist untersagt. Wer bei einem erhaltenen Stoß oder Schlag weint oder sich rächen wollte, auch wer die Kugel mit dem Fuß bewegt („paddert"), wird bis auf weiteres aus der Spielgemeinschaft ausgeschlossen: Freunde und Feinde zerbrechen ihm gemeinsam den Raballstock.

Im Havelland spielt man zu zweien das „Knudelspiel"[1]). Das Mal ist ein Kreis von einem Meter Durchmesser, der Knudel ein reichlich fingerlanges und fingerdickes vierkantiges Stück Holz, das man an beiden Enden an je zwei gegenüberliegenden Seiten so abgeschrägt hat, daß bei jeder

[1]) Mitgeteilt von Schmidt, Brädikow.

Lage das eine Ende eine aufrecht stehende Kante zeigt. Die vier Seiten des Knudels sind durch eine entsprechende Zahl Einschnitte bezeichnet. Der Spieler im Mal nimmt den Knudel in die Hand und schlägt ihn mit dem Schlagholz nach außen. Der andere sucht ihn in den Kreis zurückzuwerfen, was der Schläger mit dem Schlagholz zu hindern bestrebt ist. Fällt der Knudel in den Kreis, so wechseln die Spieler. Fällt er nicht hinein, so darf der Schläger ihn durch so viele Schläge gegen die aufrecht stehende Kante, wie die obenliegende Zahl anzeigt, vom Kreis entfernen. Das setzt sich so lange fort, bis dem zweiten Spieler ein Wurf gelingt.

Eigenartig sind auch die **Messerspiele**[1]), die in Schleswig-Holstein, im Lübeckischen, im Hannoverschen und anderwärts so gut wie in den Alpen beliebt waren und stellenweise wohl noch bei den Hirten im Schwange sind. Es kam darauf an, das Messer in bestimmter Weise so zu werfen, daß es in der Erde stak. Die verschiedene Lage und das verschiedene Anfassen des Messers (Lage auf der flachen Hand mit der Spitze nach vorn, Halten des Messers mit den Fingerspitzen, Aufsetzen des Messers auf die Spitze der verschiedenen Finger mit viermaligem Überschlag des Messers usw.) ermöglichten eine große Anzahl zum Teil schwer zu erfüllender Spielbedingungen. Bei den Kieler Jungen mußte der schlechteste Werfer einen ganz in die Erde getriebenen Pflock mit den Zähnen herausziehen: „Fret, fret, bit (beiß) in den Sand!" riefen dabei die andern. Die schleswig-holsteinischen Knaben warfen auch, indem sie das Messer zwischen den Knien hielten, einen Apfel in die Höhe, so daß er beim Hinabfallen auf-

[1]) W. Peters: Jahrb. f. Volks- u. Jugendsp. XVI S. 326, Schumann S. 86, H. Carstens: Jahrb. f. nd. Sprachf. XXVI S. 138.

gespießt wurde; der Knabe legte dann den kleinen Finger in die Schnittwunde und riß das betreffende Stück vom Apfel ab. Dieses in etwas abweichender Form früher auch im Hannoverschen bekannte Spiel hieß „Hack-appel".

Ein beliebtes Spiel auf der ebenen Dorf- oder Landstraße ist in Hinterpommern das „Hatschen"[1]), d. h. das Werfen und Aufhalten einer 4 cm dicken selbstgefertigten **Holzscheibe** von 12—15 cm Durchmesser, der „Hatsche" (von hatschen = gleiten); auch „Rollen", „Tründeln", „Tründelspiel" nennt man es in Hinterpommern, „Schibensmiten", „Tründeln", „Spill mit'n Roller" in Schleswig-Holstein, „Tröndeln" in der Lübecker Gegend. Auch an der Weser kennt man stellenweise die mit brummendem Ton auf den Steinen der Dorfstraße dahinrennende Scheibe. Bei Hannover, z. B. in Letter, Kr. Linden, werfen und treiben sich die Knaben eine kreisrunde Holzscheibe, etwa von der Größe eines Karrenrädchens, zu.

In Hinterpommern verläuft das Spiel so: Die Knaben, zu denen sich Sonntags auch wohl die jungen Burschen gesellen, besitzen jeder einen festen, unten gebogenen Knüppel. Sie teilen sich in zwei Parteien. Diese stehen etwa 20 Meter von einander entfernt, die einzelnen Spieler in gleichem Abstand hinter einander. Mit möglichster Kraft schleudert nun der Führer der einen Partei der andern die Hatsche entgegen. Der erste der Gegenpartei sucht sie mit dem Knüppel zu „möten" (aufzuhalten) und womöglich zurückzuschlagen. Mißlingt es, so versucht es der zweite, der dritte und so fort.

[1]) Mitteilungen von Pfarrer Medenwald, Middelhagen (Rügen), Lehrer F. Worm, Alt-Reddewitz (Rügen), E. Bock in Letter und W. Koglin, dessen Aufzeichnungen über pommersche Spiele für uns eine wertvolle Fundgrube gewesen sind.

Wo sie niederfällt und liegen bleibt, von da aus schleudert die andere Partei sie zurück. Lauter Jubel, wenn die Scheibe die ganze Knüppelreihe unaufgehalten durchrollt und so die Gegner weit von ihrem Standort treibt! Ein andauerndes Wechseln der Standorte, ein Vordringen oder Weichen der Parteien, ähnlich wie bei dem vorzugsweise in Turnerkreisen gespielten Schleuderball. Freilich gibt es auch Beulen, und manches Fenster ist schon klirrend zersprungen. Daher heißt es: die Augen aufgemacht und Kopf und Beine in acht genommen!

Im Elsaß und in der Schweiz[1]) heißt die Scheibe nach dem brummenden Ton, mit dem sie die Luft durchschneidet, der „Hornuß" (Horniſſe) und hiernach das betreffende Spiel „Hurnuſſen". Die Scheibe hat hier im Durchmesser zweieinhalb Fuß und ist einen Zoll dick. Sie wird mit Lehm oben an einer schräg in die Erde gedrückten Latte befestigt und nun von der einen Partei mit dicken Stöcken durch die Luft nach dem etwa 800 Schritt entfernten Ziel geschlagen, während die andere Partei den daherſummenden Hornuß mit ruderähnlichen Schaufeln abzufangen sucht. Auch in Baden[2]), besonders in der Baar, war das Spiel unter dem Namen „Hurnausſpiel" bekannt.

Zu den Wurfspielen gehören auch die **Klickerspiele.** Die Klicker oder Märbeln waren früher ein selbstverständliches

---

[1]) Rochholz, Alem. Kinderl. S. 452. In Schleswig-Holstein und Lauenburg schlägt man ähnlich ein 10 cm langes und einen Finger dickes, an einem schrägen Stab mit Hülfe einer Auskeilung festgehaktes Hölzchen fort, das dann die Gegner zu fangen oder mit der Hand zurückzuschlagen suchen; das Hölzchen heißt „Klisch" oder „Kliev" (von kliven = spalten): vgl. Handelmann S. 90. [2]) E. H. Meyer, Bad. Volksl. S. 61.

Besitztum der Kinder. Gern setzt man die Klicker in einen Kreis und wirft mit etwas dickeren Kugeln nach ihnen. Oder man wirft in der Entfernung von einigen Metern nach einer kleinen Vertiefung; wer die meisten Klicker in die Grube bringt, kann auch die zunächst liegenden hineinscharren und alle an sich nehmen: dieses Spiel nennt man im nassauischen Dietkirchen[1]) „Käutchenscherren" (Löchleinscharren). Oder man setzt dort die Klicker neben einander auf einen Strich und wirft nach ihnen („Strichwerfen"). Beim „Herdewerfen" ist wieder ein Kreis, in den jeder einen Klicker gesetzt hat, das Ziel. Wer seinen Klicker in den Kreis bringt, hat alle darin stehenden gewonnen, bis auf einen, der zurückbleibt. Alle vorbeitreffenden Klicker werden mit in den Kreis gelegt.

Eine eigenartige Verbindung des Klickerspiels mit dem Würfelspiel zeigt das früher auf der Insel Fehmarn[2]) sehr beliebte, jetzt dem Aussterben nahe „Hans, putz weg!" Ein mit dem Taschenmesser prismatisch zurechtgeschnittenes Stück Holz trägt auf den vier länglichen Seitenflächen eingeschnitzt die Buchstaben: HPW, PIB, AIA, OSN. In eine mit dem Stiefelabsatz gemachte Vertiefung setzt jeder die gleiche Anzahl „Marmel" (Klicker). Dann werfen sie dem Alter nach das Hölzchen, „Hans, putz weg" genannt, in die Luft. Zeigt der „Hans" oben das HPW (Hans, putz weg), so nimmt der Werfer den ganzen Einsatz für sich; bei PIB (Peter, een bi) muß er einen Marmel beilegen, bei AIA (A, een af) nimmt er sich einen, während bei OSN (Null gelt nix) nichts geschieht.

---

[1]) Mitteilung von H. Löhr daselbst (Büchtingsche Sammlung). Im Vogtland heißt dasselbe Spiel „Schnellern". [2]) Mitteilung des Lehrers P. Schumacher, Niendorf a. Fehmarn.

Statt um Klicker, spielte man früher auch gern um **Knöpfe.** „Den Müttern wurde oft der letzte Knopf aus dem Hause geschleppt", schreibt uns ein Elsässer, und ein Märker: „Wie gingen zum Schrecken der Mütter die Bleiknöpfe an Hosen und Jacken verloren!" Vor allem aber waren die blanken Militärknöpfe, die „Kessel", wie der Pommer sie nannte, das Entzücken des Knabenherzens. Man trudelt oder trudelte um Knöpfe nach einem Loch oder nach neun Löchern, die in drei Reihen gemacht sind und von denen jedes einen bestimmten Zahlenwert hat[1]), oder man wirft mit einem Klicker (Kugel, gewöhnlichem Stein) nach einem andern, um ihn zu treffen oder ihm auf Spannweite einer Hand oder von Zeigefinger und Daumen nahe zu kommen: das nennt der böhmische Junge „Stoanaschuissn" (Steineschießen) und der Dorfjunge in der Lüneburger Heide „Pickern" (von „Bickel", dem mit dem Zweispitz gehauenen Stein), in Schleswig-Holstein „Spannjagen" oder „Boppsen".

Vielfach spielt man auch mit den Knöpfen selber. Im unteren Elsaß wird das oben erwähnte „Käutchenscherren" so gespielt, daß man der Reihe nach Knöpfe nach dem Grübchen wirft; wer hineingetroffen hat oder am nächsten liegt, hat als erster das Recht, drei Stöße mit dem Zeige- oder Mittelfinger zu tun. Oder ein Knabe wirft einen Metallknopf an eine Mauer, einen Steinpfosten, ein Tor, eine Tür, so daß er ziemlich weit, aber in der Mark Brandenburg darf es nicht über eine festgesetzte Sprunggrenze hinaus sein, abspringend zur Erde fällt. Ein zweiter tut den gleichen Wurf und ver-

[1]) Z. B. das mittelste Loch gilt 16, die vier Ecklöcher 12 usw. So im Hannoverschen, wo das Spiel „Negenlock" heißt. In Schleswig-Holstein werden dagegen in das mittelste Loch und die Ecklöcher Läufer gesetzt, die der Hineintreffende gewinnt, vgl. Handelmann S. 113.

sucht, seinen Knopf auf bestimmte Spannweite[1]) dem ersten zu nähern; dann hat er von dem ersten Spieler einen Knopf zu beanspruchen. Im Elsaß kann jeder beliebige Knopf gegeben werden. In der Mark, wo das Spiel von dem schrillen Klang der Knöpfe den Namen „Anklexen" führt, muß der zum Werfen dienende Knopf, der gewöhnlich schüsselförmig zurechtgeklopft wird und die „Platte" heißt, durch einen andern Metallknopf oder eine entsprechende Zahl anderer Knöpfe ausgelöst werden: dem Messingknopf entsprechen zwei vierlöcherige Hosenknöpfe aus Blei, dem Bleiknopf zwei Hornknöpfe. In Schleswig-Holstein[2]) ist neben diesem Knopfspiel ein verwandtes Klickerspiel, „Anscheeten" oder „Anfmiten", bekannt: wessen Läufer nach dem Anwerfen an die Wand am nächsten bei dieser liegen bleibt, hat alle andern angeworfenen Läufer gewonnen. Ein Knopfspiel war auch das Werfen nach einem mit Knöpfen besetzten Pfahl oder Ziegelstein: die beim Umwerfen auf der verkehrten Seite liegenden Knöpfe gehörten dem Werfer.

Die Mädchen machen sich mit dem Pantoffelabsatz ein Loch und spielen um **Bohnen.** Mit gleicher Feinheit, wie die Knaben ihre Knöpfe, wissen sie diese abzuschätzen, und es gibt beim „Bohnkenspiel", wie eine Zuschrift aus Pommern bemerkt, Bohnen, die nur 1 oder 2 zählen, aber auch solche, die den Wert von einem Dutzend, ja von zwei bis fünf Dutzend besitzen.

An die bisher geschilderten Wurfspiele reihen wir noch ein volkstümliches **Kegelspiel,** das märkische „Kaaks-schmeißen". „Kaak", eigentlich der Schandpfahl, bedeutet bei gewissen Spielen das Ziel (Klotz, Stein), nach dem geworfen wird, bei diesem

[1]) Vom Daumen bis zum Mittelfinger im unteren Elsaß, vom Daumen bis zur Kleinfingerspitze oder Goldfingerspitze in der Mark, wo die beiden Knöpfe außerdem beim Spannen „hochkippen" müssen.
[2]) Handelmann S. 114.

Spiel aber den Kegelkönig, nach dem die Spieler aus angemessener Entfernung einen Kegel werfen. Der geworfene Kegel muß sich während des Wurfes lotrecht um sich selber drehen, andernfalls gilt der Wurf nicht. Wer dreimal diesen Verstoß macht, darf einmal nicht mitwerfen. Als besonderes Kunststück gilt ein Wurf, bei dem der Wurfkegel im ganzen nur eine Umdrehung beschreibt.

Ein anderes eigenartiges Wurfspiel, bei dem man einen ansehnlichen Preis erringen konnte, war das **Schinkenwerfen.** Zu Euchen im Landkreise Aachen[1]) fanden sich dazu die Bauern auf einer Wiese ein, jeder mit einem Schinken. An einem eingerammten Pfahl hing, durch eine Klammer und starke Schnur gehalten, ein Schinken. Der Einsatz, der fünf bis zehn Groschen betrug, richtete sich nach der Schwere des jeweiligen Schinkens. Die Werfer, deren Reihenfolge das Los bestimmte, standen zehn Schritte vom Schinken entfernt. Es kam darauf an, mit eisernen Stäben, die gleich lang und dick waren und bei einem kräftigen Wurf heulend die Luft durchschnitten, die Schnur zu durchwerfen; der glückliche Werfer hatte den Schinken gewonnen.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem weitverbreiteten Fangspiel der Mädchen, dem **Kugelfangspiel.** Das Spiel ist in ganz Europa bekannt und in Arabien ebenso heimisch wie bei den Siouxindianern und den südafrikanischen Negern. Mit besonderer Liebe scheinen sich ihm jedoch von jeher die Kinder und vor allem die Mädchen des deutschen Sprachgebietes hingegeben zu haben. Dafür spricht nichts besser als der Umstand, daß eine neuere Forscherin[2]) nicht weniger als etwa

---

[1]) Mitteilung von W. Hendrichs, Köln. [2]) Elisabeth Lemke: Z. d. V. f. Volksk. 1906 S. 46—66, 1907 S. 85—88 (mit Beiträgen von Johannes Bolte).

130 deutsche verschiedene Benennungen des Spiels zusammenzubringen vermocht hat. Auch manches Stadtmädchen kennt selbst heute wohl noch das Spiel, aber schöner als auf der Treppe des städtischen Hauses spielt oder spielte es sich da, wo seine Heimat war, auf der Dorfstraße, auf dem Hofe, beim Schulhause während der Pause. Ob man mit „G'steinerten" oder „Bickeln", „Klickern", „Murmeln" oder „Mardeln", „Schussern" oder den Gelenkknochen der Schafe, aufgezogenen Bohnen oder Apfelsinenschalen spielt, die Spielweise in den verschiedenen Gegenden zeigt manche Übereinstimmung, freilich auch manche Abweichung. Statt einer Zusammenfassung, für die noch zu wenig Berichte vorliegen[1]), geben wir im folgenden einiges in der Hauptsache unbekanntes Einzelmaterial, das einen Einblick in den Geist des Spieles ermöglichen wird. Möchten doch besonders unsere Lehrer und in erster Linie unsere Lehrerinnen es sich angelegen sein lassen, bei dem heranwachsenden Mädchengeschlecht dieses alte Spiel in seiner dörflichen Eigenart und mit den althergebrachten Benennungen der einzelnen Gänge zu pflegen!

In Dietkirchen (Nassau)[2]) wird das „Tuppenspiel" in 11 „Touren" gespielt. Man benutzt einen Klicker (a) und vier Steinchen oder Knöchelchen (b, c, d, e).

1. Tour: Der „hüpfende" (emporgeworfene) Klicker wird nach dem Aufnehmen von b aufgefangen. Fortlegen von b. Ebenso werden c, d, e einzeln, natürlich unter Fangen des Klickers, der bei jedem Gang emporgeworfen wird, aufgenommen.

2. Tour: Zwei Steinchen werden zu gleicher Zeit aufgenommen (b + c)[3]). Fortlegen der beiden. Ebenso d + e.

[1]) Selbst Böhme hat dem Spiel nur einige Reihen gewidmet. (Nr. 32 und 468, vgl. auch 484.) [2]) Mitteilung des Lehrers H. Löhr, daselbst (Büchtingsche Sammlung). [3]) Das Zeichen + bedeutet das gleichzeitige Aufnehmen.

3. Tour: Aufnehmen von b, hierauf von c + d + e.

4. Tour: Aufnehmen von b + c + d + e.

5. Tour („Hinerhaler" genannt, wohl von „hier innen", nämlich in der Hand, und „halten"): Einzelnes Aufnehmen von b, c, d, e, aber die Steinchen werden in der Hand behalten.

6. Tour („1. Stum" genannt)[1]): b, c, d, e einzeln beim Fangen niedergelegt, dann gleichzeitiges Aufheben der vier.

7. Tour („2. Stum"): Hinlegen von b + c, dann von d + e, dann gleichzeitiges Aufheben der vier.

8. Tour („3. Stum"): Hinlegen von b, dann von c + d + e, dann gleichzeitiges Aufheben der vier.

9. Tour („4. Stum"): Hinlegen von b + c + d + e, dann gleichzeitiges Aufheben der vier.

10. Tour („Gägig" = jäh, eilig): Die liegenden Steine werden nach Emporwerfen des Klickers einzeln aufgehoben und noch vor Auffangen des Klickers wieder niedergelegt. Zum Schluß gleichzeitiges Aufheben der vier.

11. Tour („Gägigschärren" = schnell wegscharren): Die liegenden Steine werden unter Emporwerfen des Klickers einzeln von ihrem Platze weggescharrt und dann alle vier mit einem Griff aufgehoben.

Vergreift sich das spielende Kind nur einmal, so beginnt[2]) sofort das andere von vorn. —

Im Lüneburgischen, wo mit fünf haselnußgroßen Tonkugeln gespielt wird, kennt oder kannte man Gänge mit Auffangen mehrerer Kugeln[3]), auch solche mit dem Auffangen der

[1]) Bedeutung nicht bekannt. [2]) Anders hält man es in Siebenbürgen, wo bei einem Fehlgriff das andere Kind das Spiel fortsetzt. [3]) Nähere Beschreibung bei Kück S. 19f.

Kugel von oben her. Aus dem Oderbruch [1]) wird berichtet, daß geschickte Mädchen die Forderungen des Spieles auch bei einem Auseinanderliegen der Kugeln zu erfüllen, die fallenden Kugeln mit dem Handrücken aufzufangen und sämtliche Bedingungen sogar mit der linken Hand auszuführen verstanden. Bei den Siebenbürger Sachsen [2]), wo vier runde Steine und ein etwas größerer, „Bika" (Stier) genannt, Verwendung finden, „bestraft" der Sieger den Besiegten in eigenartiger Weise. Der Sieger legt die fünf Steinchen auf die innere Handfläche, schnellt sie in die Höhe und sucht möglichst viele mit der äußeren aufzufangen. Der Besiegte muß die Hand mit ausgespreiteten Fingern auf die Erde legen, vor die Finger werden die aufgefangenen Steine gelegt. Jeden Stein wirft nun der Sieger in die Höhe und fängt ihn auf, indem er zwischendurch die Hand des Gegners kratzt, schlägt oder zwickt. Eine ähnliche Bestrafung ist in der Lübecker Gegend bekannt [3]). Der Sieger spricht, indem er fortgesetzt einen Stein emporwirft und die einzelnen Dinge an der Hand des Gegners ausführt:

Ik eier di, ik beier di, ik kleier di,
Ik wacker di, ik hacker di, ik racker di,
Ik kratze di, ik tatze di, ik batze di,
Ik ipe di, ik pipe di, ik knipe di.

Hasch- und Laufspiele.

Wir teilen von einer größeren Anzahl Haschspiele, die uns vorliegen, einige weniger bekannte mit.

[1]) Johannes Schultze, D. Parochie Neu-Lietzegöricke S. 68 f. [2]) Mitteilung von Dr. Heinrich v. Wlislocki. [3]) Vgl. Schumann, Lüb. Spielbuch S. 92.

Die Schwarzwälder Kinder spielen ein mit dem Paarlaufen oder Fanchon verwandtes Spiel, „Gsellefangis". Ein Kind wird durch Abzählen zum Haschen bestimmt. Die andern fliehen, ohne die festgesetzten Grenzen zu überschreiten. Gehascht werden darf aber nur das alleinlaufende Kind. Droht ihm daher Gefahr, so ergreift es geschwind einen Gefährten: einem Paar kann der Haschende nichts anhaben. Ist die Gefahr vorbei, so löst das Paar sich sofort wieder auf. Der zuerst Berührte löst den Haschenden ab.

Im nassauischen Eisenbach ist folgendes Mädchenspiel, der „Zauberstab" genannt, üblich.[1]) Eins der Kinder verfolgt die andern mit dem Zauberstab. Wer von der Zauberin berührt wird, bleibt regungslos stehen. Die andern versuchen, die Gebannte zu berühren, denn so wird der Zauber gebrochen, sie darf wieder frei laufen. Aber sie müssen sich in acht nehmen, daß sie nicht selber der Stab der Zauberin trifft. Sobald diese nun zu gleicher Zeit drei Gebannte stehen hat, wird die zuletzt Getroffene ihre Nachfolgerin.

„Olle, von wo kümmst du" ist ein märkisches Spiel, das, wie unser Gewährsmann schreibt, vordem von zehnjährigen Knaben zuerst, aber auch noch von zwanzigjährigen Jünglingen gern gespielt wurde. Die „Olle" wird durch einen nur für dieses Spiel geltenden Abzählreim bestimmt:

Olle, Parolle,
Karnickel, Pascholle,
Nu kucke und trolle!

Wen die letzte Silbe trifft, der ist die Olle und stellt sich an

---

[1]) Mitgeteilt von Fräulein E. Pillen daselbst (Büchtingsche Sammlung).

die eine Ecke eines freistehenden Gebäudes (eines Wohnhauses, einer Scheune) mit langer Vorder- und Hinterseite und verhältnismäßig kurzen Seitenwänden. Die andern Spieler nehmen an den drei übrigen Eckpunkten Aufstellung. Nun ruft einer: „Olle, von wo kümmst du?" Nennt sie den Namen des Nachbardorfes, so kommt sie die Längsseite entlang. Nennt sie aber den Namen der Nachbarstadt, die Schmalseite. Sobald die Antwort erschallt, beginnen alle einen Sturmlauf in der bezeichneten Richtung um das ganze Gebäude, nach dem Ausgangspunkt zurück. Wen etwa die nachstürmende Olle während des Laufes erblickt, dessen Namen ruft sie laut, und dieser bleibt gebannt stehen. Vom Ausgangspunkt wird dann sofort, nach derselben Frage und der Antwort der Ollen, ein neuer Auslauf unternommen, dem, wenn nötig, noch weitere folgen. Immer schwieriger wird das Entkommen: je mehr Gebannte, um so mehr Hindernisse für die vorbeihuschenden, zum Ausbiegen genötigten Gefährten! Der zuletzt übrig Bleibende hat die Ehre, die neue Olle zu sein.

Die Hexe, die uns hier entgegentritt, ist auch sonst beim Haschespiel beteiligt. So bei einem Spiel der Siebenbürger Sachsen[1]), „de old Waderhex" (die alte Wetterhexe). Ein durch das Los bestimmter Spieler setzt sich auf den Erdboden; sein Oberkörper wird mit Laub oder Stroh umflochten, sein Haupt bekränzt. Er ist die Wetterhexe. Jeder Spieler befestigt an seinem linken Oberarm ein Büschel Stroh oder Laub. Die Spieler, Katzen genannt, springen um die Wetterhexe herum und singen:

---

[1]) Mitgeteilt, ebenso wie der „Teufelsschwanz" im folgenden, von Dr. Heinrich v. Wlislocki. Ein Bruchstück, aus der Gegend von Ofen, bei Böhme, Kinderl. S. 465.

Do satzt de old Waderhex	Da sitzt die alte Wetterhexe
Am Rén uch am Schné.	Im Regen und im Schnee.
Wat gén mer ar ze essen?	Was geben wir ihr zu essen?
Zacker uch Kafé!	Zucker und Kaffee!
Zipfel, Zapfel, Baterkrapfel,	Zipfel, Zapfel, Butterkrapfen,
Walst da Katzen hun,	Willst du Katzen haben,
Maust ze ás da kun	Mußt zu uns du kommen
An aller El	In aller Eile
Af dém Besestel,	Auf dem Besenstiel,
Hopp, hopp, hopp!	Hopp, hopp, hopp!

Hierauf sucht die Wetterhexe, auf einem Besen oder Stabe reitend, eine der Katzen zu fangen. Jeder Spieler hat sein eigenes „Ziel"; wenn er bei diesem Ziele ist, darf er nicht gefangen werden. Um eine Katze zu fangen, genügt es, wenn die Wetterhexe das Stroh- oder Laubbündel vom linken Oberarm des betreffenden Spielers reißt. Die gefangenen Katzen setzen sich beiseite und singen jedesmal, so oft eine Katze von der Wetterhexe gefangen wird:

Miau, miau, miau!	Miau, miau, miau!
Ach Breiderchen, ach Breiderchen,	Ach Brüderchen, ach Brüderchen,
Miau, miau, miau!	Miau, miau, miau!
Da bast en Hexenkraderchen,	Du bist ein Hexenköderchen,
Miau, miau, miau!	Miau, miau, miau!
Mer mauszen hei ná satzen,	Wir müssen hier nun sitzen,
Ar Suhlen mauszen mer kratzen,	Ihre Sohlen müssen wir kratzen,
Miau, miau, miau!	Miau, miau, miau!
Mat aserm Schmolz	Mit unserem Schmalz
Schmert sej sech zam Donz,	Schmiert sie sich zum Tanz,
Miau, miau, miau!	Miau, miau, miau!

Während dies Lied gesungen wird, heftet die Wetterhexe das Stroh- oder Laubbüschel der zuletzt gefangenen Katze an ihr Oberkleid. Nun beginnt das Spiel von neuem, das so lange andauert, bis alle Katzen gefangen sind. Dann stellen sich

einige Spieler in zwei Reihen gegenüber auf, je zwei reichen sich beide Hände, und über die verschränkten Arme wird die Wetterhexe gelegt und einigemal in die Höhe geschnellt: das nennt man das Verbrennen der Hexe.

Ein ebenso heiteres siebenbürgisches Spiel ist der „Teufelsschwanz". Die Spieler stellen sich in einer Reihe hintereinander auf, und jeder hält mit den Händen den Vordermann am Gewande fest angefaßt. Der erste und der letzte Spieler der Reihe wird durch das Los bestimmt; jener ist der „Teufelskopf", dieser der „Teufelsschwanz". Der Teufelskopf sucht nun den Teufelsschwanz zu erhaschen, ohne daß dabei die Reihe sich auflöst. Hierbei wird in immer rascherem Zeitmaß das Lied gesungen:

Der Tivel as gearjert,	Der Teufel ist geärgert,
De Macken patschen senjen Schwonz;	Die Mücken beißen seinen Schwanz;
Der Tivel as gearjert,	Der Teufel ist geärgert,
He mocht en Tivelstonz!	Er macht einen Teufelstanz!
Hopphopp, hopphopp, Harr Tivel,	Hopphopp, hopphopp, Herr Teufel,
An den Schwonz der beisz!	In den Schwanz dir beiß'!
Schnapp mat denjen Zandjen	Schnapp' mit deinen Zähnen
No Macken uch no Leisz!	Nach Mücken und nach Läus'!

Wenn es nach dreimaligem Absingen dieses Liedes dem Teufelskopf nicht gelingt, den Teufelsschwanz zu fangen, so tritt sein nächster Hintermann an seine Stelle, und jener wird unmittelbar der Vordermann des Teufelsschwanzes. Fängt aber der Teufelskopf während des dreimaligen Absingens den Teufelsschwanz, so tritt dieser ab und nimmt weiter am Spiel nicht teil.

Die steiermärkischen Kinder spielen das „Weinbeerenbrocken". Sie stehen im Kreise, das Gesicht der Mitte zugekehrt, und stellen Weinstöcke vor, während der „Knecht" seitwärts und in größerer Entfernung der „Herr" sich aufhält.

Nun kommt ein Dieb und „brockt" von den Stöcken die Weinbeeren. Der Knecht erhebt ein Geschrei:

„Herr, Herr, der Weinbeerendieb ist da!" Der Herr kommt: „Was tust du in meinem Weinbeerengarten?" — „Weinbeeren brocken." — „Wer hat dir's erlaubt?" — „Mein Vater." — „Bist du auch wie dein Vater?" — „O, wohl viel hundertmal der Ärgere." —

Der Dieb flüchtet, der Herr setzt ihm nach und muß ihn einfangen[1]).

Fast überall in Deutschland, selbst in großen Städten, z. B. Berlin, war früher der „Vogelhändler" ein beliebtes Spiel, besonders der Mädchen. Wir führen einige Spielweisen an, bei denen der sonst übliche Vogelkäufer oder kauflustige Engel und Teufel (Böhme, Kinderlied S. 587 f.) durch den Habicht ersetzt werden. So spaziert in Pommern in der Nähe der einen dichtgeschlossenen Kreis bildenden „Vögel" der „Habicht" auf und ab. In der Mitte des Kreises steht der Vogelhändler und gibt jedem Spieler leise einen Vogelnamen. Nun nähert sich der Habicht:

„Go'n Dag, Herr Klank." — „Go'n Dag, schön Dank!" — „Keine Vagels to verköpen? Storch, Lewark (Lerche), Kuckuck, Queckstart (Bachstelze) . . .?

Ist einer der genannten Vögel da, so läuft dieser davon. Wenn ihn der Habicht erhascht, gehört er diesem; gelangt er unbehindert in den Kreis zurück, so muß der Habicht mit langer Nase abziehen. In der Umgegend von Potsdam stehen, wie Dorothee Goebeler in der „Berliner Zeitung" schreibt, die Vögel an der Wand. Der Händler läßt einen Vogel ausfliegen, der Habicht raubt ihn. Beim drittenmal merkt der

[1]) Vgl. zu diesem von Karl Reiterer mitgeteilten Spiele auch das oberbayrische „Weinbeerlbrocken" bei Weber, Münchner Spielb. S. 38.

Händler den Raub, und nun beginnt ein Wettlauf zwischen dem Händler und dem Habicht. Wenn der Händler die gestohlenen Vögel vor dem Habicht erreicht und sie an die Hand nimmt, so sind sie befreit, und er hat gewonnen. Erreicht aber der Habicht mit dem letzten Vogel vorher sein Nest, so geht das Spiel weiter, indem ein neuer Vogel ausfliegt.

Diese lebensvolle Beziehung zur Vogel- und überhaupt zur Tierwelt war wenigstens früher vielerwärts auch dem bekannten „Anschlagversteck" eigen[1]). In Bayern heißt das Spiel „gugkebergen" oder „Kuckuckanschlag", in der Schweiz „Gutzbergleins spielen", in Ostpreußen „Kuckuck, wo bist du", da die Versteckten, um sich bemerkbar zu machen, den Ruf des Kuckucks nachahmen. In Schleswig-Holstein ruft der Sucher den Versteckten zu: „Pip eens" (Pfeif einmal)! Hier sind sie als Mäuse gedacht, das zeigt der in Holland übliche Zuruf: „Piep, muis" (Pfeife, Maus)!

Der Habicht, der uns beim „Vogelhändler" begegnete, bedroht in dem pommerschen Mädchenspiel „Henne und Küchlein", dem das bayrische „Habichteles" nahe verwandt ist, eine Kückenschar. Eins der größeren Mädchen ist die Glucke. Die andern reihen sich als Küchlein an, indem jede die vordere anfaßt. Die Henne bietet unter fortwährendem „Gluck, gluck!" dem „Habicht" die Stirn und sucht ihn so zu hindern, eins von den hintersten Küchlein abzureißen. Diese müssen, wie begreiflich, besonders flinke Beine haben, damit die Kette nicht gesprengt wird.

Die pommerschen Knaben dagegen spielen, in zwei einander zugekehrten Reihen aufgestellt und so zwei Ketten bildend, „Ritter und Knecht". Abwechselnd entsenden die Parteien

[1]) Vgl. Böhme, Kinderl. S. 562, Handelmann S. 82.

einen stärkeren Knaben als Ritter. Der anstürmende Ritter, der die Reihe durchbrechen soll, muß, wenn er darin hängen bleibt, sich als Knecht an das eine Ende der Kette anreihen. Wenn er aber mit wuchtigem Lauf die feindliche Abteilung durchbricht, so führt er die abgerissenen Glieder unter dem Siegesjubel seiner Partei als Knechte zurück.

Schließlich ein schleswig-holsteinisches Spiel, das „Strunkenstählen“[1]), das in mehrfacher Hinsicht dem allbekannten Baarlauf verwandt ist. Jede Partei hatte einen Haufen von 24 Kohlstrünken, wie sie im Frühjahr beim Umgraben des Landes ausgerissen werden; neuerdings sind Stäbchen an die Stelle getreten. Ein Strich trennt beide Parteien. Jeder sucht der feindlichen Partei einen Kohlstrunk zu stehlen, darf sich dabei aber nicht fassen lassen. Wer geschlagen („tickt“) ist, bleibt stehen, bis ein Parteigenosse ihn „los-tickt“. Wenn alle Angehörigen einer Partei „faßtickt“ (fest getickt) sind, ist das Spiel zu Ende. Die Besiegten geben der andern Partei drei Strünke oder Stäbe.

Gesellschaftsspiele.

Den Anfang mögen einige **Ratespiele** machen. In der Gegend von Dahlenburg (Nordhannover)[2]) war ein beliebtes Spiel das Verstecken und Suchen des „Kniefken“[3]). Unter diesem verstand man ein kleines Geldstück, einen Knopf oder etwas ähnliches. Die Kinder sitzen, die Hände auf dem Schoß zusammengelegt, im Kreise. Während der Sucher irgendwo

[1]) H. Carstens: Jahrb. f. nd. Sprachf. XXVI S. 127. [2]) Mitteilung von Johanna Soltau, Lüneburg (Kückesche Samml.). [3]) Kniefken kommt wohl von Knif = Messer, also eigentlich das Messerchen.

seitwärts mit abgewandtem Gesicht wartet, geht einer im Kreise herum und schiebt scheinbar jedem, in Wirklichkeit einem einzigen das Geldstück zwischen die Hände, indem er fortwährend mit wichtiger Miene mahnt: „Hol denn' Kniefken wiß, wiß, wiß" (Halte d. K. fest)! Dann ruft er dem Sucher zu: „Hahn, söik 'n Penn'" (Hahn, such einen Pfennig)! Dieser fragt den ersten: „Heft 'n Kniefken?" Der antwortet: „Wullt bi mi bliwen" (Willst du bei mir bleiben)? Erklärt der Hahn „ja", so wird nachgesehen, ob er recht geraten hat. In diesem Fall löst der Betreffende jenen ab, sonst muß der Hahn weiter fragen und, wenn er den Gegenstand nicht findet, zur Seite treten und wieder von vorn beginnen.

In Pommern wird ein Ring versteckt, daher der Name des Spiels „Ringverstek". Da heißt es:

Verstek, Verstek, wat ik di gew!
Hul (Halte) dichtje, dichtje tau!

Der Ring wird in den geschlossenen Händen gesucht, wobei die heitersten Szenen vorkommen. Eine Abweichung hiervon ist das bekannte

Ringlein, Ringlein, du mußt wandern
Von dem einen zu dem andern,

wobei der zu suchende Ring an einer Schnur läuft und unmerklich weiter geschoben wird. In Böhmen[1]) heißt das Spiel „Einstreichen", von dem Einstreichen (Hineintun) des Gegenstandes, gewöhnlich eines Zwetschenkerns, in die gefalteten Hände.

Ein anderes Ratespiel besteht darin, den Urheber eines Schlages zu erraten. In Nordhannover[2]) wurde dies Spiel

[1]) Joh. Peter: Musikal. Jugendpost VI, Nr. 21. [2]) Lehrer Buchholz, Winsen a. d. Luhe (Kückesche Sammlung).

auch gern in der Schule, so lange der Lehrer noch nicht da war, gespielt. Ein Knabe mußte „inbucken", d. h. den Kopf bücken und ihn auf den Tisch und in die verschränkten Arme legen. Nun fuhr ihm ein Lineal nach dem andern über den Rücken. Sobald er einen Schläger erriet, übernahm dieser das Inbucken. Vor der Konfirmandenstunde nahm man auch wohl in Ermangelung eines Lineals die ehrwürdige Bibel. In Steiermark wird es etwas anders gemacht. Ein Knabe setzt sich auf eine Bank und nimmt den Kopf eines andern zwischen die Beine. Klatschend fällt ein Schlag auf das Gesäß des Knienden nieder, und nun wird gefragt: „Stock, wer schlagt?" In der Lübecker Gegend nennt man das Spiel „Schinkenkloppen", und unter diesem Namen ist es auch in der Reichshauptstadt bekannt.

Beim steiermärkischen „Schimmelreiten" setzt sich einer auf einen knienden Knaben, den Schimmel, und man fragt diesen: „Schimmel, wer reitet?" Wird vorbeigeraten, so schreit man zum allgemeinen Ergötzen: „Anstucken, anstucken" (d. h. anstücken, ein Stück ansetzen)! Ein Knabe stellt sich in gebückter Haltung hinter den Schimmel, und die Frage lautet nun: „Wer stuckt an?" Ist die Antwort wieder falsch, so bekommt auch der „Anstucker" einen Reiter, und es heißt nun: „Schimmel, wer reitet auf dem ersten Anstucker?" Dieses Anstucken wird unter Jubel fortgesetzt, bis dem Schimmel eine richtige Antwort gelingt.

Poetischer und sinniger als diese Spiele ist der „Vogelsteller" der Siebenbürger Sachsen[1]). Einem durch das Los bestimmten Spieler werden die Augen mit einem Tuche verbunden. Die übrigen Spieler singen nun zusammen:

[1]) Mitgeteilt von Dr. H. v. Wlislocki. Vgl. auch Rochholz, Alem. Kinderl. S. 433.

De Vijeljen am granen Basch,
Se sanj'n, se sanj'n;
De Vijeljen am granen Basch,
Se spranj'n, se spranj'n.
Do kit en older, groer Mon,
Wal Vijeljen sech fén,
Den Vijeljen am granen Basch
Den Hols wal he osdrén!
Zipi, zipi, zip!
Zipi, zipi, zip!

Die Vöglein im grünen Busch,
Sie singen, sie singen;
Die Vöglein im grünen Busch,
Sie springen, sie springen.
Da kommt ein alter, grauer Mann,
Will Vöglein sich fangen,
Den Vöglein im grünen Busch
Den Hals will er ausdreh'n!
Zipi, zipi, zip!
Zipi, zipi, zip!

Hierauf läuft einer der Spieler an den Vogelsteller heran, d. h. an den Spieler, dessen Augen verbunden sind, und ergreift seine Hand, worauf dieser ruft: „Stimme!" Nun muß der Spieler, der die Hand erfaßt hat, ein beliebiges Lied singen. Dann singen alle:

Geschwanjd, geschwanjd,
So ás det Vijeljen,
Det da ás host verschecht!
Mer frojen ás, mer frojen ás,
Won et der ná wechflecht.

Geschwind, geschwind,
Sag' uns das Vögelein,
Das du uns hast verscheucht!
Wir freuen uns, wir freuen uns,
Wenn es dir nun wegfliegt.

Errät der Vogelsteller den Namen des Sängers nicht, so wird er von allen verhöhnt:

Vijel walst dá fén,
Dá older, groer Mon,
Doch wej det Vijeljen hist,
Det kost dá ás nedj son!
Schum dech, schum dech,
Schum dech, schum dech!
Zipi, zipi, zip!
Zipi, zipi, zip!

Vögel willst du fangen,
Du alter, grauer Mann,
Doch wie das Vöglein heißt,
Das kannst du uns nicht sagen!
Schäm' dich, schäm' dich,
Schäm' dich, schäm' dich!
Zipi, zipi, zip!
Zipi, zipi, zip!

In Gesellschaft, zumal an den langen Wintertagen, werden auch gern **Rätsel** aufgegeben. Die Volksrätsel sind ein wertvolles und vielerwärts noch ziemlich zäh festgehaltenes Besitztum

der bäuerlichen Kreise, das besonders von der Schule mehr gewürdigt und verwertet werden sollte. Wie sinnfällig wird z. B. in einem mecklenburgischen Rätsel der Regenschauer geschildert:

Policker Polacker
Leep oewer minen Vader sinen Acker,
Hadd mihr Sporen (Fußspuren)
As Hunn' Horen (Als Hunde Haare).

In Nordhannover lautet dasselbe Rätsel:

Rabicker Rabacker
Löpt oewer denn' Burn sinen Acker,
Hett mihr Been
As hunnertuneen.

Im 13. Jahrhundert gab der fahrende Sänger Tannhäuser seinen süddeutschen Zuhörern das Rätsel auf:

Ein hunt erbal (begann zu bellen),
daz alle liute, die do lebten, horten sinen schal.

Das war der Hund in der Arche Noah. Das gleiche Rätsel, nur in ungebundener Form und auf den Esel bezogen, lebt sechshundert Jahre später im Nassauischen, in Mecklenburg und in der Lübecker Gegend[1]), hier z. B. in der Fassung:

Wann het de Esel so lut schriet, dat all de Menschen dat hört hebbt? —

In Mecklenburg[2]) fragt man:

Ik weet'n Gorn (Garten), de is ümmer natt; dor is'n witt Gitter üm un'n Boom in de Midd.

In der Soester Börde[3]):

Jek (Ich) weut'n Ställeken
Mit tweuundertig (32) Gesellekes;
Et riaget (regnet) nit drin,
Et schnigget (schneit) nit drin,
Is doch allewuile natt.

---

[1]) Kehrein II S. 108, Wossidlo I, Nr. 648, Schumann S. 164.
[2]) Wossidlo I, Nr. 42b. [3]) Z. d. V. f. rhein. u. westf. V. IV S. 222.

Und noch etwas anders in der Lüneburger Heide:

En ganzen Kawen (Stall) vull witte Kalwer un enen roden Völker (Schreier) twüschen.

Die Lösung ist überall: der Mund mit den Zähnen und der Zunge. —

Wir lassen noch einige geistreiche Rätsel folgen, zunächst zwei mecklenburgische (nach Wossidlo):

Achter'n lütten Öwer (Ufer, Erhöhung)
Dor sitten twee Bröder,
Sitten dumbreet (daumenbreit) voneen (von einander)
Un koenen sik liker (trotzdem) nich sehn.
(Die Augen.)

Humpeldipumpel up eenen Been,
Drecht (Trägt) väl mihr as hunnert Steen.
(Kirschbaum.)

Ferner ein nordhannoversches, aus der Gegend von Dahlenburg[1]):

Gott süht't (sieht es) nie, de König selten, de Bur alledag'.
(Seinesgleichen.)

Und schließlich ein ostfriesisches (nach Lüpkes):

Up't Spitzke von de Toren
Wur' n kleen Kindje geboren,
Kwam kritend (Kam lärmend) herunner,
Har (Hatte) 't Mützke verloren.
(Die Eidechse.)

Die Tiere, Bäume und Geräte, das Jahr, der Schnee, der Wind, der Regenbogen, die Sonne, das Siebengestirn, der pflügende Bauer, der Pastor auf der Kanzel — kurz die ganze Welt des Landmanns spiegelt sich in den Rätseln wider. Neben diesen bezeugen die Rätselmärchen, Erzählungen, in denen Menschen durch ihren Scharfsinn im Rätsellösen dem Tod, dem Teufel oder andern Gefahren entgehen, die alte Freude des

[1]) Mitgeteilt von Johanne Soltau, Lüneburg (Kückesche Sammlung).

Volkes an witziger und anregender Beschäftigung des Geistes. Auch die **Scherzfragen**[1]) gehören hierher: „Wenn ist der Himmel viereckel?" fragt der Vogtländer, die Antwort lautet: „Wenn man zur Feuereſſe hinausguckt". Und das Schweizer Kind fragt: „Was ist zwüschet Himmel und Erde?" und verlangt als Antwort: „'s Wörtli Und". In der Olmützer Gegend wird gefragt:

Ach (Acht auf), Gott und neun Heilinga (Heiligen)
Und der Wirt zu Krallinga
Und die zwölf Apostel und du dazu —
Wie viel brauchen die Paar Schuh?

Nur zwei Paar im ganzen, der Wirt eins und eins der Gefragte, denn der liebe Gott, die Heiligen und die Apostel haben halt keins nötig.

Auch das **Pfänderspiel** soll wenigstens berührt werden. Ein beliebtes Spiel, um zu Pfändern zu gelangen, war vor einem Menschenalter im Hennebergischen[2]) das „Salzschneiden". Man nimmt eine kleine Menge Salz, in Ermanglung dessen auch Linsen, Gerste oder dergleichen. Von dem Salz wird ein Berg errichtet und oben darauf ein Hölzchen eingesteckt. Nun beginnt das „Salzschneiden". Jeder schneidet behutsam von dem Häufchen etwas weg. Bei wem das Hölzchen umfällt, der hat ein Pfand zu geben. Verbreitet sind ferner die Nachsprechspiele. So wird in Schleswig-Holstein[3]) vorgesprochen:

De Schipper bepickt sin Schipp mit Pick,
Mit Pick bepickt de Schipper sin Schipp.

Jeder Fehler beim Nachsprechen wird mit einem Pfand geahndet.

---

[1]) Köhler S. 347, Rochholz S. 273. [2]) Spieß S. 86. [3]) Handelmann S. 39.

Als Beispiel eines urwüchsigen **Kartenspiels** sei der „Snutendüwel“[1]) erwähnt, an dem sich die Kinder und halbwüchsigen Burschen in der Gegend von Salzhausen (Nordhannover) belustigten. Der Geber gab jedem Mitspieler eine Karte. Das Aß galt eins, König, Dame und Bube 2, 3 und 4. Der erste Mitspieler besah seine Karte und fragte den Geber: Weväl Ogen sönd düt? Riet der Geber zu viel oder zu wenig, so erhielt er von dem Mitspieler mit der Karte so viel Schläge, als der Unterschied betrug, an die Nase, also, wenn der Mitspieler eine 8 hatte und 3 geraten worden war, 5 Schläge. Riet der Geber aber einmal richtig, so entschädigte er sich und schlug seinerseits dem betreffenden Mitspieler die Karte ins Gesicht, und zwar so viel mal, wie die Karte des Mitspielers galt. Also — so fein wie beim Whist und Piquet ging es beim Snutendüwel nicht zu!

Überhaupt fehlt es bei den Gesellschaftsspielen nicht an Naturwüchsigkeit und Derbheit. In Pommern singt man beim „Plumpsack“:

Der Plumpsack geht herum,
Dreh dich gar nicht um!
Wer sich umdreht, kriegt ihn in 'n Nacken,
Daß ihm Flöh' und Läuse knacken.

Und der Nacken selbst mag manchmal geknackt haben bei einem andern Volksspiel, dem wenigstens seit etwa fünfhundert Jahren nachweisbaren und noch jetzt in der Schweiz und Baden, in Dänemark und Norwegen gespielten „Katzenstrebel“ oder „Katzenstriegel“[2]) Zwei Gegner lassen sich mit zugewandtem

[1]) Lehrer Buchholz, Winsen a. d. Luhe (Kückesche Sammlung).
[2]) Schmeller I S. 1314, Rochholz S. 455, Pfaff, Volksk. i. Breisgau S. 37f., Bolte: Z. d. V. f. Volksk. 1907 S. 244, Feilberg: Bl. d. bad. V. f. Volksk. 1907, Heft 5. Weitere Nachweise bei Pfaff.

Gesicht auf die Knie nieder, und jeder sucht den andern mit einem um beide Nacken geschlungenen Tuch oder Seil nach vorne zu Boden zu reißen oder ihm Tuch oder Seil über den Kopf zu streifen. Die Appenzeller Burschen suchen sich über die Schwelle zu ziehen. Ähnlich machen es die Burschen in St. Georgen bei Freiburg im Breisgau, wo das Spiel noch heute eine Spinnstubenbelustigung ist. Die einstige Verbreitung des scherzhaften Kraftspiels erhellt noch aus allerlei Wendungen: „Der mit seim Weib zeucht die strebkatzen" sagt Hans Sachs von einem zanksüchtigen Ehemann, und im Niederdeutschen ist noch heute „Strewkatt" die Bezeichnung eines rechthaberischen, streitsüchtigen Menschen. Möglich, daß einst zwei wirkliche Katzen zusammengebunden und gegen einander losgelassen wurden.

In Oststeiermark[1]) ist das „Hobeln" ein großer Spaß. Jemand, der sich mit aller Kraft wehrt, wird an Händen und Füßen gehalten und auf dem Boden oder der Bank hin und her „gehobelt"; auch Dirndln, junge Frauen und selbst „alte, noch lustige Leut", wenn sie „zu nahe neben bleiben", werden nicht verschont.

Auch die **Vexierspiele** zeigen viel Naturwüchsiges. Beim steiermärkischen „Krug annähen" verlangt jemand eine grobe Nadel und einen möglichst starken Hauszwirn. Nun besteigt er einen Stuhl, um den gefüllten Krug an dem dicken Baum, der unter der Decke der Bauernstube hinläuft, anzunähen. Ungläubig und neugierig umringen ihn die andern. Da fällt ihm die Nadel weg. Gefällig bücken sich mehrere, um sie aufzuheben, aber in demselben Augenblick entleert der mit Wasser gefüllte Krug seinen Inhalt über sie.

---

[1]) Rosa Fischer: Land 1900.

Auch die norddeutschen Kinder haben ihre Freude an Vexierspielen. Hierher gehört das „Hexenlehren“ auf den nordfriesischen Inseln[1]). Nachdem der Hexenmeister und sein Lehrling ihre Hüte getauscht haben, bestreicht der Meister den des Lehrlings heimlich in der Küche mit Ruß. Die Hüte werden wieder ausgetauscht, und der Lehrling erhält strengen Befehl, dem Meister alles genau nachzumachen. Nun reibt sich der Meister alle Teile des Gesichtes mit seinem Hute, und der Lehrling ahmt nichtsahnend alles nach, worauf ihn der Meister ins Dorf schickt: „Nun frage die Leute, ob sie dir's ansehen können, daß du ein anderer geworden bist!“

In gewissem Sinne ein Gegenstück zum steiermärkischen Hobeln ist ein schleswig-holsteinischer Spaß[2]), bei dem es darauf ankommt, Wasser aus einer kleinen Vertiefung fortzuschaffen. Nichtsahnend sitzt ein Knabe mit gespreizten Beinen vor dem Loche und schlägt fortwährend mit zwei Messern in das Wasser, denn ein Spaßmacher hat sich anheischig gemacht, dieses fortzuschaffen, ohne daß er in die Nähe der Messer komme oder das Wasser berühre. Plötzlich packen den Verdutzten ein paar Arme bei seinen Beinen, und — der Witzbold zieht ihn selber durch das Loch: das Wasser ist verschwunden!

Die Deutschen waren von jeher ein ernstes und sinniges Volk, aber von jeher hat ihnen auch der Schalk im Nacken gesessen.

---

[1]) Chr. Johansen bei Handelmann S. 41. [2]) H. Carstens: Jahrb. f. nd. Sprachf. XXVI S. 141.

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Im Auftrage und unter Mitwirkung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bearbeitet und herausgegeben von **Heinrich Sohnrey.** Dritte, völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.

Der „Wegweiser" ist das grundlegende Werk für die Landpflegearbeit, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der auf dem Gebiet der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege arbeiten will. Überall da, wo es sich um den **Fortschritt des geistigen und wirtschaftlichen Lebens auf dem Lande** handelt, ist der „Wegweiser" der stets bereite Nothelfer. Er gibt die Mittel und Wege an, die einzuschlagen sind, und weist Beispiele vorbildlicher Einrichtungen nach. Ein alphabetisches Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches.

— Man verlange einen ausführlichen Prospekt. —

Die Frau auf dem Lande.

Ein Wegweiser für Haus-, Guts- und Gemeindepflege.

Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von **Gräfin zur Lippe-Oberschönfeld.** Preis broschiert 3 M., geb. 4 M.

Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung des „Wegweisers" für die besondere Tätigkeit der Frauen in der ländlichen Wohlfahrtspflege. Es ist gleichsam eine Chronik dessen, was bereits von Frauen auf dem Lande getan ist, und es zeigt, was noch für sie zu tun übrig bleibt.

— Man verlange einen ausführlichen Prospekt. —

Ländliche Volksfeste

und **Fürsorge für die erwachsene Landjugend.** Zwei Vorträge von Pfarrer Stuzinger, Gutach, und Pfarrer Cäsar, Wiesenthal. Preis 50 Pfg.

Die Liebe zu unserer Dorfheimat —

der Quell der Volksgesundheit. Vortrag von Pfarrer K. Hesselbacher, Karlsruhe. Preis 20 Pfg.

Das deutsche Volkslied.

Vortrag für Volksunterhaltungsabende von Karl Becker. — **Ein Volksliederabend mit lebenden Bildern** von E. Postler. Preis 75 Pfg.

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Deutsche Dorfzeitung.

Nebenausgaben:

Deutscher Dorfbote und Thüringer Dorfbote.

Wochenblatt für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Organ der Auskunftsstelle für bäuerliche Ansiedlungen.

Herausgeber **Heinrich Sohnrey.**

Monatliche Beilage; **Neues Bauernland.**

Bezugspreis vierteljährlich 60 Pf. Postbestellgeld 12 Pf.

Die „Deutsche Dorfzeitung" ist ein volkstümliches Wochenblatt und soll den Geist der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege in jedes Haus auf dem Lande tragen. Keine Zeitschrift dient in direkter Weise so dem Wohle des deutschen Landvolkes wie die „Deutsche Dorfzeitung".

Mitarbeiter und Leser der „Deutschen Dorfzeitung" haben einen großen Teil des Stoffes zu „Feste und Spiele des deutschen Landvolks" gesammelt.

Die Verbreitung der „Deutschen Dorfzeitung" ist ein Stück sozialer Kulturarbeit.

Die Dorfkirche.

Illustrierte Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt.

Herausgegeben von Pfarrer **Hans von Lüpke.**

Mit einem baukünstlerischen Teil vom Königl. Baurat **Büttner.**

Preis vierteljährlich 1,50 M., mit Postgebühr 1,60 M.

„Eine Reichsgottesarbeit auf dem Grunde glühender Liebe zur heimatlichen Scholle; Pietät, die kraftvoll, aber auch taktvoll die köstlichen Schätze religiöser Volkstümlichkeit retten und schützen will; ein Unternehmen, das als kirche- und kirchenbauend mit Freuden zu begrüßen ist" nennt Generalsuperintendent D. **Kaber** unsere **„Dorfkirche".**

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Bücherschatz des Deutschen Dorfboten.

I. **Das Glück auf dem Lande.** Ein Wegweiser, wie der kleine Mann auf einen grünen Zweig kommt. Von **Heinrich Sohnrey** und Pfarrer **Löber.** Siebente Auflage. **Geb. 1,25 M.**

Volksbildungsblätter, Krems a. D.: Es ist wahrlich ein Glück, daß dem verhängnisvollen Zuge in die Großstadt von berufener Seite entgegengewirkt und die Bedeutung des Landlebens gewürdigt wird. Hier liegt ein trefflicher Wegweiser vor, der zeigt, wie auch der kleine Mann auf einen grünen Zweig kommen kann, wenn ers nur recht anpackt. Solche Bücher gehören in jede Volksbücherei, in jedes Bauernhaus. — In demselben Blatte schreibt Prof. Wichner: **Kauft dieses Buch und leset es immer wieder, es wird Euch Glück bringen!**

II. **Glockenschläge aus meiner Dorfkirche.** Religiöse Betrachtungen aus dem Bauernleben von **Karl Hesselbacher,** Pfarrer in Karlsruhe i. B. Dritte Auflage. **Brosch. 2 M., fein geb. 3 M.**

Die Wartburg, München: Du gottbegnadeter Mann! möchten wir dem „Dorfprediger" Hesselbacher zurufen. Wie der's versteht den Leuten auf den Mund zu schauen! Wie in bunten Geschichten treten die Leute aus dem Bauernvolk vor uns hin und reden mitten unter die Predigt hinein, frei vom Herzen weg, und der Pfarrer antwortet ihnen in kluger Zwiesprache. — Diese Predigtsammlung ist das beste Andachtsbuch für jeden Landmann.

III. **Vom Heimatacker.** Geschichten eines hessischen Bauersmannes. Von **Heinr. Naumann.** Zweite Auflage. **Geb. 1,50 M.**

IV. **Du mein stilles Tal.** Neue Geschichten vom Heimatacker. Von **Heinr. Naumannn. Geb. 1,50 M.**

Beilage zur preußischen Lehrerzeitung Spandau: Der Erzähler selbst ist ein einfacher Bauer, nichtsdestoweniger aber ein Schriftsteller von Gottes Gnaden, dessen tiefdurchdachte Artikel: „Aus dem Eulenloch der Zeit", die in jeder Nummer der Sohnreyschen Dorfzeitung erscheinen, wir schon jahrelang mit größtem Interesse lesen. **Die herzwarmen Büchlein sollten in keiner Volksbibliotbek fehlen.**

Die Landjugend.

Zweite Ausgabe: **Jugendbuch für Stadt und Land.** Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von **Heinr. Sohnrey.** Jeder Band ist etwa 200 Seiten stark, reich illustriert, hübsch gebunden. —

Jahrgang 6, 11 und 12 in Halbkwd. geb. Preis je 1,50 M. Jahrgang 13 (1909) in Ganzlwd. geb. 1,60 M.

Das Büchlein will der Jugend die Augen öffnen für die Schönheit der ländlichen Heimat, für die Geheimnisse der Natur in Feld und Wald, für die so eigenartige dörfliche und im Grunde gemütvolle, arbeitsfreudige Lebensart des echten Bauerntums. Es gilt, schon der Jugend zu zeigen, welcher Wert in der Landarbeit steckt, ihr aber nicht nur die Last, sondern auch die Lust des Lebens, die sinnige Freude und Fröhlichkeit zu offenbaren, wie sie z. B. in Spiel und Brauch lebt. Darüber hinaus will das Buch aber auch helfen, den vaterländischen Sinn wach zu halten und zieht darum die edelsten vaterländischen Stoffe in den Kreis seiner Darstellung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlag

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Heinr. Sohnreys Dorfgeschichten

(Verlag von Wilhelm Baensch in Dresden)

sollten in jeder deutschen Familie heimisch werden.

Die Leute aus der Lindenhütte. 1. Band: Friedesinchens Lebenslauf. 25. Auflage. 2. Band: Hütte und Schloß. 13. Auflage.

„Friedesinchens Lebenslauf" ist eine Geschichte voll Wahrheit und voll unvergänglicher Schönheit. Es ist ein Volksbuch, dem ich kaum ein zweites an die Seite stellen möchte: jede Zeile offenbart den gründlichen Kenner des Volkslebens, jedes Wort des Dichters goldenes Herz. Das Buch, das ich mit Tränen der Rührung auf einen Sitz gelesen habe, wiegt ganze Büchereien auf; es verdient einen Ehrenplatz in jedem deutschen Hause .... Wer noch ein Herz hat, muß es, muß die Leute aus der Lindenhütte, muß den Verfasser lieb gewinnen!

Professor Jos. Wichner in Krems.

Die hinter den Bergen. Gestalten und Geschichten aus dem Hannoverschen Berglande. Mit Buchschmuck von D. Krencker. 6. Auflage.

Wer für das Einfache noch Sinn, für das Natürliche Verständnis und für schlichtes Volksleben, Volkslieben, Volksfreuen, Volksleiden ein Mitempfinden hat, der wird mit Entzücken Bekanntschaft mit den Leuten hinter den Bergen machen. Schulrat F. Polack.

Robinson in der Lindenhütte. Gesammelte Jugend-Erzählungen. Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.

Dieses Buch ist eines der besten des Meisters Sohnrey. Es enthält Geschichten aus der ersten Zeit, so echt und wahr, so treuherzig und klar, daß man seine helle Freude dran hat. Es ist einem dabei, als tränke man am frischen Born eines klaren Quellwassers.

Verschworen — Verloren. Eine Dorfgeschichte. Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster. 8. Tausend.

Das sind wirkliche Bauern, voll naturwüchsigen Lebens, nicht blasse und durchscheinende Studierstubengeschöpfe .... Das ist alles so voll warmen Lebens, so voll packender Kraft, so voll entzückender Frische, daß man die Geschichte nicht liest, sondern mitlebt. Das Reich.

Preis für jeden Band geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Sämtliche Schriften sind vorrätig in der

Deutschen Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Heinr. Sohnreys Dorfgeschichten

(Verlag von Wilhelm Baensch in Dresden)

sollten in jeder Schul- und Volksbibliothek vorhanden sein.

Der Bruderhof.

Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte. 8. Tausend.

„Ein starkes Talent, das tief in der Heimatserde wurzelt, ein Talent voll Mark und Saft, das aber auch die feinere Empfindungswelt in weitem Bereich umspannt, ist Heinrich Sohnrey. Was dem Buche „Der Bruderhof" seinen Wert verleiht, ist, daß es quellendes Leben gibt; in engem Bezirk ein Reichtum wechselnder Stimmung, die von fröhlicher Idyllik bis ins düster Tragische hineinreicht. Und die Kunst Sohnreys beherrscht alle Gebiete des Poetischen; neben behaglich epischen Schilderungen finden sich Stellen voll lyrischen Reizes, und der Gegensatz der Charaktere kommt in dramatischer Schärfe zum Austrag."

Heinrich Hart in Tägliche Rundschau.

Im grünen Klee — im weißen Schnee.

12 Dorfgeschichten. Illustriert. 5. Tausend.

Sohnrey schildert die einfachen ländlichen Verhältnisse nicht bloß als stiller Beobachter, sondern vielmehr wie Rosegger mit einem brennenden Herzen, brennend vor Jammer über das verlorene Paradies, das in der bäuerlichen Kraft steckt und allmählig ganz zu versinken droht, brennend in dem Wunsch, zu retten, was noch zu retten ist, denen, die es noch haben, ihre heimatliche Scholle mit ihrer Einfachheit und Gesundheit wieder lieb zu machen, und anderen, die in der Kultur fast ersticken, den Ruhepunkt eines naturgemäßen Lebens zu zeigen, von dem aus das Volksleben wieder gesunden könnte.

Professor Kinzel in Tägliche Rundschau.

Preis für jeden Band geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Dorfmusikanten.

Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in 3 Aufzügen, mit Benutzung von H. Schaumbergers Musikantengeschichten von H. Sohnrey. **Preis M. 1,20, gebunden M. 2,—.**

„Es ist eine gesund empfundene Bauernkomödie, wenn man so sagen darf, in der die harten Bauernschädel eine Hauptrolle spielen, in der ländliche Liebe vorwiegend ventiliert wird und die eine Unmenge von rustikalen Typen aufweist, die jeder kennt, der einigermaßen auf dem platten Lande Bescheid weiß."

Berliner Lokal-Anzeiger.

Sämtliche Schriften sind vorrätig in der

Deutschen Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide.

Studien zur niedersächsischen Volkskunde

von

Dr. Eduard Kück.

Mit 41 Abbildungen, 24 Singweisen und 1 Karte, XVI und 279 Seiten, broschiert 6 M., in künstlerischem Einband 7,50 M.

Verlag von **Theod. Thomas**, Leipzig.

Der selbst aus der Heide stammende Verfasser schildert in diesem von der Kritik einstimmig als hervorragende Leistung anerkannten Werke fesselnd das Heidjerleben der guten, alten Zeit von der Wiege bis zur Bahre.

Ein Buch, dessen Verbreitung wir auf das wärmste empfehlen (Erlaß der Königl. Regierung zu Lüneburg).

... verdient unter den volkskundlichen Bearbeitungen kleinerer Gebiete einen Ehrenplatz ... geradezu mustergültig für alle ähnlichen Arbeiten (Prof. Dr. Bolte in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde").

... in literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht ein Ereignis (Hannov. Courier).

... wertvoll für den Forscher und interessant für den Freund der Lüneburger Heide (Weserzeitung, Bremen).

Dem großartigen Werke wünsche ich eine recht weite Verbreitung (Allgem. Deutsche Lehrerzeitung).

Diedrich Speckmann, der Verfasser von „Heidjers Heimkehr", „Heidhof Lohe" usw. schreibt: Ich habe selten ein Buch mit solchem Entzücken gelesen.

In ähnlichem Sinne äußerten sich über siebzig Zeitungen und Zeitschriften. — Auch als Weihnachtsgeschenk und für Volksbüchereien trefflich geeignet.

Zu beziehen durch die

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Händl… und nun beginnt ein Wettlauf zwischen dem H… Habicht. Wenn der Händler die gestohlenen… Habicht erreicht und sie an die Hand nimmt, …eit, und er hat gewonnen. Erreicht aber der … letzten Vogel vorher sein Nest, so geht das … em ein neuer Vogel ausfliegt.

Diese … ehung zur Vogel- und überhaupt zur Tierwelt … früher vielerwärts auch dem bekannten „Anf… eigen[1]). In Bayern heißt das Spiel „gugkebe… kuckanschlag", in der Schweiz „Gutzbergleins f… reußen „Kuckuck, wo bist du", da die Versteckten, …erkbar zu machen, den Ruf des Kuckucks nach… chleswig-Holstein ruft der Sucher den Versteck… ens" (Pfeif einmal)! Hier sind sie als Mäuse … t der in Holland übliche Zuruf: „Piep, muis" …!

Der Habicht, der … pgelhändler" begegnete, bedroht in dem pomm… nspiel „Henne und Küchlein", dem das ba… eles" nahe verwandt ist, eine Kückenschar. Ei… n Mädchen ist die Glucke. Die andern reihen … ein an, indem jede die vordere anfaßt. Die … r fortwährendem „Gluck, gluck!" dem „Habich… sucht ihn so zu hindern, eins von den hinterst… ureißen. Diese müssen, wie begreiflich, beson… haben, damit die Kette nicht gesprengt wird.

Die pommerschen Knaben d… in zwei einander zugekehrten Reihen aufgestellt … ten bildend, „Ritter und Knecht". Abwechsel… e Parteien

[1]) Vgl. Böhme, Kinderl. S. 562, Han…